

4 Die Formierung des Sprachkontakt- paradigmas im 19. Jahrhundert: Eine Primärtextanalyse

The nineteenth century introduced history and historical comparison into linguistics and did it with such enthusiasm and such success that all too often other approaches were ignored. Yet the historical work, if done in depth, was bound to lead back to the questions which had been left aside in the enthusiasm of the discovery. (Morpurgo Davies 1998, 326)

4.1 Einleitung

Die Reflexionen über Sprache, oder nun können wir auch sagen: die sprachwissenschaftlichen Diskurse, im 19. Jahrhundert sind der eigentliche Schlüssel zum Thema unseres Buches. Geschmiedet wird dieser Schlüssel auf die oben von Morpurgo Davies treffend beschriebene dialektische Weise. Eine bestimmte, und wir können schon vorwegnehmen: eine signifikant neue, Perspektive auf die Sprache wird eingenommen und erweist sich als außerordentlich produktiv. Doch sie ist produktiv nur um den Preis der Ausklammerung oder Negierung anderer, keineswegs weniger bedeutsamer Aspekte. Diese rücken aber über den Pfad der nun ebenfalls eingeforderten stringenten wissenschaftlichen Methode zurück in die Diskurse, sodass nach einiger Zeit dem einseitigen Fokus eine andere, ebenso innovative Perspektive gegenübergestellt wird, die wiederum grundlegend für das Sprachkontaktparadigma sein wird. In diesem Kapitel soll es darum gehen, diesen dialektischen Prozess vornehmlich anhand von Primärtexten nachzuzeichnen.

Die dafür relevanten Debatten werden hauptsächlich um die Erfassung des Sprachbegriffes unter den neuen Erkenntnissen der Historizität und Verwandtschaft von Sprachen, um die Verortung der *Sprache* relativ zu anderen Erscheinungen der Natur und der Kultur, und um die Positionsbestimmung der *Sprachwissenschaft* unter den anderen Wissenschaften geführt, und sie haben einen

brisanter Nebenschauplatz in der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Sprachmischung beziehungsweise nach der Existenz von hybriden Sprachen. Wir wollen uns hier mit den Autoren und Texten befassen, die diese Debatten in entscheidender Weise gestaltet und vorangetrieben haben. Darunter sind viele, die von der Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft einen entsprechend prominenten Platz zugesprochen bekommen haben, wie Friedrich Schlegel, Franz Bopp, August Schleicher oder Hugo Schuchardt; aber ebenfalls einige andere, die aus verschiedenen, noch näher zu bestimmenden Gründen sowohl in dieser allgemeinen Geschichtsschreibung als auch in jener speziellen der Kontaktlinguistik mehr oder weniger deutlich übergegangen worden sind, wie Johan N. Madvig, William D. Whitney oder James C. Clough. Diese Arbeit möchte mit der historisch-theoretischen Aufarbeitung ihres Themas also bestimmte Lücken in der Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft füllen. Dafür muss sie Beiträge aus verschiedenen Diskursen zu fokussierten Debatten bündeln und freilich auch eine sinnvolle Textauswahl treffen. Denn aus mehreren Gründen ist hier Vollständigkeit nicht zu erreichen: Erstens finden die relevanten Diskurse nicht nur in der Sprachreflexion beziehungsweise Sprachwissenschaft statt, sondern decken eine breite Palette philosophischer und wissenschaftlicher Stoßrichtungen ab. Zweitens vertreten viele der hier besprochenen Autoren ihre Positionen und Argumente, mit manchmal mehr und manchmal weniger starker Entwicklung, in einer Vielzahl von Schriften; hier musste also eine Auswahl getroffen werden, die in letzter Instanz nie ganz objektiv sein kann, doch aber mit dem Anspruch getroffen wurde, die für die Themenerarbeitung *wesentlichen* Texte und Autoren berücksichtigt zu haben. Drittens finden die Diskurse und Debatten freilich nicht in einem steril abgesteckten 19. Jahrhundert statt, sondern weisen eine historische Kontinuität auf, die sich rückwärts, wie wir im letzten Kapitel gesehen haben, bis zu den Anfängen der europäischen Sprachreflexion, und ebenso vorwärts bis in die aktuelle Gegenwart verfolgen lässt. Denn die Schauplätze der Debatten, um die es in diesem Kapitel geht, sind auch weiterhin begehbar, sie sind nicht abschließend diskutiert und wohl nicht abschließend diskutierbar.

Es kann hier also nicht darum gehen, *alle* Texte des 19. Jahrhunderts, in denen sprachkontaktrelevante Aspekte behandelt werden, aufzuarbeiten,¹³⁶ sondern es geht in erster Linie um solche Texte, die ihre Diskussion dieser Aspekte in einen theoretischen Kontext stellen, der auch für ein wissenschaftliches Kontaktparadigma relevant ist. Die anvisierte Zeitspanne erstreckt sich vom programmatischen Entwurf einer historisch-vergleichenden Sprachwis-

¹³⁶ Dafür kann ergänzend z.B. auf Holm (2004a) und Holm und Michaelis (2009a) verwiesen werden.

senschaft bei F. Schlegel 1808, in dem die Eckpunkte eines neuen Verständnisses von der Sprache und der Sprachmischung festgeschrieben werden, über die ersten Schritte zur Konstitution eines Sprachkontaktparadigmas bei Madvig und Whitney bis hin zu Schuchardt, der in den 1880er und 90er Jahren das Paradigma, so wie wir es in dieser Arbeit fassen, vollenden wird. Das Resümee des Kapitels geht sogar noch ein Stück darüber hinaus bis zu den letzten Gesamtentwürfen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte* (1880) und Georg von der Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft* (1891), an denen sich hervorragend erkennen lässt, dass das Paradigma etabliert und im Kanon der Sprachwissenschaft angekommen ist.

Was dieses Kapitel leisten kann und soll, ist also Folgendes: den Entwicklungsgang der Debatten um das Wesen der Sprache und die Position der Sprachwissenschaft, um die Grenzen der Sprachmischung und die Möglichkeit der Existenz von Mischsprachen an den diesbezüglich signifikanten Texten nachzeichnen, die Entstehung und Entwicklung dafür zentraler Argumente, Konzepte und Begriffe sowie die Motive der Autoren herausarbeiten und die Bewegung oder Flussrichtung dieser Argumente, Konzepte, Begriffe und Motive hin zu einer Konstitution des Sprachkontaktparadigmas verfolgen.

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft: Friedrich Schlegel, Franz Bopp, Rasmus C. Rask und Jacob Grimm

Primärtexte: Friedrich Schlegel 1808, *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier*; Franz Bopp 1816, *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache*; Rasmus Rask 1818, *Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse*; Jacob Grimm 1819–1837, *Deutsche Grammatik*; Franz Bopp 1833–1852, *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, (Altslawischen,) Gothischen und Deutschen*.

Das Programm und Vokabular der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft¹³⁷ werden maßgeblich geprägt durch F. Schlegels Schrift *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* (1808). Schlegel beruft sich explizit auf William Jones'

¹³⁷ Ich verwende diesen Begriff als Bezeichnung für eine Subdisziplin der vergleichenden Sprachwissenschaft, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter maßgeblicher Beteiligung der in diesem Abschnitt betrachteten Texte entsteht und die durch systematischen Vergleich historischer Sprachstände die genetischen, also einen gemeinsamen Ursprung betreffenden Verwandtschaftsbeziehungen von Sprachen zu ermitteln sucht. Sie lässt sich

Input (1808, iii, 85f.) und erhofft sich vom Studium des altindischen Sanskrit ähnliche Fortschritte in der Wissenschaft, wie sie die Wiederentdeckung des Griechischen in der Renaissance evoziert hat (ebd., x). Ziel ist es, eine „wahre Entstehungsgeschichte der Sprache“ (ebd., 84) als Teil der (Ur-)Geschichte der Menschheit zu formulieren (deshalb lautet der Untertitel der Schrift „Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde“) und ein solches Unterfangen muss, will es unter dem Siegel der Wissenschaftlichkeit agieren, einer stringenten Methode folgen, für die Schlegel sogleich eine erste Skizze vorlegt. Als entscheidendes Material fungiert dort die „innre Structur“ (ebd., 28), das heißt die *Grammatik* der Sprachen, durch deren Vergleich miteinander eine „Genealogie“ (ebd.), eine Struktur von Abstammungsverhältnissen, ein „historischer Stammbaum“ (ebd., 84) offengelegt werden kann. Es geht also, kurz, darum, genealogische Verwandtschaft durch die Methode des grammatischen Vergleichs nachzuweisen – ein ausdrücklich empiristisches, nicht rationalistisches Unterfangen. Für diesen Nachweis fordert Schlegel nicht nur ein transparentes und systematisches Vorgehen, sondern auch die Berücksichtigung historischer Zwischenstufen:

Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fo[r]dern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag *giorno* von *dies* abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen *f* im Spanischen so oft *h* eintritt, das lateinische *p* in der deutschen Form desselben Worts sehr häufig *f* wird, und *c* nicht selten *h*, so gründet dieß allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Form-Verschiedenheiten gestatten zu dürfen. (1808, 6f.)

Rhetorisch ist die Abgrenzung zu den (vermeintlich vorwissenschaftlichen) historischen Sprachstudien unmissverständlich – die „vergleichende Grammatik“¹³⁸ und der „historische Stammbaum“ scheiden Dichtung von Wahrheit. Wir

unterscheiden zum einen von den nicht vergleichenden sprachwissenschaftlichen Disziplinen, das sind vor allem die angewandte und die allgemeine Sprachwissenschaft, und zum anderen von den nicht historischen Subdisziplinen der vergleichenden Sprachwissenschaft wie der Sprachtypologie, der kontrastiven Linguistik oder der Kontaktlinguistik. Aus der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft gehen weitere Teildisziplinen hervor, die sich mit einzelnen, genetisch verwandten Sprachverbänden beschäftigen, wie die Indogermanistik, die Germanistik, Romanistik, Slawistik usw.

¹³⁸ Begriff und Konzept tauchen zuerst 1803 in A.W. Schlegels *Ankündigung* zur Sprachlehre von A.F. Bernhardi auf (vgl. Gipper und Schmitter 1979, 46; Bär 1999, 230): „Ist man hingegen über den gesetzmäßigen Organismus der Sprache überhaupt im kla-

können dies, im Rückgriff auf Thomas S. Kuhns Wissenschaftstheorie, durchaus als den Versuch werten, eine *normale*, das heißt von einem einzelnen Paradigma geleitete Wissenschaft zu etablieren. Die avantgardistische Rolle spricht Schlegel seiner Schrift gewissermaßen auch selbst zu:

Genug, wenn hier nur in das Ganze Ordnung gebracht und befriedigend angezeigt ist, nach welchen Grundsätzen etwa eine vergleichende Grammatik und ein durchaus historischer Stammbaum, eine wahre Entstehungsgeschichte der Sprache, statt der ehemaligen erdichteten Theorien vom Ursprunge derselben, zu entwerfen wäre. (1808, 84)

Eine *wissenschaftliche* Betrachtung der Sprache ist für Schlegel zwangsläufig eine *historische*, die beiden Begriffe sind in diesem Kontext weitgehend synonym.¹³⁹ Die Formbarkeit der Sprache im aufklärerischen Sprachbild ist einem Fokus auf die Geschichtlichkeit und die aus dieser heraus begründbaren Verwandtschaft der Sprachen gewichen. Mit dem altindischen Sanskrit als gemeinsame Ur-Mutter (fast) aller europäischen Sprachen richtet sich das wissenschaftliche Interesse essentiell rückwärts auf eine zu rekonstruierende Vergangenheit. Das alles sind recht neuartige Schwerpunktsetzungen, mit denen Schlegel hier eine Wissenschaft von der Sprache entwirft, die er in ihrem Erkenntnispotential auf Augenhöhe mit den Naturwissenschaften – als Beispiel dient ihm die vergleichende Anatomie – sieht:

Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben

ren, so können die hinzukommenden besondern Bestimmungen als das Individuelle historisch begriffen und charakterisirt werden. Bei den Meistern des Styls ist das Gefühl für die Individualität ihrer Sprache sehr rege, allein von Grammatikern ist bis jetzt für die Charakteristik wenig geleistet worden. Die vergleichende Grammatik, eine Zusammenstellung der Sprachen nach ihren gemeinschaftlichen und unterscheidenden Zügen, würde dazu ungemein behülflich seyn. So müßte man das Griechische und Lateinische; die Sprachen deutschen Stammes: das Deutsche, Dänische, Schwedische und Holländische; die neulateinischen mit deutschen und andre[n] Eimmischungen; das Provenzalische, Französische, Italiänische, Spanische, Portugiesische; dann das in der Mitte liegende Englische; endlich wieder alle zusammen als eine gemeinschaftliche Sprachfamilie nach grammatischen Uebereinstimmungen und Abweichungen und deren innerm Zusammenhange vergleichen“ (1803, 203).

¹³⁹ Man müsse, schreibt Schlegel, all jenen „etymologischen Künste[n] und Gaukel-eien [...] den Abschied geben [...], wenn man die Sprache und ihre Entstehung *wissenschaftlich d. h. durchaus historisch* betrachten will“ (1808, 41, meine Hervorh.; vgl. Arens 1955, 144).

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat. (1808, 28)

Die Analogie ist weder zufällig gewählt noch unglücklich, steckt doch hinter diesen neuen Schwerpunktsetzungen kein Sonderweg der Sprachreflexion, sondern die philologische Seite einer, wie Michel Foucault sie bezeichnet, „archäologischen Umwälzung“ (1971, 344), die sich um 1800 im abendländischen Bewusstsein vollzieht und zum Beispiel in der Reorganisation verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen nach ganz ähnlichem Muster sichtbar wird. Foucault vergleicht diesbezüglich die Anatomie, die Ökonomie und die Philologie: Die anatomischen Merkmale der Lebewesen hatten bisher, genau wie die Wörter der Sprachen, im Wesentlichen existiert „durch den repräsentativen Wert, der ihnen zukam, und die Kraft zur Analyse, zur Reduplizierung, zur Zusammensetzung, zur Anordnung, die man ihnen hinsichtlich der repräsentierten Dinge zuerkannte“ (1971, 342). Dies änderte sich in der Anatomie mit Jean-Baptiste de Lamarck und Georges Cuvier, in der Sprachwissenschaft mit Schlegel, Bopp und J. Grimm. Die anatomischen Merkmale verloren, genau wie die Wörter, ihre unmittelbare, aus ihrer sichtbaren Struktur und ihrer kombinatorischen Kraft schöpfende Funktion zu repräsentieren; sie repräsentierten von nun an nur noch indirekt, als integrativer Teil einer und determiniert durch eine größere Gesamtorganisation (1971, 342ff.). In der Sprache ist diese Gesamtorganisation die von Schlegel beschriebene „innre Structur“, die ‚Grammatik‘, und dieser Begriff meint in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem Morphologie und Phonologie. Das Wort hört damit nicht auf, zu bedeuten, zu repräsentieren, aber es tut es nicht mehr aus eigener, ursprünglicher Kraft, sondern

weil es in seiner Form selbst, in den es bildenden Klängen, in den Veränderungen, denen es gemäß der grammatischen Funktion, die es innehat, unterliegt, in den Modifikationen schließlich, denen es durch die Zeit hindurch sich unterziehen muß, es einer bestimmten Zahl von strengen Gesetzen gehorcht, die auf ähnliche Weise alle anderen Elemente derselben Sprache regieren. Insofern ist das Wort nur noch an eine Repräsentation gebunden, insoweit es zunächst Teil der grammatischen Organisation ist, durch die die Sprache ihre eigene Kohärenz definiert und sichert. Damit das Wort das sagen kann, was es sagt, muß es zu einer grammatischen Totalität gehören, die in Beziehung zu ihm ursprünglich, fundamental und determinierend ist. (Foucault 1971, 342f.)

Im selben historischen Atemzug, und nicht unabhängig voneinander, werden um 1800 *das Leben* und *die Sprache* als den einzelnen und den kombinierten, das sichtbare Untersuchungsfeld konstituierenden Elementen und Materialien vorgeschaltete, kohärente empirische Sphären definiert. Die von Schlegel

angetragene primäre Analyse der „inneren“, das heißt grammatischen Strukturen separiert *die Sprache* von ihrer Funktion, zu repräsentieren, und damit auch von ihrer Erkenntnisfunktion, die ihr in unterschiedlicher Ausbuchstrierung seit der Antike bis noch zu Johann Gottfried Herder und Wilhelm von Humboldt unterlegt war. Sie versteht die Sprache auf eine radikal neue Weise, nicht als *Spiegel der Welt*, sondern als ein *Objekt in der Welt*, als neutralen Erkenntnisgegenstand, als autonome Organisation, als Entität mit eigenem Sein, eigenen Gesetzen und eigener Geschichte, dem man grundsätzlich mit den gleichen Wissensmethoden begegnen kann wie den in den biologischen Naturwissenschaften untersuchten Lebewesen (Foucault 1971, 360 f.).¹⁴⁰ Die Kongruenz zwischen beiden Wissensbereichen bleibt dabei vielschichtig: Sie ist oft vordergründig rhetorisch, selten konkret, hat aber durchaus eine Basis in theoretischen und vor allem klassifikatorischen Analogien. Der Fokus der Klassifikationen verschiebt sich hier wie dort von den einzelnen Merkmalen auf den gesamten Organismus (Morpurgo Davies 1998, 90, 94).

Natürlich lässt sich dies vor allem retrospektiv als scharfer Bruch deuten – Schlegel kann in seinem Programm durchaus auch an Vertrautes anknüpfen:¹⁴¹ Der historische Blick auf Sprache ist beinahe so alt wie die Sprachreflexion selbst; er ist mit Herders Suche nach dem Ursprung als Schlüssel zum Wesen der Sache und der Verbindung von Sprache und Volksgeist aber noch einmal

¹⁴⁰ Ähnlich Crowley, der diesen Schritt aber erst an F. de Saussure nachvollzieht: „The break amounts to this: that Saussure conceived of language as a thing to be found in the world of other real things. As such, of course, and like other worldly things, it became open to the methods of objective scientific study. Once liberated from its status as but a pale shadow of the world of things into one of those things, then language could join those things in the privileged status of scientific object“ (1990, 30 f.).

¹⁴¹ Kontinuitäten, Innovationen und der Beitrag der linguistischen Geschichtsschreibung zur Deutung der Entwicklungen in der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert als das eine oder das andere werden von Morpurgo Davies (1998, Kap. 1.3, 2) ausführlich erarbeitet. Sie macht dabei insbesondere aufmerksam auf die Rolle der akademisch institutionalisierten Fachgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, die den Anbruch einer „neuen Wissenschaft“ vor allem rhetorisch herstellt, z.B. indem sie Kontinuitäten mit der Vorzeit marginalisiert oder unter den Tisch kehrt und Schlüsselrollen mit Namen und Werken füllt. Gerade F. Schlegels *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* und Bopps *Conjugationssystem der Sanskritsprache* werden in solchen exponierten Rollen verortet. Joseph (1995, 384 Fn.) hat dieses Prinzip verallgemeinert, indem er die intellektuelle Substanz von Revolutionen (wissenschaftlich genauso wie politisch) insgesamt infrage gestellt hat: „Most revolutions are essentially rhetoric, with the substantive change being one of personnel – who is in charge of the government, who defines the mainstream.“

sehr deutlich ins Bewusstsein gerückt (Morpurgo Davies 1998, 83f.).¹⁴² Die grammatischen Bereiche stellen auch schon für Joseph Justus Scaliger, Conrad Gessner oder Gottfried Wilhelm Leibniz eine durchaus ernstzunehmende Größe bei der Bestimmung von Sprachverwandtschaft dar, und diesen Bereichen wird um 1800 diesbezüglich längst das Primat gegenüber dem Vokabular eingeräumt.¹⁴³ Ebenso enthalten die Sprachensammlungen von Gessner bis Peter Simon Pallas und Lorenzo Hervás y Panduro natürlich ein vergleichendes Element (und zumindest implizit auch ein grammatisch vergleichendes) und hat die morphologische Sprachtypologie, die Schlegel mit seiner Unterscheidung zwischen flektierenden und isolierenden Sprachen begründet,¹⁴⁴ ihre konzeptionellen Ursprünge mindestens in der rationalistischen Sprachreflexion des 17. und 18. Jahrhunderts (Morpurgo Davies 1998, 71 ff.; Bossong 2001). Und

142 Für Sonderegger (1998, 446) war es Herder, der „den Blick für innere, genetische Entfaltung der dt. Sprache und anderer ihm nahestehender Sprachen – besonders des Griech. –, ja der Sprache überhaupt frei gemacht“, die „historisch-genetische Betrachtungsweise oder die innere Entfaltungsgeschichte der Sprache“ begründet hat. In dieser Eindeutigkeit wenigstens scheint die Behauptung schwierig: Die Anfänge einer historisch-genetischen Sprachbetrachtung liegen mit, z.B., Dante Alighieri und J.J. Scaliger weit vor Herder. Zu einem echten Fokus der Sprachwissenschaft gerät diese Perspektive erst in kongruenter Entwicklung mit den analog perspektivierten Naturwissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

143 Ausgesprochen z.B. schon von N. Beauzée und L. Hervás y Panduro (Morpurgo Davies 1998, 39). Bezeichnend ist es in dieser Hinsicht auch, wenn ein der Philologie nicht unbedingt nahe stehender Autor wie der Wiener Hofrat und Erfinder Wolfgang von Kempelen in seinem *Mechanismus der menschlichen Sprache* (es geht tatsächlich um die mechanische Reproduktion menschlicher Sprache) aus dem Jahr 1791 bei der Bestimmung von Sprachverwandtschaft und im Sprachvergleich ganz unaufgeregt der Morphosyntax Priorität zuspricht: „Wenn man den Unterschied der Sprachen erforschen will, muß man nicht bey den Wörtern allein stehen bleiben, sondern auch hauptsächlich die Syntax und den Bau der Sprache in Erwägung ziehen. Bloße Wörter können durch Vernachlässigung oder Sprachverbesserung, durch Vermischung der Völker, Veränderung der Mundarten, und viele andere Ursachen in so langer Zeit zum Theil ausgeartet seyn“ (Kempelen 1791, 44). Man beachte auch W.v. Kempelens Erwähnung der „Vermischung“ als eine potentielle Hauptursache des lexikalischen Wandels.

144 „Entweder werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderungen des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion; oder aber jedesmal durch ein eignes hinzugefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modifikationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit der Wurzeln unermessliche und unbestimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erschöpft“ (Schlegel 1808, 45).

auch der methodische Rahmen der nun aufdämmernden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts wurde in groben Zügen bereits von Christian Jacob Kraus in seiner Rezension von Pallas' *Glossarium* (1787) vorgezeichnet (Arens 1955, 118–27; Gardt 1999a, 268–71).

Wichtiger als diese Kontinuitäten ist für die kommenden Entwicklungen aber Schlegels Adaptation der Organismusmetapher (vgl. Morpurgo Davies 1998, 73), die uns im Zusammenhang mit der Sprache bereits bei Herder und W. v. Humboldt begegnet ist. Sie wird in ihren verschiedenen Interpretationslinien von Schlegel bis Schleicher das grundlegend neue Verständnis der Sprachwissenschaft von ihrem Gegenstand prägen und markieren und deshalb, das dürfen wir an dieser Stelle vorausschicken, auch eine entscheidende Funktion bei der Herausbildung des Sprachkontaktparadigmas haben.

Der Begriff *Organismus* wird zu Beginn des 18. Jahrhunderts von dem in Halle wirkenden Chemiker und Mediziner Georg Ernst Stahl aus Descartes' *Mechanismus* (und der altgriech. Grundlage *órganon* ‚Werkzeug‘, bei Aristoteles aber auch schon in der Bedeutung eines ‚zusammenhängenden Ganzen‘) abgeleitet und diesem gegenübergestellt (*Über den Unterschied zwischen Organismus und Mechanismus*, 1714). Stahl begreift das Leben nicht, dem descartesschen Leib-Seele-Dualismus entsprechend, als rein mechanisches Zusammenwirken einzelner physischer Elemente, sondern sieht in der Seele das vereinende Prinzip des Körpers und die eigentliche Quelle des Lebens. Die Vorgänge, die die belebte Natur charakterisieren, sind deshalb grundsätzlich andere als jene in der unbelebten Natur (Stahl 1961). Der Begriff *Organismus* symbolisiert damit ein im 18. Jahrhundert aufkommendes neues Verständnis des *Lebens* als selbstständiger, von den einzelnen physischen Elementen unabhängiger ontologischer Kategorie. Immanuel Kant führt in seiner *Kritik der Urteilskraft* (1790, insb. § 65, 66) diese Gedanken fort, sucht die „Ordnung der Dinge“ außerhalb des als unzureichend erkannten Mechanismusbegriffes (Kant 1922, 240) und scheidet unter anderem über den Begriff des Organismus die Natur von der Kunst:

In einem solchen Produkte der Natur wird ein jeder Teil, so wie er nur durch alle übrigen da ist, auch als um der anderen und um des Ganzen willen existierend, d. i. als Werkzeug (Organ) gedacht; welches aber nicht genug ist (denn er könnte auch ein Werkzeug der Kunst sein und so nur als Zweck überhaupt möglich vorgestellt werden), sondern als ein die anderen Teile (folglich jeder den anderen wechselseitig) *hervorbringendes* Organ, dergleichen kein Werkzeug der Kunst, sondern nur der allen Stoff zu Werkzeugen (selbst denen der Kunst) liefernden Natur sein kann; und nur dann und darum wird ein solches Produkt als *organisiertes* und *sich selbst organisierendes* Wesen ein *Naturzweck* genannt werden können.

[...] Ein organisiertes Wesen ist also nicht bloß Maschine, denn die hat lediglich *bewegende* Kraft, sondern es besitzt in sich *bildende* Kraft, und zwar

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

eine solche, die es den Materien mitteilt, welche sie nicht haben (sie organisiert), also eine sich fortpflanzende bildende Kraft, welche durch das Bewegungsvermögen allein (den Mechanismus) nicht erklärt werden kann. (Kant 1922, 236 f.)

In seiner Nachfolge wird der Organismusbegriff vor allem in Friedrich Wilhelm Joseph Schellings Naturphilosophie zentral: Schelling versteht die Welt als einen lebendigen Allorganismus, in dem die organische und die anorganische Natur über die „Weltseele“ stetig miteinander verbunden ist. „Der Organismus“, lesen wir in seiner Schrift *Von der Weltseele* (1798), „ist nicht die Eigenschaft einzelner Naturdinge, sondern umgekehrt, die einzelnen Naturdinge sind ebenso viele Beschränkungen oder einzelne Anschauungsweisen des allgemeinen Organismus. [...] Die Dinge sind also nicht Prinzipien des Organismus, sondern umgekehrt, der Organismus ist das Prinzipium der Dinge“ (Schelling 1907, 596). Zwei Jahre zuvor hatte schon Johann Gottlieb Fichte (*Grundlage des Naturrechts*, 1796) einen ganz ähnlichen Organismusbegriff auf den Staat und seine Bürger übertragen:

– Das Wesen der rohen Materie, welche selbst nur neben der organisierten und nur als Teil des organisierten Weltganzen zu denken ist, besteht darin, daß in ihr kein Teil anzutreffen sei, der nicht den Grund seiner Bestimmung in sich selbst habe, dessen Trieb nicht durch sein Sein und sein Sein durch seinen Trieb vollkommen erklärt werde; das der organisierten darin, daß in ihr kein Teil angetroffen werde, der in sich selbst den Grund seiner Bestimmung habe, und in dem nicht Trieb angetroffen werde, der ein Sein außer ihm, nicht Sein angetroffen werde, das einen Trieb außer ihm voraussetzt. Das gleiche Verhältnis ist zwischen dem isolierten Menschen und dem Bürger. Der erstere handelt lediglich um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und es wird keines derselben befriedigt, außer durch sein eignes Handeln; was er äußerlich ist, ist er nur durch sich. Der Bürger hingegen hat mancherlei zu tun und zu lassen, nicht um sein selbst, sondern um der anderen willen; dagegen werden seine höchsten Bedürfnisse befriedigt, ohne sein Zutun, durch das Handeln der andern. In dem organischen Körper erhält jeder Teil immerfort das Ganze, und wird, indem er es erhält, dadurch selbst erhalten; ebenso verhält sich der Bürger zum Staat. (Fichte 1912, 212 f.)

Damit sind die wesentlichen Voraussetzungen für eine Verwendung der Organismusmetapher in ganz unterschiedlichen Kontexten, und eben auch in der Sprachwissenschaft, gegeben. Die Metapher wird einerseits ein zentrales Element der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte, ein regelrechter Gemeinplatz bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts: Die Nation, die Sprache und genauso die Kunst werden als *organische*, also ganzheitliche, ihren eigenen Zweck und den Motor ihrer Entwicklung in sich tragende Wesen gedacht. Ihre Verwendung in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist andererseits

aber mehr als ein bloßes Mode- oder Zeitgeistphänomen (Morpurgo Davies 1998, 88; vgl. auch Sarasin und Sommer 2010, 329 ff.); dafür sprechen sowohl die differenzierten Auslegungen der Metapher als auch die immensen, und den Verfassern oft durchaus bewussten, konzeptuellen Konsequenzen dieser Auslegungen.

Die *organizistische* Interpretation der Sprache (oder bestimmter Sprachen, oder bestimmter Bereiche der Sprache) hebt sich zunächst grundsätzlich gegen das dominant *mechanistische* Sprachbild der Aufklärung ab: Als *Mechanismen* sind die Sprachen Kunstprodukte, Artefakte, aus Teilen zusammengesetzt; sie sind einem Zweck und einer Entwicklung unterworfen, die ihnen von außen gegeben werden, sie *sind* also organisiert und *werden* von einem außerhalb ihrer selbst stehenden Vernunftwesen organisiert.¹⁴⁵ Die *organische Sprache* hingegen ist, in Kants Worten, *organisiert* und *sich selbst organisierend*, ist immer ihr eigener Zweck, ist Ursache und Wirkung zugleich. – *Organisch* und *Organismus* werden in der Nachfolge F. Schlegels zu nachhaltig wirkenden Signalwörtern des historisch-vergleichenden Diskurses, die sich auf zwei miteinander verwobenen Ebenen entwickeln.

Semantisch entfernen sie sich bald, wie Bär (1999, insb. 232 ff. und 442 ff.) zeigt, von vergleichbaren Anwendungen im frühromantischen Diskurs, mit dem der historisch-vergleichende Diskurs anfangs faktisch unauflöslich verknüpft ist. Die Differenz ist in der Dialektik der Beziehung zwischen *Natur* und *Kunst* angelegt; beide Diskurse rekurrieren auf Metaphern aus beiden Bereichen und in einer komplementären Weise, sehen also Analogien der Sprache sowohl mit vom Menschen geschaffenen Kunstwerken als auch mit Naturorganismen. Doch die Akzente entwickeln sich bald unterschiedlich: Während die Romantik die Sprache mehr im Umfeld des Künstlerisch-Gestaltenden zu fassen sucht, fokussiert die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft immer stärker auf die Sphäre des Natürlichen.¹⁴⁶ Schelling beschreibt in seiner *Philosophie der Kunst* die Sprache als ein „natürliches Kunstwerk, wie es mehr oder weniger alles ist, was die Natur hervorbringt“ (1859, 482; vgl. Bär 1999, 186, 232), und der Romantiker Friedrich Schlegel konkretisiert in einem Fragment: „Die Sprache ist nicht Natur, sie ist Welt oder Mensch“ (zit. nach Bär 1999, 233). Der

¹⁴⁵ Hier kann wiederum der sprachtheoretische Teil von W. v. Kempelens Schrift *Mechanismus der menschlichen Sprache* (1791) als beispielhaft für die Durchdringung der Sprachauffassungen durch die Mechanismusanalogie auch jenseits der philologischen Hauptströmungen gelten (vgl. Fn. 143).

¹⁴⁶ „Für die Frühromantik ist die Sprache in erster Linie ein Kunstwerk, das *auch* als Organismus bezeichnet wird, für die historische Grammatik in erster Linie Organismus, dem *auch* Eigenschaften zugeschrieben werden können, wie sie das Kunstwerk aufweist“ (Bär 1999, 235, Hervorh. i. Orig.).

Sprachwissenschaftler Friedrich Schlegel jedoch initiiert einen Diskurs, in dem die konsultierten Metaphern – mit der Organismusmetapher als Speerspitze – mehr und mehr in Richtung belebte Natur vor- und aus dem Bereich des Schaffenden und Gestaltenden herausrücken (vgl. Bär 1999, 234). Auf einer zweiten Ebene, der rhetorischen, wird sogar das Metaphorische am Organismusbegriff in der Sprache sukzessive schwinden; den Höhepunkt stellt Mitte des 19. Jahrhunderts Schleichers Gleichsetzung von biologischen und sprachlichen Organismen dar („die Sprachen sind Naturorganismen“, 1863, 7; vgl. Kap. 4.3).

Wenn F. Schlegel (1808) in Bezug auf die Sprache von „Organismus“ oder „organisch“ spricht, dann geschieht das also noch in einem bewusst metaphorischen Rahmen mit klaren, aber auch noch nicht einseitigen Umrissen (zum Beispiel als „organisches Kunstgebilde“ 1808, 66).¹⁴⁷ Hinzu kommt eine eingeschränkte Reichweite, denn das Attribut „organisch“ behält sich Schlegel allein für die flektierenden Sprachen vor, es bezieht sich folglich auf eine bestimmte Ausrichtung in der Sprachstruktur:

Daher der Reichthum einestheils und dann die Bestandheit und Dauerhaftigkeit dieser [flektierenden, SP] Sprachen, von denen man wohl sagen kann, daß sie organisch entstanden sein, und ein organisches Gewebe bilden; so daß man nach Jahrtausenden in Sprachen, die durch weite Länder getrennt sind, oft noch mit leichter Mühe den Faden wahrnimmt, der sich durch den weitentfalteten Reichthum eines ganzen Wortgeschlechtes hinzieht, und uns bis zum einfachen Ursprunge der ersten Wurzel zurückführt. In Sprachen hingegen, die statt der Flexion nur Affixa haben, sind die Wurzeln nicht eigentlich das; kein fruchtbarer Same, sondern nur wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht aus einander treiben oder zusammenführen kann; der Zusammenhang ist eigentlich kein anderer, als ein bloß mechanischer durch äussere Anfügung. (1808, 51)

Das Begriffspaar *organisch/mechanisch* referiert also auf eine dichotomische Sprachtypologie – damit konnotiert ist aber auch eine vorgestellte Dominanz des Synthetischen gegenüber dem Analytischen und die Idee von der strukturellen und historischen Überlegenheit der flektierenden Sprachen wie sie uns schon bei Herder und, dann etwa zeitgleich, bei W. v. Humboldt begegnet sind.¹⁴⁸ Anders als Étienne Bonnot de Condillac und Herder deutet Schlegel die

¹⁴⁷ Vgl. auch noch einmal A. W. Schlegel (1803, 230): „Ist man hingegen über den gesetzmäßigen Organismus der Sprache überhaupt im klaren, so können die hinzukommenden besondern Bestimmungen als das Individuelle historisch begriffen und charakterisirt werden.“

¹⁴⁸ Auch dies ist alles andere als ein zufälliger Umstand: W. v. Humboldt war als politische und intellektuelle Autorität im intensiven Austausch mit den Größen seiner Zeit, u. a. auch mit A. W. Schlegel, der 1818 in Bonn den ersten Lehrstuhl für Indologie besetzte, und

Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aber nicht als Resultat unterschiedlicher Entfaltung beziehungsweise Verfeinerung der – im Prinzip gleichen – menschlichen Anlagen. Die herausragende Klarheit und Gestalt des vermeintlich ältesten Verwandten der europäischen Sprachen, des Sanskrit, gelten ihm gerade als Indiz dafür, dass die Sprachentstehung *nicht* überall gleichförmig von einfachen Schreilauten und Schallnachahmungen hin zu immer komplexeren Formen stattgefunden haben kann, sondern dass von Beginn an ungleiche Voraussetzungen vorlagen. Er greift dabei sogar den für Herders Sprachursprungstheorie so zentralen Begriff der *Besonnenheit* auf:

Vielmehr ist diese Sprache [= Sanskrit] selbst ein Beweis mehr [...], daß der Zustand des Menschen nicht überall mit thierischer Dumpfheit angefangen, woran sich denn nach langem und mühevolem Streben endlich hie und da ein wenig Vernunft angesetzt habe; zeigt vielmehr, daß wenn gleich nicht überall, doch wenigstens grade da, wohin uns diese Forschung zurückführt, gleich von Anfang die klarste und innigste Besonnenheit statt gefunden; denn das Werk und Erzeugniß einer solchen ist diese Sprache, die selbst in ihren ersten und einfachsten Bestandtheilen die höchsten Begriffe der reinen Gedankenwelt, gleichsam den ganzen Grundriß des Bewußtseins nicht bildlich, sondern in unmittelbarer Klarheit ausdrückt. (1808, 62f.)

Nicht gegen den natürlichen Ursprung der Sprachen streiten wir, sondern nur gegen die ursprüngliche Gleichheit derselben, da man behauptet, sie seien anfangs alle gleich wild und roh gewesen [...]. (1808, 64)

Die Sprachen haben von ihrem Ursprung an ein inneres Formenprinzip – dies ist ein humboldtscher Gedanke –, das sich entfaltet, genau so wie aus einer Eichel eine Eiche wird (Alter 2005, 125). Die indische Flexion ist für Schlegel deshalb nicht Ergebnis eines allmählichen Evolutionsprozesses, sondern zählt zusammen mit den indischen Wortstämmen und sogar der altindischen Schrift zu den ursprünglichen Anlagen dieser Sprache – zu ihrem *Genom*, das sie auch an ihre Tochttersprachen weitergegeben hat:

Und so entstand dieses schöne, einer unendlichen Entwicklung fähige, kunstvolle und doch einfache Gebilde, die Sprache; die Wurzeln und die Structur oder Grammatik, alles beides zugleich und vereint, denn beides ging ja aus einem und demselben tiefem Gefühle und hellem Sinne hervor. Ja auch die älteste Schrift war zugleich mit entstanden [...]. (1808, 65)

Bei aller Historizität und Sprachentwicklung scheint ein grundsätzlicher Wechsel des Sprachtyps also ausgeschlossen, Schlegels Verständnis der Organismus-

F. Bopp, den er für den ersten Lehrstuhl für allgemeine Sprachwissenschaft in Berlin empfahl (vgl. Gipper und Schmitter 1979, 78).

metapher fungiert hier gewissermaßen als Torwächter: Eine in ihrem Ursprung nicht flektierende (also nicht *organisch*, sondern *mechanisch* aufgebaute) Sprache kann nicht zu einer flektierenden werden, auch wenn sie ihre Formprinzipien, aus anderen Gründen, noch so sehr nachbildet, denn

[e]s fehlt diesen Sprachen im ersten Ursprunge an einem Keim lebendiger Entfaltung; die Ableitung bleibt immer dürftig, und wird nachher die Künstlichkeit durch immer mehr angehäuften Affixa auch noch so sehr gesteigert, so wird dadurch eher die Schwierigkeit vermehrt, als wahre einfache Schönheit und Leichtigkeit gewonnen werden. Der scheinbare Reichthum ist im Grunde Armuth, und es sind diese Sprachen, sie mögen roh oder gebildet seyn, immer schwer, leicht verworren und oft noch besonders ausgezeichnet durch einen eigensinnig willkürlichen, subjektiv sonderbaren und mangelhaften Charakter. (1808, 51f.)

Der grammatisch (genauer: morphologisch) definierte Sprachtyp wird zum Erbmerkmal umgedeutet, und als solcherart beständiges Charakteristikum lässt er sich freilich methodisch für die Erforschung von Abstammung und Verwandtschaft nutzen. Im Fall der flektierenden Sprachen ist dieses Erbmerkmal zugleich auch eine historische Auszeichnung und gibt dem rückwärtsgewandten Interesse der neuen Wissenschaft eine präzise Stoßrichtung: Die Suche nach den Ursprüngen, die Rekonstruktion der Abstammung und Verwandtschaft der europäischen Sprachen dient gleichermaßen der wissenschaftlichen (Re-)Konstruktion der kulturellen und intellektuellen Identität ihrer Sprachgemeinschaften und kann, neben anderen Elementen, identitätsstiftend mit Blick auf gesellschaftsphilosophische und -politische Projekte, in diesem Fall vor allem die *Nation*, sein. Schlegel spricht den flektierenden Sprachen auch aus methodischer Sicht die vorzüglichste Eignung für Ursprungssuche und Verwandtschaftsnachweis zu, denn diese zeigen noch gegenüber der „gewaltsamste[n] Einmischung“ anderer Sprachen eine „hartnäckige Bestandheit“ (1808, 73),¹⁴⁹ die wiederum aus den spezifischen Eigenschaften ihres Sprachbaues resultiert: In den isolierenden Sprachen und den affigierenden ohne Stammveränderung sind die sprachlichen Elemente angeordnet „wie ein Haufen Atome, die jeder Wind des Zufalls leicht

¹⁴⁹ Die indo-eurozentristische Sprachbewertung, die sich in deutlichen Worten durch Schlegels Schrift zieht, vermag auch dieser Versuch der ‚Ehrenrettung‘ nicht wirklich abzuschwächen: „Man würde mich indessen ganz mißverstehen, wenn man glaubte, ich wolle die eine Hauptgattung der Sprache ausschliessend erheben, die andre unbedingt herabsetzen. Die Welt der Sprache ist zu umfassend reich und groß und bei höherer Ausbildung zu verwickelt, als daß sich die Sache so einfach durch einen schneidenden Richterspruch ausmachen liesse“ (1808, 55).

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

aus einander treiben oder zusammenführen kann“ (1808, 51), in den flektierenden hingegen wie „lebendige[s] Gewebe“ (1808, 63), das sich folglich in den Turbulenzen der Völker- und Sprachgeschichte als beständiger erweist.

Diesen neuen Fokussierungen zugrunde liegen nicht etwa umfassend neue empirische Erkenntnisse über die Sprachen, sondern – neben der grundlegenden historischen Ausrichtung und einer (noch vorwiegend rhetorischen) Annäherung an bestimmte Naturwissenschaften – vor allem die gesellschaftsphilosophischen und ästhetischen Vorstellungen der deutschen Romantik, zu deren Schlüsselfiguren Schlegel ja ebenfalls gehört. In der Sprachphilosophie knüpfen diese Vorstellungen an die im Kern relativistischen, egalitären und dynamischen Sprachauffassungen Herders und W. v. Humboldts an, verengen sie aber zunehmend in Richtung eines Sprachnationalismus, der die Sprache als fundamentalen („organischen“) Kohärenzträger und -garanten einer unveränderlichen, als ‚natürlich‘ gedachten Individualität nationaler Gemeinschaften begreift und aus den Eigenschaften von Sprachstrukturen gravierende Rückschlüsse auf Größen wie ‚Volksgeist‘ oder ‚Nationalgeist‘ zieht (vgl. dazu auch Gardt 1999b). Wir kommen am Ende dieses Abschnitts noch einmal auf diesen Aspekt zurück.

Unter den erörterten theoretisch-methodischen Maßgaben kann Schlegel nun für das altindische Sanskrit konstatieren, dass es

die größte Verwandtschaft mit der römischen und griechischen so wie mit der germanischen und persischen Sprache [hat]. Die Aehnlichkeit liegt nicht bloß in einer großen Anzahl von Wurzeln, die sie mit ihnen gemein hat, sondern sie erstreckt sich bis auf die innerste Structur und Grammatik. Die Uebereinstimmung ist also keine zufällige, die sich aus Einmischung erklären liesse; sondern eine wesentliche, die auf gemeinschaftliche Abstammung deutet. (1808, 3)

Die Unterscheidung zwischen einer *wesentlichen* (das heißt grammatisch-strukturellen) Übereinstimmung durch gemeinsame Abstammung und einer *zufälligen* (das heißt auf das Vokabular beschränkten) durch Vermischung gibt uns nun weitere Auskunft darüber, was der Begriff der Sprachverwandtschaft im abgesteckten Paradigma bedeuten soll. Der allgemeine Grundsatz lässt sich so formulieren: *Zwei Sprachen gelten dann als (genetisch) verwandt, wenn sich ihre grammatischen Formen und Wortstämme systematisch auf eine gemeinsame Grundsprache zurückführen lassen. Vereinzelte Übereinstimmungen oder solche in nicht grammatischen Bereichen können das Resultat von Vermischung (oder besser: Einmischung) sein und bedeuten dann keine genetische Verwandtschaft, denn Sprachmischung kann nicht in systematischer Weise auf die Struktur einer Spra-*

che einwirken. ¹⁵⁰ – Die Unterscheidung wird von Schlegel sogleich weiter zur Illustration von unterschiedlichen Graden der Verwandtschaft zur indischen Sprache genutzt:

Mit der armenischen, den slavischen Sprachen und nächst dem mit der celtischen, ist die Verwandtschaft des Indischen entweder gering, oder steht doch in gar keinem Verhältniß zu der großen Uebereinstimmung mit jenen zuvor genannten Sprache, die wir aus ihr ableiten. Ganz zu übersehen ist diese obwohl geringe Verwandtschaft aber dennoch nicht, da sie in der Ordnung, wie diese Sprachen genannt worden sind, sich selbst noch wenigstens in einigen grammatischen Formen kund giebt, in solchen Bestandtheilen die nicht unter die Zufälligkeiten der Sprachen gerechnet werden können, sondern zur innern Structur derselben gehören.

In der hebräischen Sprache und den verwandten Mundarten dürften sich, so wie in der koptischen noch indische Wurzeln genug finden. Aber dieß beweist keine ursprüngliche Verwandtschaft, da es Folge bloßer Einmischung sein kann. Die Grammatik jener Sprachen ist so wie auch die baskische grundverschieden von der indischen. (1808, 3f.)

Der aus Schlegels Ausführungen abstrahierte Grundsatz wird in der Folge zum organisierenden Prinzip der genetischen Klassifikation der Sprachen in Einheiten wie *Sprachstämme*, *Sprachfamilien* usw. In dieser Funktion ist er bis heute im Grunde konkurrenzlos, obgleich keineswegs ohne Probleme und theoretische Alternativen (dazu z.B. Noonan 2010). Auf Friedrich Schlegels zwei Sprachtypen und seine Vorstellung von einer vererbten und (wenigstens im Fall der flektierenden Sprachen) auch durch Einmischung nicht korrumpierbaren Grundstruktur der Sprachen bauen sein Bruder August Wilhelm Schlegel und Wilhelm von Humboldt auf und leiten in eine echte Sprachtypologie über.¹⁵¹ Damit schafft sich die Sprachwissenschaft – und unter anderem deshalb dürfen

¹⁵⁰ Dass dieser Grundsatz Schlegel selbst noch nicht in dieser Klarheit vor Augen gestanden hat, zeigt u. a. sein Umgang mit dem Phänomen Sprachmischung. Der Begriff bzw. seine Ableitungen tauchen vergleichsweise häufig im Text auf, auch in Zusammenhängen, die dem einleitenden Diktum über „wesentliche“ und „zufällige Übereinstimmung“ auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen, wie etwa in diesem Passus: „Man wird nie eine klare und verständliche Ansicht der ältesten Geschichte erhalten, so lange man die Wanderungen der Völker nur als ein Drängen und Stoßen, wie nach blos mechanischen Gesetzen betrachtet, ohne zugleich auf die Bedingungen Rücksicht zu nehmen, wodurch ein großer Stamm sich in mehre kleine theilen, und immer individueller absondern und entwickeln mag, oder wie auch durch Mischung aus mehreren verschiedenen Völkern ein drittes ganz neues entstehen kann, das in Sprache und Charakter eigenthümlich gezeichnet und geartet ist“ (Schlegel 1808, 171).

¹⁵¹ A.W. Schlegel (1818) übernimmt dabei seines Bruders Anwendung des Begriffes *organisch* auf die Flexion und gesteht dem flektierenden Sprachbau ebenfalls eine grund-

wir sie nun auch als solche bezeichnen¹⁵² – zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleich zwei ordnende Prinzipien, die in der Folge konsolidiert und ausgebaut werden. Auf die Frage *Was für eine Sprache ist X?* kann eine Antwort nun gleich auf zwei Ebenen formuliert werden: als genetische auf der Ebene der diachronischen Verkettung (*X stammt, genau wie W und Y, von Z ab*), und als typologische auf der Ebene der synchronischen Ähnlichkeit (*X ist eine Sprache vom gleichen Typ wie B und F*).

Der Grundsatz baut allerdings auf einer Reihe von theoretischen Vorannahmen auf, die wir an dieser Stelle ebenfalls genauer unter die Lupe nehmen wollen. Eine erste, grundlegende Vorannahme ist überhaupt die Konzeptualisierung von *Sprache* in einem von der Biologie inspirierten Modell. In diesem Modell wären, wie Noonan (2010, 52) anschaulich zeigt, immerhin zwei Konzeptualisierungen von *Sprachen* denkbar: als *Populationen* von Sprechern beziehungsweise *Idiolekten* oder sprachlichen Konstruktionen einerseits,¹⁵³ oder als abgeschlossene, autonome Ganze, als *unitäre Organismen* andererseits. Die Organismusmetapher ist zentral für die gesellschaftliche und ästhetische Ideologie der Romantik (worauf wir später im Rahmen einer Ursachenforschung noch einmal zurückkommen werden), sie ist aber auch schon in Humboldts Sprachtheorie angelegt, und sie ist die von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft adaptierte. In dieser Entscheidung ist eine zweite wesentliche Vorannahme zu sehen. Die Vorstellung von Sprachen als unitären Organismen lässt Sprachentstehung und Sprachwandel analogisch als Lebenszyklus denken, die biologische Metapher also auch auf diachronischer Ebene Wirkung entfalten: Sprachen werden geboren, sie entwickeln sich (ausgehend von gleichen Bedingungen im Sinne Herders oder bereits mit einer inneren Form ausgestattet wie bei F. Schlegel), pflanzen sich fort und sterben. Für die Fortpflan-

sätzliche Überlegenheit zu, die in der Folge – bei Bopp, Grimm u. a. – weiter transportiert wird: „Je pense, cependant, qu’il faut assigner le premier rang aux langues à inflexions. On pourroit les appeler les langues organiques, parce qu’elles renferment un principe vivant de développement et d’accroissement, et qu’elles ont seules, si je puis m’exprimer ainsi, une végétation abondante et féconde“ (1818, 15).

¹⁵² Ein weiteres, ganz entscheidendes Kriterium ist die Institutionalisierung der Sprachwissenschaft an den Universitäten im 19. Jahrhundert, die in Deutschland ihren Anfang nahm (d. h. die Einrichtung von Lehrstühlen, von Fachzeitschriften und anderen Foren des Austauschs, und die Herausbildung eines entsprechenden akademischen Establishments mit einem von ihm akzeptierten Wissens- und theoretischen Kanon – mit anderen Worten: die Etablierung eines Denkstils und Denkkollektivs) (vgl. dazu Morpurgo Davies 1998, Kap. 1.2).

¹⁵³ Eine Interpretation von Sprachen als Populationen von *Idiolekten*, und in ihren evolutionären Charakteristika als analog zu parasitären, viralen Spezies schlägt z. B. Mufwene (2001; 2004; 2008) vor.

zung und Geburt von Sprachen sind in diesem Rahmen noch einmal mindestens zwei verschiedene Modellierungen denkbar, nämlich als ‚sexuelle‘, mit zwei ‚Elternsprachen‘, oder als ‚asexuelle‘, bei der sich ‚Tochter Sprachen‘ von einer ‚Muttersprache‘ abspalten. Die Wahl der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft fällt auf die zweite Modellierung, von Noonan (ebd.) gemäß des Analogierahmens als *parthenogenetische* – ‚jungfräuliche‘ (von Gr. *parthenos* ‚Jungfrau‘ und *genesis* ‚Geburt, Ursprung‘) – *Fortpflanzung* bezeichnet, und darin ist eine dritte wichtige Vorannahme zu sehen. Eine vierte, von Schlegel sogleich methodisch verwertete, ist, dass die grammatischen Strukturen das eigentliche Wesen der Sprachorganismen ausmachen, weil diese im Sprachwandel resistenter zu sein scheinen und im diachronischen Vergleich eine größere Kontinuität aufweisen.

Die *Vermischung* von Sprachen ist unter diesen Voraussetzungen zwangsläufig ein unerhebliches und formal oberflächliches, im Rahmen der Organismus- und Parthenogenese-Analogie letztlich ein unnatürliches Phänomen. Mit dieser Betrachtungsweise führt das historisch-vergleichende Paradigma¹⁵⁴ die im Grunde durch die gesamte Geschichte der abendländischen Sprachreflexion hindurch präsen- te Deutung von Sprachmischung als Korruption und Verfall fort – sie schließt aber auch, und das ist das Entscheidende, eine andere, nicht weniger häufig tradierte und inhaltlich eng mit dieser zusammenhängende Deutung explizit aus, nach der die Sprachmischung nämlich ein *grundlegender Prozess bei der Formierung neuer Sprachen und Sprachstufen* ist (deutlich zum Beispiel unter anderem bei Bibliander, Gessner, Leibniz, W. v. Humboldt). Für die zweite Deutung liegen mit den romanischen Sprachen oder dem Englischen zudem seit Jahrhunderten einschlägige Beispiele mit einer hervorragenden Materialgrundlage insbesondere schriftlicher Quellen vor. Wenn im Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft die Bildung neuer Sprachen oder Sprachstufen durch Mischung marginalisiert oder gar negiert wird, neue Sprachen im anvisierten Analogierahmen ausschließlich durch die Abspaltung der ‚Tochterorganismen‘ von einem ‚Mutterorganismus‘ – ausgelöst durch systematischen, internen Sprachwandel – entstehen, dann müssen auch diese Beispiele anders bewertet werden, was wiederum im Rahmen des vom Paradigma kolportierten Sprachbegriffes geschehen muss. Einfacher ausgedrückt muss die Kontinuität der grammatischen Struktur deutlich herausgearbeitet und die Einflussnahme anderer Sprachen im Zusammenhang mit etwaigen Brüchen in dieser Struktur als oberflächlich und akzidentiell dokumentiert werden. Das sollte aber zum Beispiel für die romanischen Sprachen und das moderne Englisch nie

¹⁵⁴ Beziehungsweise das Paradigma der historisch-vergleichenden Methode; diese Anwendung des kuhnschen Terminus z. B. bei Coseriu (1992, 14) und Kaiser (2014, 18).

ganz überzeugend gelingen: Allzu oft wurde die strukturelle Kontinuität hier überzeichnet und äußere Einflüsse marginalisiert. Im hermeneutischen Spannungsfeld zwischen den theoretisch-konzeptuellen Bausteinen des historisch-vergleichenden Paradigmas auf der einen und den zeitgenössisch verfügbaren sowie in der Folge akkumulierten empirischen Daten auf der anderen Seite sollte sich deshalb in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein konkurrierendes Paradigma formieren, das konstitutiv für die Kontaktlinguistik wird.

Friedrich Schlegel behandelt das Thema *Sprachmischung* in seiner Schrift dementsprechend stiefmütterlich. Er übergeht sie nicht, sie gilt ihm auch keineswegs als unmöglich, aber doch als außerordentlich und unerwünscht, sie scheint ihm wie ein Transvestitismus, der das Verhältnis der Sprachen zu sich selbst empfindlich stören kann. So handelt das sechste Kapitel auch von „einigen merkwürdigen Mittelsprachen“ (1808, 71); Schlegel spricht von Einmischung, die Sprachen „erlitten haben“ (ebd.), von der „gemischten Beschaffenheit“ einiger „Hauptsprachen und ganzen Sprachfamilien“ (ebd., 76), vom „Mischcharakter der celtischen“ (ebd., 83) und anderer Sprachen. Die Sprachmischung kann alle Bereiche der Sprache betreffen, aber nicht ihren grundlegenden Typ verändern. Aber die Mischung entfremdet die Sprachen von sich selbst und ihresgleichen, sie schwächt sie, und das Eingemischte kann im ihm naturgemäß fremden Organismus nie wirklich heimisch werden:

[Man] kann wenigstens sicher annehmen, daß die [zu untersuchende] Sprache im Ganzen zu dieser [nicht flektierenden] Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte. (1808, 48)

Es haben alle diese abgeleiteten Sprachen, so wie die Völker selbst, eine mannichfache und zwar zum Theil ganz verschiedene Einmischung des Fremdartigen erfahren. Dieß hat sie nothwendig unter sich noch mehr entfremden müssen. Ich rede nicht bloß von solchen Einmischungen, wie die des Arabischen in der persischen, des Französischen in der englischen Sprache, wo die eingedrungenen Worte, weil sie nicht ganz in die grammatische Form der andern Sprache verschmelzen, sondern zum Theil ihre eigne behalten, sich dadurch gleich als Fremdlinge verrathen; Beispiele übrigens, welche einen sprechenden Beweis liefern, welche hartnäckige Bestandtheit jede ursprünglich edle, d. h. organisch entstandne und gebildete, Sprache hat, und wie schwer sie selbst durch die gewaltsamste Einmischung unterdrückt werden kann. Wie so ganz deutsch ist noch der Grundcharakter des Englischen, und wie ganz verschieden vom Arabischen ist der des Persischen geblieben! (1808, 73 f.)

Puschner (2008, 97 f.) zitiert eine ähnliche, das Phänomen aber auch in größere Zusammenhänge einbettende Passage aus Schlegels Kölner Vorlesungen (1804/05), nach welcher die „Vermischung der Sprachen, Sitten und Gesetze

diese selbst immer mehr schwächen und auflösen würde“. Diese Eigenschaft leitet sich unmittelbar aus dem eigentlichen Nährgrund, aus der gesellschaftlichen Manifestation von Sprachen, Sitten und Gesetzen her – der *Nation*:

Es ist der Natur viel angemessener, daß das Menschengeschlecht in Nationen strenge abgesondert sei, als daß mehrere Nationen, wie dies in neueren Zeiten der Fall ist, zu einem Ganzen sollen verschmolzen werden. Es ist dies immer ein unnatürlicher Zusammenhang, der auch durch die gewaltsamsten und künstlichsten Einrichtungen für die Zukunft nicht dauerhaft kann erhalten werden. (Schlegel, zit. nach ebd.)

Ist Schlegels Schrift in vielerlei Hinsicht noch visionäres Programm und „Absichtserklärung“ (Bär 1999, 232), folgt die eigentliche „Gründungsurkunde“ (ebd.) der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (und gleichsam der Indogermanistik) mit Bopps *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache* (1816), der ersten im eigentlichen Sinne komparativen Grammatik.¹⁵⁵ Dass diese Arbeit die von Humboldt und Schlegel anvisierte Richtung verfolgen will, macht Bopps Lehrer und Förderer Karl Windischmann in seinen

¹⁵⁵ Es wurde oben mit Blick auf F. Schlegel gesagt, dass sich der Bruch in der Auffassung zum Wesen der Sprachforschung insbesondere retrospektiv nachzeichnen lässt, wie etwa auch Foucault das mit seiner Deutung getan hat. Dennoch ist auch bei Zeitgenossen das Bewusstsein für eine revolutionäre Wende durchaus gegeben, oder wird doch wenigstens konstruiert – deutlich z.B. bei A.F. Pott, der in der Einleitung zu seinen *Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen* schreibt: „Fr. Schlegel ließ ahnungsvolle Blicke in die Sprache und Weisheit der Inder thun [...] [D]a trat ein Buch hervor, welches das doppelte Verdienst hat, nicht bloß den Deutschen mit einem wichtigen Teile der Sanskritgrammatik und dem verwandtschaftlichen Zusammenhange des Sanskrits mit mehreren alten und jungen Sprachen zuerst etwas näher bekannt gemacht, sondern zugleich klarer gezeigt zu haben, daß es der historischen Sprachkenntniß fortan nicht mehr allein um fremder Zwecke, sondern endlich auch einmal um ihrer selbst willen gelten [...] solle. Wir fürchten keinen Widerspruch gegen unsere Behauptung zu finden, daß Franz Bopp's Conjugationssystem der Sanskritsprache in der Sprachwissenschaft den Anfang einer neuen Epoche bezeichne, welche durch die seitdem von dem Verfasser unermüdet fortgesetzten Untersuchungen, durch den Glanz der Namen A. W. v. Schlegel's und W. v. Humboldt's, denen die Sprachvergleichung, jene junge Lieblingin der Musen, nicht bloß Schutz und Anerkennung, nicht bloß die Vorzeichnung der Wege, welche sie zu nehmen habe, sondern nicht minder auch kräftige Förderung durch die geistvollsten und tief eingreifendsten Beleuchtungen verdankt, endlich durch J. Grimm's großartige Bemühungen um die Kunde der Deutschen Mundarten, jener Wissenschaft die Befugniß ertheilt, ja die Pflicht auferlegt, sich nunmehr als mündig und für eine – in so weit es irgend eine sein kann – selbständige Wissenschaft zu erklären [...]“ (Pott 1833, xxiii).

„Vorerinnerungen“ wortgewandt klar:¹⁵⁶ Bopps Sprachstudium sei ein historisches *und* philosophisches, sein Vorgehen sei sprachvergleichend (1816, ixf.). Ziel sei es, die „Uebereinstimmungen oder Verschiedenheiten“ der im Titel genannten Sprachen als „etwas Gesezmäßiges und Sicheres“ herauszustellen und damit „allem Ohngefähr ein Ende“ zu machen (ebd., vii). Windischmann formuliert damit vielleicht als Erster das *Gesetz* als Ziel der vergleichenden Sprachforschung und sieht diese also eher dem Exaktheitsideal der Naturwissenschaften als jenem der traditionellen Textphilologie verpflichtet.¹⁵⁷ ¹⁵⁸ Bopp versuche, so Windischmann weiter, über den Weg der Sprache „in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesez abzugewinnen“ (ebd., ii), und erreiche auf diesem Weg einen „Fortschritt in der Erkenntniß des Alterthums“ (ebd., xxxv). Ob die Sprache als Phänomen in der Sphäre des Geistes (nicht der Natur) das Aufstellen von Gesetzen im Sinne der Naturwissenschaften zulässt, bleibt offen, Bopps oft unverbindliche Handhabung der von ihm beschriebenen „Gesezmäßigkeiten“ spricht eher dagegen. Wenn Windischmann dann über die Rolle des Persischen als „natürliche Vermittlung; eine zwischen Wurzel und Frucht schwebende, schlankstämmige Mitte, voll Leben und Kraft, Keim- und Blättersprossend, strahlend im Glanze der Blüten“ sinniert (ebd., xii), knüpft er an Schlegels Vorstellung von einem inneren Formenprinzip der Sprachen an, präzisiert damit aber vielleicht auch den rhetorischen Anschluss von Bopps Analyse an die sich mit den Phänomenen der Natur befassenden Wissenschaften in eine bestimmte Richtung. Bopp selbst legt seinem Unterfangen keine nennenswerten theoretischen Ausführungen bei, er setzt vielmehr die von ihm untersuchte Sprachverwandtschaft als ebenso gegeben voraus wie die schon bei W. v. Humboldt und Schlegel häufige, bei ihm nun notorische *Organizität* beziehungsweise *Organis-*

¹⁵⁶ K. Windischmann zeigt Bopp als hervorragend vernetzten Sprachforscher: Neben A. W. und F. Schlegel wird auch Alexander von Humboldt in der Vorrede explizit genannt. Mit Letzterem unterhielt Bopp einen intensiven Briefwechsel (vgl. A. von Humboldt und Bopp 2016). Wilhelm von Humboldt hingegen förderte Bopps Aufenthalt in London und sollte ihn 1821 für eine außerordentliche Professur an der Berliner Universität empfehlen.

¹⁵⁷ Auch bei F. Schlegel ist durchaus schon die Rede von „Gesetzen“, aber dort verweist der Begriff eher auf ein (aus den Naturwissenschaften herangezogenes) Ideal und nicht auf das explizite Ziel des Sprachvergleiches. Das deutet z.B. auch die vorsichtigeren Verwendung an: „Hauptsächlich besteht aber der Unterschied doch darin, daß die indische Grammatik in derselben Art, wie die griechische und römische, noch regelmäßiger, demselben Gesetz der Structur, wenn ich so sagen darf, noch treuer und eben dadurch zugleich einfacher und kunstreicher ist als diese“ (1808, 38f.).

¹⁵⁸ Zu den Begriffen *Naturgesetz*, *Gesetz* und *Regel* in der Wissenschaftstheorie vgl. z.B. Poser (2012, Kap. III).

menhaftigkeit der Sprache. Bopps Aufmerksamkeit gilt insbesondere den Flexionssystemen, freilich nur der indoeuropäischen/indogermanischen Sprachen.¹⁵⁹ Hier zeige sich, um eine Verwendung zu zitieren, etwa die altindische Sprache „als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsylbe auszudrücken“ (1816, 7). Da sich die Abstammung der Sprachen gemäß des schlegelschen Programms nur in der Grammatik sicher nachweisen lässt, will Bopp die Konjugationssysteme des Griechischen, Lateinischen, Persischen und Germanischen mit jenem des Sanskrit vergleichen,

wodurch wir deren Identität einsehen, zugleich aber die allmähliche und stufenweise Zerstörung des einfachen Sprachorganismus erkennen und das Streben beobachten werden, denselben durch mechanische Verbindungen zu ersetzen, woraus, als deren Elemente nicht mehr erkannt wurden, ein Schein von neuem Organismus entstand. (1816, 11)

Die biologisierende Rhetorik wird sich in Bopps späteren Arbeiten noch verschärfen. Dabei werden durchaus Entwicklungen deutlich: Von steigender Intensität (wenn auch nicht immer explizit) ist die Behandlung der Sprachen als Organismen im kantschen Sinne als *organisierte und sich selbst organisierende* Wesen mit einem ihnen innewohnenden Lebensprinzip sowie allgemein von Metaphern mit dem organischen Leben als Quellbereich. Abnehmend ist dagegen die Rede von „organischen“ Wurzeln, Sprachen beziehungsweise „organischer“ Flexion, die Bopp anfangs von Schlegel aufgreift, später aber aus inhaltlichen Gründen verwirft (vgl. Morpurgo Davies 1987). An anderer Stelle reicht Bopp auch einige grundlegende theoretische Betrachtungen nach, auf die wir weiter unten zurückkommen. Für den Moment ist es jedoch sinnvoll, der Chronologie der Publikationen zu folgen.

Etwa zur selben Zeit wie Bopp beschäftigt sich der Däne Rasmus Christian Rask mit den Verwandtschaftsverhältnissen indoeuropäischer Sprachen. Sein Fokus liegt auf der skandinavischen Gruppe und insbesondere dem Isländischen beziehungsweise Altnordischen. Seine Schrift *Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse* erscheint erst 1818 und damit zwei Jahre nach Bopps *Conjugationssystem* – fertiggestellt und als Preisabhandlung eingereicht hat er sie aber bereits 1814 (Rask 2013, xxxv). Damit kommt ihm zumindest der

¹⁵⁹ Beide Bezeichnungen kursieren seit dem frühen 19. Jahrhundert. Meier-Brügger (2010, 135) erwähnt erste Verwendungen von *indogermanisch* bei dem dänischen Geografen K. Malte-Brun sowie bei Bopp; *indoeuropäisch/indoeuropean* führt Szémerenyi (1999, 12, Fn. 1) auf den Engländer Th. Young zurück. *Indoeuropäisch* hat sich im englisch- und romanischsprachigen Raum durchgesetzt, *indogermanisch* im deutschen. Ich bevorzuge in diesem Buch dennoch den Begriff *indoeuropäisch*.

gleiche Rang bei der Begründung der komparativen Grammatik zu wie Bopp (vgl. Arens 1955, 170). Unabhängig voneinander, doch mit dem gleichen Anspruch wissenschaftlicher Rigorosität, gelangen die beiden zu verschiedenen Ansätzen, die sich allerdings ergänzen. Während Bopp die genetische Verwandtschaft durch Vergleichen der grammatischen Formen ermittelt, weist Rask sie durch den Vergleich von Lauten nach. Bopp sucht nach ‚Gesetzen‘ hinter der Transformation der Flexionssysteme, Rask nach ‚Regeln‘ für die Lautveränderungen im Basiswortschatz. Bei aller Fokussierung auf die Phonologie hat Rask aber auch den Erkenntniswert der grammatischen Formen für den Sprachvergleich immer vor Augen. Er will keine neue, phonologisch fundierte Etymologie, sondern wirbt für eine breite, die beiden Hauptelemente der Sprache – „the individual words (lexical items)“ und „their form changes and ways of combination, or the system of the language (grammatical items)“ (Rask 2013, 33) – berücksichtigende Sprachanalyse. Das spiegelt sich auch in einer vergleichsweise klaren Definition wider, wann von Sprachverwandtschaft gesprochen werden kann:

When correspondences are found between two languages in such words, in fact so many of them that rules can be deduced for the shifts of letters from one to the other, a basic kinship is found between these languages; especially when they are matched by similarities in the structure and system of the two languages [...]. (Ebd., 35)

Bopps und Rasks Studien werden zur methodischen Blaupause für die vergleichende Sprachwissenschaft – Grammatik und Phonologie stehen seitdem, in unterschiedlicher Schwerpunktsetzung, im Zentrum typologisch- oder genetisch-vergleichender Sprachforschung (vgl. Collinge 1995a, 198). Auf ihre konkreten, technischen Ergebnisse müssen und wollen wir an dieser Stelle nicht weiter eingehen, hier können andere Formate umfassenden Aufschluss geben¹⁶⁰ – uns interessieren vielmehr die divergierenden Konzeptualisierungen Bopps und Rasks von ihrem Gegenstand, da diese entscheidend sind für die Frage, welche Art von Veränderungen in diesem Gegenstand vom jeweiligen Autor lizenziert werden und welche nicht.

Bopps (1816) Konzeptualisierung von Sprache, so hatten wir gesagt, ist von Beginn an stark von organisztischer Rhetorik geprägt, dementsprechend sucht er, auf der Fährte der Naturwissenschaften, nach ‚Gesetzen‘, obgleich es, wie Windischmann in seiner Einleitung betont, die ‚Gesetze‘ und die ‚Natur‘ des *menschlichen Geistes* sind, die biologischen Anspielungen demnach unmissverständlich als metaphorisch zu deuten sind. Rask strebt nicht weniger nach

¹⁶⁰ Zum Beispiel die hervorragende Studie zur Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts von Morpurgo Davies (1998).

Wissenschaftlichkeit und Präzision – das gesamte erste Kapitel seiner Schrift ist im Grunde Methodenkritik der älteren und Methodenentwurf für eine neue, wissenschaftlich stringente Sprachanalyse –, hält sich aber, insbesondere im Vergleich zum späteren Bopp, sprachlich auffallend bedeckter. Die Begriffe *organisch/Organismus* tauchen in den *Undersögelse* kein einziges Mal auf; Rask spricht, wenn, dann von der „Natur“ dieser oder jener Sprache. Er sucht darüber hinaus nicht nach ‚Gesetzen‘, sondern nach dem Regelhaften im auf den ersten Blick chaotischen Lautwandel. Diese Suche rechtfertigt auch Rask mit einer Verortung der Sprache in der Sphäre der Natur, deren Wirken und Wandel er im Allgemeinen von Regeln bestimmt sieht:

The alternations and exchanges of sounds being so numerous in human speech, we would be faced with infinite confusion here, did not Nature (no less here than everywhere else) follow certain rules in all of its abundance. These rules we must then carefully find out and accurately abide by. (Rask 2013, 45)

Doch ist Rasks Naturbegriff hier ein sehr allgemeiner: Er bezeichnet die Natur als Gesamtheit alles Seienden, das beinhaltet auch den Menschen und seine kulturell-geistigen Handlungen. An anderer Stelle deutet er die Sprachen wiederum analog zu Phänomenen der Natur, aber setzt sie nicht explizit gleich:

It has been observed about all the rest of nature that no object is rarely or ever found which is completely unique and isolated without any resemblance and connection to others. The same is true of languages. (2013, 61)

Dem Dänen Rask fehlt ein entscheidendes Attribut, das Bopp und die deutsche Sprachwissenschaft dieser Zeit auszeichnet: die intellektuelle Vernetzung mit der Romantik, aus der sich der deutsche Organizismus nämlich wesentlich speist (vgl. Morpurgo Davies 1998, 127, 133). Für Rasks konkrete sprachliche Analysen mag das von untergeordnetem Interesse sein, die Verortung von Sprache analog zur, aber außerhalb der nun enger gefassten (das heißt organischen, physischen) Natur hat jedoch theoretische Implikationen für die Behandlung der Phänomene Sprachkontakt und Sprachmischung. Beide werden von Rask ausdrücklich berücksichtigt und sogar recht umfassend theoretisiert: Der Begriff der „Mischung“ (*bland*, Rask 1818) sowohl von Sprachen als auch Völkern taucht häufig in seiner Schrift auf, Kulturkontakt kann für Rask zu massivem Sprachwandel wenigstens auf lexikalischer Ebene führen, sogar zwischen sehr unterschiedlichen Sprachen:

Through the intercourse of nations an unbelievable number of words may find their way from one language into another, however completely dissimilar they may be in origin and kind. (Rask 2013, 33f.)

„Entlehnt“ (*laane*, Rask 1818) werde allerdings vor allem in den Bereichen, die nicht zum Grundvokabular der Sprache gehören. Diese elementarsten und ältesten Wörter versteht Rask als nicht oder wenig kontaktsensitiv, nur sie eignen sich aus diesem Grund als Material für Sprachvergleich und Verwandtschaftsnachweis. Abstammungs- beziehungsweise Verwandtschaftsverhältnisse werden deshalb selbst durch ein stark gemischtes Kulturvokabular nicht infrage gestellt, da dieser Bereich den kulturellen, sozialen und intellektuellen Bedürfnissen des Menschen offensteht. Hier wird noch einmal deutlich, wie weit Rask von Bopps biologisierender Rhetorik entfernt ist; zumindest in einem Teilbereich greift er Sprache sogar als ein soziales und kulturelles Phänomen:

A language, however mixed, belongs to the same language class as another, when the most essential, most concrete, most indispensable and very first words, the foundations of language, are common to them both. In contrast, nothing can be inferred about original kinship of languages from technical terms, words of courtesy and commerce, i.e. that part of language which association with others, social intercourse, culture, and scholarly activity have rendered it necessary later to add onto the oldest vocabulary [...]. (2013, 34f.)

Die Differenzierung zwischen den beiden Vokabularen ist eine methodisch sinnvolle Maßnahme für den von Rask angestrebten Lautvergleich. Sicherer noch scheint aber auch ihm, aus theoretischer Sicht wenigstens, der Verwandtschaftsnachweis durch den Vergleich der grammatischen Formen. Diese nämlich, so fährt die Argumentation fort, sind weitestgehend immun gegen die direkte Einflussnahme anderer Sprachen im Kontakt, und aus diesem Grund ist gleichsam die Existenz von grammatisch gemischten Sprachen für Rask dann wohl zu negieren (vgl. Schönfelder 1956, 15). Bemerkenswert ist wieder, dass Rasks Begründung hier eine eher formal-theoretische, möglicherweise aus seiner Sicht sogar empirisch abgesicherte ist, aber keine, die auf postulierten Natürlichkeitsprinzipien basiert, die aus der (mehr oder weniger metaphorischen) Verortung von Sprache in der Sphäre der natürlichen Organismen resultiert:

Grammatical agreement is a much more certain sign of kinship or basic unity; for it will be found that a language, when mixed with another, very rarely if ever takes up form changes or inflections from that other language, but rather the other way around, loses its own. (2013, 34)¹⁶¹

¹⁶¹ Entsprechend ist für Rask „the notion that a more complex language should result from the blending of two simpler languages [...] completely contrary to all experience concerning the usual course of nature [...]“ (2013, 140).

Als indirekte Konsequenz von Sprachkontakt verlieren Sprachen also häufig ihre eigenen Formen; ein neues Arrangement oder gar die Emergenz neuer Formen benötigt hingegen Zeit und Isolation. Daraus lässt sich noch einmal methodisches Kapital schlagen, denn dann korrelieren grammatische Komplexität, Isolation und Alter der Sprachen, was nicht nur im Vergleich der europäischen Sprachen mit dem Sanskrit wegweisende Schlüsse zulässt, sondern auch in Rasks eigenem Projekt, in dessen Zentrum die grammatisch komplexeste, historisch isolierteste und damit – in dieser Logik – älteste der skandinavischen Sprachen, das Isländische, steht.

Whichever language has the more complex grammar is the more unmixed, the more original, older and closer to the source; for grammatical inflections and endings are constantly worn off when new languages emerge, and require a very long time and a minimum of intercourse with other nations to develop and arrange themselves anew. (2013, 34)

Die Themen Sprachkontakt und Sprachmischung nehmen einen so prominenten Platz in Rasks theoretischen Betrachtungen ein, dass wir sogar eine rudimentäre Typologie von kontaktbedingten Sprachwandelphänomenen herauslesen können, die sich obendrein, recht modern, vor allem an der Intensität des Kontaktes orientiert: Sprachen können, unter großem Kontaktdruck, untergehen oder sich so weit verändern, dass eine neue Sprache daraus hervorgeht oder zumindest ein „einfacherer und grammatisch gemischterer Dialekt“. Unbedingt festzuhalten ist hier, dass Rask, vielleicht etwas widersprüchlich zu den oben zitierten Angaben, die grammatische Mischung von Sprachen *prinzipiell* zulässt:

Utter dispersion or destruction of the people is required for a language to be wiped out completely; even the most violent oppression and the strongest blending with foreigners bring about a change of language only after several centuries, and even so the shift most often is just into another related dialect which is simpler and more mixed in its grammatical system. (2013, 7)

Auf der Suche nach Beispielen für eine solche, auch grammatische, ‚Mischsprache‘ stoßen wir zum Beispiel auf das Latein: „Latin is composed of Greek and the other ancient Italic languages“, schreibt Rask (2013, 44). Dies ist noch einmal im direkten Vergleich mit Bopp interessant, der nämlich später, in seiner *Vergleichenden Grammatik*, zu der wir gleich Ausführlicheres zu sagen haben, diese Mischsprachenhypothese für das Latein zurückweist. Tatsache sei, so Bopp dort,

dass die in grammatischer Beziehung nur mit sich selbst, oder mit solchem was ihres Stammes ist, vermischte Römersprache auch jetzt noch als Misch-

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

sprache angesehen zu werden pflegt, weil sie in der That vieles hat, was zum Griechischen gehalten sehr heterogen klingt, obwohl die Elemente, woraus solche Formen entsprungen, dem Griechischen und anderen Schwestersprachen nicht fremd sind [...]. (1833, vi)

Bopp und Rask entwickeln also, dem wegweisenden Impuls F. Schlegels folgend, zeitgleich und wohl unabhängig voneinander wissenschaftlich stringente Methoden des Sprachvergleichs und begründen damit die vergleichende Sprachwissenschaft. Ihre theoretischen Ansätze, insbesondere die Konzeptualisierung von Sprache betreffend, sind jedoch hinreichend verschieden und so lassen sich auch ihre Einflüsse in verschiedene Richtungen verfolgen. Während Bopp einer stärker naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaft den Weg bereitet, stellt Rask einen der wichtigsten Einflüsse auf den thematisch über die Literatur zur Sprache gelangenden Jacob Grimm dar.

Grimms monumentale, vier Bände umfassende *Deutsche Grammatik* (1819–1837) ist weit mehr, als der Titel verspricht: nämlich die erste tatsächlich *historisch-vergleichende Grammatik* (vgl. Szemerényi 1999, 7f.; Collinge 2001), also eine, die Sprachen, in diesem Fall der germanischen Gruppe, in ihren verschiedenen historischen Sprachständen gegenüberstellt, die für die Übergänge zwischen den Sprachen und Sprachständen Regelmäßigkeiten in der Formen- und vor allem Lautveränderung zu bestimmen versucht und auf diese Weise die jeweiligen Abstammungsverhältnisse nachvollzieht.¹⁶² Auch hier fällt die theoretische Einbettung des Werkes vergleichsweise spärlich aus, das gilt besonders ab der zweiten Ausgabe des ersten Bandes 1822. In der Vorrede der ersten Ausgabe 1819 finden sich jedoch noch einige für unser Thema interessante Ausführungen Grimms, zum einen zur Aufgabe der Grammatik und zum anderen einige „Hauptsätze“ zur Sprachengeschichte.

Grimm unterscheidet zunächst drei Arten von Grammatik: die philosophische, die kritische und die historische, wobei das grammatische Studium in jeder dieser Richtungen „kein anderes, als ein streng wissenschaftliches“ sein könne (1890, 31). Den Schulgrammatiken, den sprachkritischen Grammatiken der Puristen, den spekulativen Etymologien seit Platon, aber auch den logisch-philosophischen Grammatiken spricht Grimm gleichermaßen die Fähigkeit ab, das eigentliche Wesen der Sprachen erfasst zu haben oder erfassen zu können –

¹⁶² Die Relevanz der grimmschen Methode für die Indogermanistik (bzw. historisch-vergleichende Sprachwissenschaft) bringt Meier-Brügger (2010, 136) auf den Punkt: „Neben Bopp ist für die Geschichte der Indogermanistik Jacob Grimm [...] von großer Bedeutung. Er hat mit seiner Deutschen Grammatik [...] erstmals die historische Dimension in die Sprachforschung eingeführt. Sprachvergleich und Sprachgeschichte sind zusammen die Grundlage der Indogermanistik.“

ja erfassen zu müssen, denn den Sprechern sei eine Disposition zu *ihrer* Sprache, ein eigenes Sprach- oder genauer: Grammatikgefühl bereits in die Wiege gelegt. Dem Wesen der auf diese Weise in Symbiose mit *ihrem* Volk natürlich gewachsenen Sprache könne nur ein historischer Ansatz auf die Spur kommen. Dies für die germanischen Mundarten zu tun, stellt sich Grimm als Aufgabe. Hauptzweck seiner Grammatik sei dabei

die führung des beweises: dasz und wie alle deutsche sprachstämme innigst verwandt und die heutigen formen unverständlich seien, wo man nicht bis zu den vorigen, alten und ältesten hinaufsteige, dasz folglich die gegenwärtige grammatische structur nur geschichtlich aufgestellt werden dürfe [...]. (1890, 44)

Zu diesem Wesen, zur Natur der Sprache gehören Regeln und Gesetzmäßigkeiten, aber auch Abweichungen und Besonderheiten. Aus den Letzteren erst erkläre sich überhaupt die Verschiedenheit und Spaltung der miteinander verwandten Sprachen. Hierin liegt ein wesentlicher Einwand Grimms gegen jede „gesetzgeberische“ Sprachkritik (1890, 36), also Präskription und andere Formen des Purismus.

Es ist ein groszes gesez der natur, das auch in der sprache anomalien und mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine verschiedenheit und besonderheit der aus einem quell geflossenen mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige entwicklung aller wurzeln, wie jeder unmäßige Reichthum, wieder arm machen würde. (1890, 35)

Den Ursprung der „neueren Grammatik“ mitsamt ihrer Terminologie und präskriptiven Tendenz sieht Grimm bei den lateinischen Grammatikern seit Donatus und Priscianus. Interessant ist seine Begründung für die Praxis dieser Grammatiker, die sich deutlich von der philologisch-deskriptiven der Griechen unterscheidet – sie liege in der radikalen Veränderung des Lateins zu den romanischen Sprachen, die ein besonderes Rekonstruktionsbemühen hervorgerufen habe:

die [lateinische, SP] sprache hatte sich nicht natürlich, sondern gewaltsam und plötzlich gesenkt, sie war ausgestorben, weil die rohe verwirrung der romanischen mundarten kaum noch als ihre fortsetzung betrachtet werden konnte; die dringendste sorge musste sich auf die ergründung ihres inneren baues aus den bewährten quellen der alten zeit wenden. (1890, 37)

Auch Grimms Visualisierung der sprachlichen Verwandtschaftsbeziehungen an dieser Stelle verdient unsere Aufmerksamkeit, da sie ohne die spätestens seit dem Mittelalter gängigen Bilder der Arboreszenz auskommt und Verwandt-

schaftsgrade in Form „engerer“ und „weiterer Ringe“ beschreibt – Formen also, die sich in Dimensionen der Inklusion und Exklusion lesen lassen, aber nicht zwingend auf ein Verständnis von Sprachen als unitären Organismen schließen lassen:

die ringe der Verwandtschaft, welche die slavische, lateinische und griechische sprache um unsre deutsche herum bilden, sind engere und der aufgabe näher gelegene, als die weiteren des persischen und indischen, aufschlüsse aber, wozu uns die allmählig wachsende bekanntschaft mit der reinsten, ursprünglichsten aller dieser sprachen, nämlich dem sanscrit, berechtigt, erscheinen darum nicht geringer, sondern als schluszstein der ganzen Untersuchung überhaupt [...]. (1890, 40)

Grimms allgemeine „Hauptsätze“ über den historischen Gang der Sprache sind ein besonders sensibler Bereich seiner Vorrede zur *Deutschen Grammatik*, denn schon in der zweiten Ausgabe des ersten Bandes werden sie unter dem Hinweis, „unreife erörterungen“ zu sein, wieder getilgt (1822, xv).¹⁶³ Auf der Grundlage der von ihm untersuchten germanischen Sprachgruppe skizziert Grimm darin ein Sprachgeschichtsbild, in dem sich die Vorstellungen von deutscher Romantik und historisch-vergleichender Sprachwissenschaft überschneiden: Die Entwicklung der Sprachen beginnt für Grimm in einem Zustand höchster formaler Vollendung, dem natürlichen und vollkommenen Urzustand – ein Kernmotiv der Romantik. Sie ist zielgerichtet und verläuft nach beschreibbaren Regeln in Richtung immer größerer formaler Armut, stärkerer äußerer Anfügung und Analytizität (soweit auch Bopp), aber auch Eindeutigkeit. Der Terminus *Verfall* wird deshalb von Grimm nur selten verwendet, das Verfallsmotiv allerdings ist latent vorhanden (vgl. Jankowsky 2001, 1331). Anders als noch F. Schlegel, für den eine Sprache den in ihr angelegten Sprachtyp (flektierend/nicht flektierend) nicht wechseln konnte, sieht Grimm einen universalen Weg des Sprachwandels hin zu größerer Analytizität, aber ebenso Prozesse der Resynthesierung. Die Erhabenheit des Sanskrit steht weiterhin außer Frage, doch scheint ihm gerade das sich durch einen stark reduzierten Flexionsapparat und gemischten Charakter auszeichnende Englische als besonders universell und für zukünftige Anforderungen vielversprechend (vgl. Morpurgo Davies 1998, 141 f.). Philosophisch deutet Grimm die Richtung der Sprachentwicklung als vom Natürlich-Leiblich-Sinnlichen hin zum Geistigen

¹⁶³ Sonderegger (1998, 464 f.) kehrt ebendies als eine Besonderheit, oder Problematik, der *Deutschen Grammatik* heraus: Eigene grundlegende Schlussfolgerungen Grimms zum Sprachwandel und zur Sprachgeschichte tauchen nur verstreut auf, wurden erst nach Drucklegung notiert oder, wie in diesem Fall, schnell wieder zurückgezogen. Für eine Diskussion vgl. ebd.

strebend und steht damit, wie die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bis zum frühen Schleicher, in der Tradition des deutschen Idealismus, insbesondere Georg Friedrich Wilhelm Hegels (vgl. dazu [Kap. 4.3](#); Bär 1999, 235):

Mit dem, was wir bildung des menschlichen geschlechts nennen, geht und steht diese urvollendung der sprache gar nicht zusammen, ja sie ist ihr reiner Gegensatz. die bildung der sprache sucht allmähig ihre natur aufzuheben, d. h., anders zu stimmen. wie die eine seite steigt, sinkt die andere. die alte sprache ist leiblich, sinnlich, voll unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden [...]. (1890, 46)

Eine Deutung im Sinne der romantischen Sprachphilosophie schickt Grimm sogleich hinterher: Die Sprache entwickle sich auf diese Weise vom Poetischen hin zum Prosaischen („die poesie vergeht, und die prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener“, 1890, 46) – ein Gedanke, der an A. W. Schlegels dreistufige Interpretation der Sprachgeschichte erinnert, nach der eine zunächst poetische Sprache erst prosaisch wird, um dann, in Form einer „rückwärtsgewandte[n] Progression, eine[r] dialektische[n] Synthese naturpoetischer Qualitäten zur Kunstpoesie“ (Bär 1999, 235), wieder poetisch zu werden.¹⁶⁴ Den Gang der Sprache beschreibt Grimm dabei als „langsam, aber unaufhaltbar, wie der der natur“ (1890, 49 f.). Damit bezieht er sich im Sinne des katastrophistischen Erklärungsprinzips, das wir bereits im Zusammenhang mit W. v. Humboldt kennengelernt haben, auf die ‚normalen‘ und relativ mikroskopischen, das heißt letztlich die beobachtbaren Entwicklungsgänge in der Natur, die von den *katastrophalen* Ereignissen (Sintfluten, Erdbeben usw.) zu unterscheiden sind, durch welche makroskopische Veränderungen wie zum Beispiel die Oberflächengestalt der Kontinente herbeigeführt werden. Der ‚organische‘, vollkommene Urzustand der Sprachen ist – in Analogie zu den Naturorganismen – das Ergebnis eines solchen, nicht im negativen, sondern im katastrophistischen Sinne *katastrophalen* Ereignisses, und steht am Anfang eines langsamen, wieder analogisch ‚natürlichen‘, zumindest formalen Niedergangs, den Grimm und die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft seiner Generation analysierend begleiten. Zwischen Kunstprosa und Kunstpoesie auf der einen und organischer Natürlichkeit auf der anderen Seite wird in Grimms Sprachgeschichtsphilosophie auch noch einmal das komplexe Metapherngefüge des romantischen und des historisch-vergleichenden Diskurses sichtbar, dem wir

¹⁶⁴ Zur Poesieauffassung der Romantik (auch mit einem kurzen Blick auf die Sprachwissenschaft) sei auf die frühe, hervorragende Analyse des in Halle wirkenden Literaturwissenschaftlers Rudolf Haym *Die romantische Schule: Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes* (1870) verwiesen.

oben schon im Zusammenhang mit F. Schlegels *Ueber die Sprache und Weisheit der Indier* begegnet sind. Das Begriffspaar *organisch/unorganisch* gehört auch zu Grimms Repertoire, allerdings in einer von der Schlegels und Bopps geringfügig abweichenden Bedeutung: *Organizität* ist bei Grimm in erster Linie ein Attribut der Sprachen in ihrem Urzustand, in ihrer „urvollendung“; *organisch* ist also weitgehend synonym mit ‚ursprünglich‘, ‚natürlich‘, sogar ‚analogisch‘.¹⁶⁵ *Unorganisch* bezeichnet demgegenüber eine unursprüngliche Innovation, nicht zwingend konform mit dem ursprünglichen Sprachstand, das heißt auch ‚unsystematisch‘, ‚anomal‘.¹⁶⁶ – Es muss vor dem Hintergrund der katastrophistischen Deutung der Naturentwicklung genau dies bedeuten.

Vom langsamen und zielgerichteten, sprachintern motivierten Wandel möchte Grimm „den durch äuzere ursachen herbeigeführten und beförderten verfall einer sprache“ (1890, 50) unterschieden wissen. Zu diesen äußeren Ursachen zählt auch der Sprachkontakt. Der besonders schwerwiegende Fall des durch Kontakt verursachten Sprachwandels, die Sprachmischung, wird von Grimm explizit thematisiert und mit dem größeren sprachphilosophischen Rahmen in Verbindung gesetzt. Eine erste wichtige Beobachtung ist dabei, dass Grimm die Sprachmischung als Möglichkeit des Sprachwandels zulässt, und dass diese grundsätzlich den illustrierten Weg aller Sprachengeschichte vom ursprünglichen Formenreichtum zu Formenabbau, Analytizität und Klarheit verfolgt. Weil die Vermischung von als organisch verstandenen Sprachkörpern nicht durch interne, ‚natürliche‘ Prozesse ausgelöst wird, muss Grimm sie als Widernatürlichkeit deuten; er macht dies allerdings nicht im gleichen biologischen Sinne wie es später Bopp und insbesondere Schleicher tun werden, sondern ganz im Geiste der romantischen Idealisierung eines natürlichen Urzustandes und der damit verbundenen antizivilisatorischen und nicht selten antiintellektuellen Grundstimmung. Ein zweiter Grund, warum

165 Grimm ist damit einer jener „more positivistic among Schlegel’s followers [who] could get away with an interpretation of ‘organic’ as ‘original’“ (Morpurgo Davies 1998, 74).

166 Zum Beispiel *Deutsche G., Erster Theil*: „[Die Geminatio hh] ist keine wahre, organische gemination [im Althochdeutschen, SP], weil sie sonst nicht auf lange vocale (ruahha, zeihhan, siuhhan, sprähha) folgen, und in andern quellen nicht gänzlich entbehrt werden könnte“; „liquide geminationen. (LL) organisch, wenigstens alt, zum theil noch dunkel scheinen: all (omne) galle (bilis) [...]“; „Das organisch analoge fliehen weiß aber nichts von der anomalie, sondern hat regelmäßig floch, flühe, fluhnen, geflohen“ (1822, 194, 388, 427); *Deutsche G., Zweiter Theil*, Vorrede: „Wären o und e organische laute [in den indoeuropäischen Sprachen, SP], so würden sie nicht nur im sanskrit geschrieben, sondern auch im anfang der wörter ausgesprochen werden, wie nicht geschieht“ (1826, vii).

Sprachmischung als widernatürlich interpretiert wird, ist, dass sie ein anderes Tempo verfolgt als die in den Sprachen angelegte ‚natürliche‘ Entwicklung von ihrem synthetisch-sinnlichen, organischen Ursprung in Richtung des stärker Analytisch-Geistigen, indem sie nämlich diese Entwicklung durch ‚unorganische‘ Zusammenfügung beschleunigt. Aus formaler Sicht beinhaltet dieser Prozess den Abbau grammatischer Formen – ein Gedanke, dem wir schon bei Rask begegnet sind. Anders als bei Rask werden Sprachen, oder Mundarten, in den betreffenden Ausführungen Grimms stark hypostasiert, sodass sie beinahe physisch wirken und ihre ‚unorganische‘ Zusammenfügung tatsächlich anmutet wie die gleichfalls ‚widernatürliche‘ Kreation eines (zwar nicht geistig, aber körperlich überlegenen) Lebewesens aus den Körperteilen verschiedener Individuen, wie Mary Shelley sie zeitgleich in ihrem Roman *Frankenstein* (1818) thematisiert:

Jede gewaltsame Mischung zweier Sprachen ist widernatürlich und zieht den schnelleren Untergang der Formen beider nach sich. Als sich eine Masse französischer Wörter in die englische Sprache ergoss, giengen wenig oder gar keine französischen Formen in die Grammatik über, allein die sächsischen Formen sanken plötzlich [...], weil sie zu den neuen Wurzeln nicht paszten und der Sprachgeist durch die rohe Verwendung des fremden Stoffs zur Vernachlässigung der einheimischen Flexion gebracht wurde. Darum hat die abstracte, geistige Richtung viel früher in England begonnen, wie in Deutschland. Die Vermengung der nieder- und hochdeutschen Mundart, die seit dem vierzehnten und sechzehnten Jahrhundert besonders, wiewol früher schon, gewirkt zu haben scheint, führte unserer Schriftsprache zwar Wörter und Begriffe zu, schadete aber den Formen [...]. (Grimm 1890, 51)

Die enge Verbindung von Sprache und Geist ist damit ein dritter Grund für die Widernatürlichkeit der Sprachmischung: Das fremde Sprachmaterial ist dem Geist nicht angemessen und seiner Entwicklung nicht zuträglich. Hinter diesem Gedanken steckt die romantische Auffassung von der Sprache als einem entscheidenden Bindeglied der Nation, auf die wir später genauer zu sprechen kommen müssen, aber auch, und mit größerer Bedeutung für die weitere Entwicklung der Sprachwissenschaft, die erneute Überzeugung, dass es eine natürliche Verbindung zwischen den Sprechern und *ihrer* Sprache gibt, ein national (und in abgeschwächter Form sogar regional) individuelles Sprachbewusstsein, einen eigenen Sprachinstinkt (vgl. Gardt 1999a, 276).

Ein weiterer, freilich aus dieser Überzeugung abzuleitender Beitrag vor allem J. Grimms zur Sprachwissenschaft moderner Ausprägung ist die Anerkennung aller historischen und kontemporären „Mundarten“ als einen den (sozusagen etablierten) *Sprachen* gleichwertigen und für ein präzises Gesamt-

bild sogar unerlässlichen Untersuchungsgegenstand.¹⁶⁷ Ein für unser Thema interessanter Nebeneffekt ist die dadurch vollzogene Erweiterung des Spektrums der für eine empirische Überprüfung der theoretischen Grundlagen des historisch-vergleichenden Paradigmas lizenzierten Sprachformen: Jede verfügbare Sprachform, sei sie auch noch so gemischt, ‚roh‘ oder in ihrer Verbreitung oder Anwendung begrenzt (das beinhaltet dann zum Beispiel auch die sogenannten Pidgin-, Kreol- und anderen Mischsprachen), kann und sollte damit für den wissenschaftlichen Sprachvergleich herangezogen werden und muss überdies prinzipiell mit den Annahmen des Paradigmas in Einklang zu bringen sein.¹⁶⁸ Diese und andere ‚Herausforderungen‘ in Bezug auf die von Beginn an diskutierte Sprachmischungsfrage sollten nicht lange unbeantwortet bleiben.

Dass die neue, vergleichende Wissenschaft auch von einem neuen, nüchternen wissenschaftlichen Stil begleitet wird, der sich von jenem in den philosophisch, philologisch, literarisch und / oder politisch fundierten Sprachreflexionen vor dem 19. Jahrhundert markant abhebt, wird besonders deutlich in Bopps Vorrede zum ersten Band seines Hauptwerkes *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen* (sechs Bände oder „Abtheilungen“, ab der zweiten wird außerdem das Altslawische mit im Titel geführt, 1833–1852). In knappen Worten werden hier noch einmal Ziele, theoretische und methodische Grundlagen sowie wissenschaftliche Leitbilder benannt und (wie schon bei F. Schlegel) eine klare Abgrenzung zur vermeintlich vorwissenschaftlichen Sprachkunde vorgenommen:

¹⁶⁷ Zum Beispiel: „[D]er erfolg scheint mir bewährt zu haben, dasz keine einzige dieser vielfachen mundarten des groszen deutschen stammes ohne merklichen nachtheil des ganzen hätte auszer acht gelassen werden dürfen“ (Grimm 1890, 38). Für Vorläufer und Wegbereiter dieser Anerkennung vgl. z. B. Sonderegger (1998) oder Gardt (1999).

¹⁶⁸ Auch W. D. Whitney, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die organisatorische Theorie der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft entschlossen herausfordern sollte, erkennt das als eine wesentliche Leistung des (frühen) 19. Jahrhunderts an. Während die antike Sprachreflexion, so schreibt er in der ersten von zwölf Vorlesungen über die Prinzipien der Sprachwissenschaft, nur die jeweils eigene Sprache als untersuchungswürdig anerkannte, und die modernen Nationen ihren Horizont zunächst lediglich um die ‚klassischen‘ Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch erweiterten, war es der große Wissenshunger des 19. Jahrhunderts, durch den sich die Wissenschaft von der Sprache rapide entwickeln konnte: „The truth being once recognized that no dialect, however rude and humble, is without worth or without a bearing upon the understanding of even the most polished and cultivated tongues, all that followed was a matter of course“ (Whitney 1867, 3).

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

Ich beabsichtige in diesem Buche eine vergleichende, alles Verwandte zusammenfassende Beschreibung des Organismus der auf dem Titel genannten Sprachen, eine Erforschung ihrer physischen und mechanischen Gesetze und des Ursprungs der die grammatischen Verhältnisse bezeichnenden Formen. (1833, iii)

Da in diesem Buche die Sprachen [...] ihrer selbst willen, d.h. als Gegenstand und nicht als Mittel der Erkenntniss behandelt werden, und mehr eine Physik oder Physiologie derselben zu geben versucht wird, als eine Anleitung sie praktisch zu handhaben: so konnten manche Einzelheiten, die zur Charakteristik des Ganzen nichts Wesentliches beitragen, ausgelassen, und dadurch für die Erörterung des Wichtigeren, tiefer in das Sprach-Leben Eingreifenden mehr Raum gewonnen werden; und hierdurch, wie durch eine strenge, alles zu einander Gehörige und sich wechselseitig Aufklärende, unter Einen Gesichtspunkt bringende Methode, ist es mir, wie ich mir schmeichle, gelungen, auf verhältnismässig engem Raum die Haupt-Ereignisse vieler reichbegabter Sprachen oder grossartiger Dialekte einer untergegangenen Stammsprache zu einem Ganzen zu vereinigen. (1833, xiiif.)

Von der (wenigstens *auch*) philosophischen Grammatik, die Windischmann in seinen „Vorerinnerungen“ zu Bopp (1816) in Aussicht gestellt hatte, ist nun nichts mehr zu lesen: Bopps Arbeiten sind historisch und vergleichend, und sie sehen sich eindeutig nicht in der Philosophie verankert (wie man es selbst Rask und Grimm noch ansatzweise zugestehen könnte), sondern auf der Fährte der Naturwissenschaften (vgl. Arens 1955, 196). „Organismus, Gesetze und Formen, damit waren die drei Zentralbereiche der historischen Grammatik zusammen“, kommentieren Jungen und Lohnstein (2007, 173) die auch dort zitierte Absichtsbekundung Bopps, und diese Zentralbereiche (der „Ursprung“ lässt sich, als gleichermaßen romantisches Motiv, noch hinzufügen) verweisen unzweideutig auf ihre Quelle in den Naturwissenschaften. Bopp versucht sich, wie in der zweiten oben zitierten Passage deutlich wird, an einer „Physik oder Physiologie“ der Sprachen, er will eine „anatomische Zerlegung oder chemische Zersetzung des Sprachkörpers“ (1833, 133) und rekurriert dabei am konsequentesten auf Analogien zu Naturorganismen. Genauer gesagt scheint das Analogische daran bei ihm sogar erstmals aus dem Blickfeld zu verschwinden, die Sprachen nicht *wie*, sondern tatsächlich *als* Naturwesen gedacht zu werden. Am eindrucksvollsten formuliert ist das in Bopps Kritik zu Grimms *Deutscher Grammatik* (zuerst 1827):

Die Sprachen sind nämlich als organische Naturkörper anzusehen, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äusserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder missbrauchen, d.h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren. (Bopp 1836, 1)

Bopps Schilderung erweckt unweigerlich das Bild eines Baumes, der nach „bestimmten Gesetzen“ aus einem Samen keimt, nach dem ihm innewohnenden „Lebensprinzip“ wächst, schließlich Äste und Blätter wie eine „äusserliche Masse“ abwirft und stirbt. Die Naturalisierung der Sprache reicht in alle Bereiche des Lebenden hinein: Als „organische Naturkörper“ folgen Sprachen dem Zyklus des Lebens, mit Geburt, Wachstum, Fortpflanzung und Tod, sie haben einen „Stamm“ und eine „Familie“. Bopp spricht von „voller Jugendkraft“, mit der die Sprachen in „ihrer frühesten Lebens-Periode [...] gleichsam wie Blumen und Früchte aus jungem Stamm hervorsprossen“ (1836, 1), von „Individuen“, dem „Familienband“, den „Gliedern des Stammes“, „sprachlichem Leben“ oder „Sprach-Leben“ (1833, v, xiv), von „Stammschwestern“, „Familienzügen“ (ebd., iv) und „Stammgenossen“ (ebd., viii). Wie ein Naturhistoriker will er das „innere Lebensprinzip“ der Sprachen entschlüsseln, die hinter den scheinbar so verschiedenen Ausdrucksformen und Transformationen wirkenden Gesetze erkennen. Dazu muss er die Sprache „zergliedern“, die Anatomie, in der F. Schlegel noch höchstens Ähnlichkeiten zur Sprachforschung erblickte, am Körper der Sprache tatsächlich betreiben. „Eine Grammatik in höherem, wissenschaftlichem Sinne“, schreibt er, „soll eine Geschichte und Naturbeschreibung der Sprache sein“, sie soll „besonders aber naturhistorisch die Gesetze verfolgen, nach welchen ihre Entwicklung oder Zerrüttung oder die Wiedergeburt aus früherer Zerstörung vor sich gegangen“ (1836, 3). Dass es sich bei all dem um ein *Projekt* handelt, ja handeln muss, um den *Versuch* also, Sprachgeschichte als Naturgeschichte zu behandeln, Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft zu betreiben, dass der Organismusbegriff in Anwendung auf die Sprache auch bei Bopp ein Modell und eine Metapher bleiben (und auch Konkurrenz von anderen Bildern wie dem des *Mechanismus* hat),¹⁶⁹ muss bei all der Rhetorik fast zwischen den Zeilen herausgelesen werden. Einen Hinweis geben aber zum Beispiel konkretere Äußerungen zu den gesuchten ‚Gesetzen‘ wie in der Vorrede zur zweiten „Abtheilung“ der *Vergleichenden Grammatik*:

¹⁶⁹ Sprachen kombinieren für Bopp durchaus auch Organisches und Mechanisches, Leben und Ordnung: „Ein anderes ist es auch eine Sprache lernen, ein anderes sie lehren, d. h. ihren Organismus und Mechanismus beschreiben; der Lernende mag sich in der engsten Gränze halten und über die zu erlernende Sprache nicht hinaussehen; des Lehrenden Blick aber muss über die engen Schranken eines oder zweier Individuen einer Sprachfamilie hinausreichen, er muss die Zeugnisse der sämtlichen Stammgenossen um sich versammeln, um dadurch Leben, Ordnung und organischen Zusammenhang in das auszubreitende Sprachmaterial der zunächst vorliegenden Sprache zu bringen“ (Bopp 1833, viii).

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

Die Verschiedenheiten hören auf Verschiedenheiten zu sein, sobald die Gesetze erkannt sind, kraft welcher das, was früher diese oder jene Gestalt gehabt hat, entweder nothwendig so oder anders sich verändern musste, oder auch mit einer gewissen Freiheit die alte Form behalten oder eine neue an ihre Stelle setzen konnte. Solche Gesetze, die zum Theil nothwendig befolgt werden müssen, zum Theil umgangen werden können, glaube ich am Slawischen entdeckt und dadurch das Räthsel der Verschiedenheit seines Declinations-Typus von dem seiner Schwestersprachen gelöst zu haben. (1835, v)

Wenigstens einige von Bopps ‚Gesetzen‘ des Sprachwandels können also umgangen werden – dies ist jedoch kein Merkmal von Naturgesetzen, wie sie in der Physik oder Chemie ermittelt werden, eher noch von den Form- oder Gestaltbeschreibungen der Anatomie, aus denen, historisch-vergleichend, Schlüsse für die Entwicklung der Arten gezogen und eine entsprechende Taxonomie vorgenommen werden können. Arens (1955, 277) beschreibt Bopp deshalb ganz zutreffend als „philologische[n] Entdecker, [der] noch bloß mit den naturwissenschaftlichen Begriffen gespielt hatte, ohne mit ihnen Ernst zu machen“.

Ein solches boppsches ‚Gesetz‘ bringt uns zurück auf die Fährte von Sprachkontakt und Mischsprachen: Das Ausgangsproblem ist die scheinbare Besonderheit des Deklinationssystems der slawischen Sprachen im indoeuropäischen Sprachenverbund. Erklärt wird diese von Bopp durch ein ‚Gesetz‘, nach dem „alle ursprüngliche Endconsonanten mehrsyllbiger Wörter vom Slawischen aufgegeben werden mussten“ (1835, v) und so neue, innovative Lautveränderungen evoziert wurden. Bopps Entdeckung und Beschreibung dieser Prozesse lässt alternative Erklärungen für die Individualität des slawischen Deklinationssystems ausscheiden, die mitunter zentrale Annahmen des historisch-vergleichenden Paradigmas infrage stellen würden. Die beiden wichtigsten nennt er selbst: Sprachmischung in einem Kernbereich der als Organismus vorgestellten Sprache und die spontane, individuelle Emergenz neuer Flexionsendungen. Bopp sieht sich auf der Grundlage seiner Analyse berechtigt, dem Slawischen eine direkte und ‚ungetrübte‘ Verwandtschaft mit der indoeuropäischen Ursprache, und damit mit den anderen indoeuropäischen Sprachen, zu attestieren und die beiden genannten Sprachwandelprozesse auch als theoretische Größen zu marginalisieren. Er geht allerdings nicht so weit, grammatisch gemischte Sprachen a priori auszuschließen. Ähnlich wie F. Schlegel und J. Grimm sieht er sie im Widerspruch zur Natur der Sprachorganismen – Sprachmischung wirke sich dementsprechend zerstörend auf diese aus:

Denn Mischsprachen in Ansehung der grammatischen Flexionen, die den wahren Organismus einer Sprache ausmachen, dürfen wir nur im äussersten Nothfalle annehmen, da es unnatürlich ist, dass eine Sprache in der Bezeich-

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

nung grammatischer Verhältnisse bald in dieses, bald in ein anderes Sprachgebiet eingreife und ihr Material daraus in buntem Gemisch zusammensetze. Auch habe ich noch nirgends bestätigt gefunden, dass vollkommen neue und eigentümliche Flexionen in späteren Sprachperioden entstanden sind. Darum ist es mir wichtig, gezeigt zu haben [...], dass das Slawische der Allgemeinheit dieses Grundsatzes nicht im Wege steht, und dass es in seiner Grammatik weder etwas streng Eigenthümliches, noch aus Nicht-Sanskritischen Sprachen Eingedrungenes aufweist. In welthistorischer Beziehung aber ist es, wie mir scheint, von nicht geringer Bedeutung, da die Genealogie und Urgeschichte der Völker nur aus den untrüglichen Zeugnissen der Sprachen ermittelt werden können, durch diese zur Überzeugung gelangt zu sein, dass die Slawen gleich den Griechen, Römern, Germanen, Alt-Preussen und Lithauern, ohne einen solchen Grad von Vermischung mit heterogenen Stämmen, der auf die Sprache zerstörend hätte einwirken können, an dasjenige Asiatische Ur-Volk sich anschliessen, dessen Sprache am treuesten im Sanskrit und Zend erhalten ist. (1835, vii)

In der ersten Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft ist Bopp derjenige, der die neue, von F. Schlegel ins Leben gerufene und von ihm selbst und Rask ganz praktisch begründete Wissenschaft rhetorisch am weitesten an die Naturwissenschaften heranführt und folglich in seinen theoretisch-methodischen Forderungen am konsequentesten ist, auch wenn er diesen Forderungen selbst nicht immer gerecht werden kann. Als „organische Naturkörper“ sind Sprachen danach systemisch aufgebaute Ganze mit einem „inneren Lebensprinzip“, festen Bauplänen und einem vorgezeichneten Entwicklungsweg. Aus diesem Blickwinkel kann eine gemischte Grammatik nur als widernatürliche, „nur im äussersten Nothfalle“ anzunehmende Erscheinung gelten. Bopp ebnet damit den Weg für das, was zwei beziehungsweise drei Jahrzehnte später Schleicher und Max Müller ganz deutlich postulieren werden: *Es gibt keine (grammatisch) gemischten Sprachen*. Dieses Postulat wiederum wird eine andere Generation von Sprachwissenschaftlern, insbesondere Clough, Whitney und Schuchardt, anspornen, grundlegende Theoreme des historisch-vergleichenden Paradigmas zu hinterfragen und Alternativen zu entwerfen.

Der kultur- und geistesgeschichtliche Zusammenhang, ja vielleicht sogar die Kausalität dieser für unser Thema also zentralen Ausrichtung der Sprachwissenschaft an den Naturwissenschaften verdient am Schluss dieses Kapitels noch einmal eine genauere Betrachtung. Es sind vor allem zwei größere Ursachen zu konstatieren, die zeitlich in die letzten Dekaden des 18. und die ersten des 19. Jahrhunderts fallen. Die erste Ursache haben wir bereits mehrfach benannt: Durch ihre Erfolge und Popularität stellen die Naturwissenschaften, insbesondere die vergleichende Anatomie, Chemie, Geologie und Zoologie, ein attraktives Identifikationsangebot für die historisch-vergleichende Sprachfor-

schung dar.¹⁷⁰ Um sich als selbstständige und ebenbürtige Wissenschaft zu profilieren, war es sinnvoll, sich mimikrisch an die Naturwissenschaften anzupassen, dies vor allem rhetorisch, aber auch in durchaus ernstgemeinten Versuchen, durch Anleihen und Adaptationen methodischer, terminologischer und theoretischer Aspekte.

Eine der wichtigsten Anleihen ist die Interpretation des Untersuchungsgegenstandes als *organisch* oder *Organismus*, fraglos befördert durch eine gewisse Allgegenwart des Organismusbegriffes in den verschiedensten intellektuell-kulturellen Bereichen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Sprachen als, im Sinne Kants, organisierte und sich selbst organisierende Wesen entziehen sich dem Willen des Sprechers, sie werden determiniert durch innere Prinzipien und allgemeine Gesetze. Die Art und die Reichweite dieser Prinzipien und Gesetze zu erkennen und zu beschreiben, den Organismus in seine atomaren Bestandteile zu zerlegen und schließlich die verschiedenen Organismen hinsichtlich ihrer Abstammung und Erscheinung zu klassifizieren, das umschreibt den Aufgabenbereich einer Sprachwissenschaft, die sich auf einer Höhe mit den (anderen) Naturwissenschaften sieht.¹⁷¹ Wir dürfen dabei aber auch nicht übersehen, dass diese Sprachwissenschaft sich nicht nur als vermeintliche Naturwissenschaft zu profilieren, sondern auch gegenüber den alteingesessenen Philologien zu behaupten hatte. Arens fasst dieses Argument für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts, also von F. Schlegel bis zu Schleicher, noch einmal prägnant zusammen:

Es galt buchstäblich, einen Daseinskampf zu führen und zu beweisen, dass es sich hier nicht um eine Modeerscheinung und fragwürdige Wortmagie handelte, mit deren Hilfe man aus einem Wort drei machte oder völlig disparate Wörter in verschiedenen Sprachen als identisch erwies, ohne dass ein klassischer Philologe [...] hätte einsehen können, nach welchem Prinzip und mit welchem Recht man verfuhr. [...] Hier musste also fester Boden gewonnen werden, die Ergebnisse der neuen Wissenschaft mussten unerschütterlich sein wie ihre Methoden zuverlässig. Da aber aufgrund der spektakulären

¹⁷⁰ Wir haben dabei versucht, und werden dies auch in den kommenden Kapiteln weiterverfolgen, wichtige theoretische Interaktionen mit den Naturwissenschaften zu benennen und zu erläutern. Ergänzend sei an dieser Stelle auf Koerner (1995e) verwiesen, der die unterschiedlichen konzeptuellen und terminologischen Anleihen der Sprachtheorie des 19. Jahrhunderts bei den Naturwissenschaften griffig zusammenbringt.

¹⁷¹ Breiter und sehr anschaulich ausgeführt ist dieser Versuch der Sprachwissenschaft, sich auf dem im 19. Jahrhundert selbst starken semantischen, methodischen und institutionellen Veränderungen unterliegenden Feld der Wissenschaften zu positionieren, bei Alter (2005, Kap. 5 und 6).

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

praktischen Erfolge der Naturwissenschaften deren Methoden allein als wissenschaftlich galten, musste man sich ihnen also anpassen, wenn auch zuerst nur, indem man sich einen Teil ihrer Terminologie borgte und laut Gesetze proklamierte, während man methodisch sich noch keinesfalls messen konnte. Je länger, je mehr dringt der szientifische Anstrich in das Wesen der Linguistik, die sich bei Schleicher, dem Anhänger Darwins, vollendet naturwissenschaftlich präsentiert. (Arens 1955, 205)

Eine zweite wichtige Ursache, die wir bisher noch zu randständig behandelt haben, ist in der Gesellschaftstheorie der deutschen Romantik zu sehen, an deren Prägung die Gebrüder Schlegel ja keinen geringeren Anteil haben. Im Ausgang des 18. Jahrhunderts entsteht hier ein sich gegenseitig durchdringendes Bild von Gesellschaft und Sprache, das im Konzept der *Nation* zusammenstrebt und sich damit entschieden und auch bewusst von den Vorstellungen der Aufklärung abhebt (vgl. dazu z.B. Bär 2000; Gardt 2000b; Puschner 2008, Kap. C). Der Staat, bis ins 18. Jahrhundert noch eng an die Figur des Monarchen gebunden, später mit den Staatstheorien John Lockes und Montesquieus von diesem losgelöst und damit als abstrakte Institution und eigenes Handlungssubjekt geschaffen, ist für die Aufklärung ein rationaler Imperativ, ein Zweckbündnis des Menschen zur Sicherung von Ordnung, Leben und Eigentum. Der ideale Staat der Aufklärung dient auf effiziente Weise dem Wohl der in ihm gefassten Individuen und berücksichtigt dabei weder prinzipielle ethnische, kulturelle oder sprachliche Kohärenzen noch Begrenzungen. Eine bevorzugte Trope im politischen Diskurs des aufgeklärten Absolutismus ist bezeichnenderweise die Maschinenmetapher: „Ein wohl eingerichteter Staat muß vollkommen einer Maschine ähnlich seyn, wo alle Räder und Triebwerke auf das genaueste in einander passen“, schreibt Johann Heinrich Gottlob Justi 1764. August Wilhelm Schlözer fährt 1793 im gleichen Duktus fort: „Die instructivste Art, StatsLere abzuhandeln, ist, wenn man den Stat als eine künstliche, überaus zusammengesetzte Maschine, die zu einem bestimmten Zwecke gehen soll, behandelt“ (zit. nach Puschner 2008, 95).¹⁷² Der Staat der Aufklärung ist also, kurz gefasst, ein rational motiviertes, „mechanisches Kunstwerk“ des Menschen (Scheuner 1980, zit. nach ebd., 96), und seine treffendsten Umsetzungen finden wir in der Französischen Republik und den Vereinigten Staaten von Amerika. Der deutsche *Nationalstaat* indessen geht nicht aus den Ideen und Metaphern der Aufklärung hervor,

¹⁷² Puschner wiederum zitiert nach Stollberg-Rilinger, die der Maschinenmetapher im Absolutismus eine eigene Studie widmet (Stollberg-Rilinger 1986: *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaates*. Berlin: Duncker und Humblot).

sondern ist wesentlich ein Produkt der Gesellschaftsphilosophien von Idealismus und Romantik. Diese proklamieren einen regelrechten Gegenentwurf zum aufklärerischen Staatsmodell und polemisieren in diesem Zusammenhang auch explizit gegen die Maschinenmetapher, auf der dieses fußt. Die Romantik versteht den Staat als ganzheitliche und lebendige Ausdrucksform einer menschlichen Gemeinschaft, die viel mehr teilt als nur das elementare Bedürfnis nach Sicherheit: die von einem inneren Band durchzogen ist, dessen Ausgangspunkt *im gemeinsamen Ursprung von Physis und Psyche* liegt. Der Staat sei „die innige Verbindung der gesamten physischen und geistigen Bedürfnisse, des gesamten physischen und geistigen Reichthums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation, zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen“, schreibt Adam Müller (zit. nach ebd., 97), zu dem sich der Mensch also gar nicht mehr äußerlich verhalten kann. Der *rationalen* und *kosmopolitischen* Konzeption des Staates der Aufklärung setzt die Romantik eine *emotionale* und *nationale* entgegen. Der Staat wird als *organische* Gemeinschaft gedacht, in die sich Menschen gleicher Herkunft – sprich: *einer Nation* – auf natürliche Weise einfügen; er steht ideologisch in Opposition zur *mechanischen* Zweckgemeinschaft der Aufklärung. Die *Nation* und ihre spezifische ethnische, kulturelle und sprachliche Konfiguration ist das geheimnisvolle, innere Band, durch das der Mensch mit seiner Gemeinschaft verflochten ist, und der *Nationalstaat* ist ihre politische Manifestation. Dieser spezifisch deutsche Weg kann, wie das Pankaj Mishra in seiner Analyse *Age of Anger: a History of the Present* jüngst getan hat, auch als Reaktion auf die Erfahrungen während der napoleonischen Eroberungszüge verstanden werden, die ja nur einer imperialistischen Auslegung der Aufklärungslogik folgten:

Many who witnessed the revolution's degeneration into terror and Napoleon's militarism started to have other ideas. The German Romantics of the late eighteenth and early nineteenth centuries rejected the Atlantic West's new materialist, individualistic and imperialistic civilization in the name of local religious and cultural truth and spiritual virtue. To this monumental divergence from the path of the Enlightenment and the French Revolution we owe many fateful innovations, including nationalism. (Mishra 2017, 96f.)

Die Ablösung der Maschinenmetapher durch die Organismusmetapher, beziehungsweise eines *mechanistischen* Modells durch ein *organizistisches*, vollzieht sich dabei nicht nur auf der Ebene der Sprach- und Gesellschaftsphilosophie, sondern ist als praktisch allumfassender Wandel in den dominanten *konzeptuellen Metaphern* im Sinne von Lakoff und Johnson (1980) zu werten, bei denen ein Zielbereich wie *die Sprache* oder *der Staat* mit dem Quellbereich *Mechanismus* (konzeptuelle Metapher: *die Sprache/ der Staat ist ein Mechanismus*), bezie-

hungsweise dann *Organismus* (konzeptuelle Metapher: *die Sprache/der Staat ist ein Organismus*) verknüpft wird. Die Ablösung reflektiert darüber hinaus auch einen Wechsel der Diskurshegemonie unter den Wissenschaften, die im ausgehenden 18. Jahrhundert von den sich mit *mechanischen Prozessen* befassenden Naturwissenschaften (insbesondere Physik und Astronomie) auf die sich mit *organischen* (und anorganischen) *Stoffen* und *Organismen* befassenden (Biologie, Chemie, Anatomie) übergeht.

Das Konzept *Nation*, so zeigt Puschners vortreffliche Analyse (2008, Kap. C, insb. 78 ff.), ist essentiell für die Romantik, weil es zwei eigentlich widersprüchliche Neigungen ihrer Ideologie schlüssig unter einem Dach zusammenführt: die absolute Betonung des Subjektiven und Individuellen einerseits, und den Drang nach Vergesellschaftung mit Gleichgesinnten, einem Geselligkeitsideal andererseits.¹⁷³ Dem Individuellen, Schöpferischen, sich willkürlich Entfaltenden fehlte, um den Gefahren der Isolation und der Unverbindlichkeit zu entgehen, ein neues ganzheitliches Bezugssystem, eine neue Weltanschauung und Ordnung, in F. Schlegels Worten: eine ‚neue Mythologie‘ (Puschner 2008, 81 f.). Die gesuchte Ordnung sollte zunächst durch die Kunst, insbesondere durch die Poesie geschaffen werden, doch weil sich das bald als illusorisch erwies, wurde an ihre Stelle das weitaus tragfähigere Konzept der Nation gesetzt, das sich zudem über die Kunst exzellent vermitteln ließ (ebd., 86). Poesie, Sprache und Nation sind in der romantischen Ideologie über den Drehpunkt des *Ursprungs* aufs Innigste miteinander verknüpft, wie sich letztlich auch am Werk einzelner Intellektueller wie J. Grimm nachzeichnen lässt – Grimm, der mit seinem Bruder Wilhelm zunächst ein nationales *poetisches* Erbe zusammenträgt (zum Beispiel die *Kinder- und Hausmärchen* und die *Deutschen Sagen*), dann die deutschen Mundarten *grammatisch* als national-individuelle Kontinuitäten eines erhabenen sprachlichen Erbes verortet, und schließlich eine vom Grundgedanken der historischen und gesetzmäßigen Diversifizierung der Sprachen getragene theoretische Abhandlung über den Ursprung der menschlichen Sprache verfasst.¹⁷⁴ Freilich sind die Ursprünge des Nationengedankens beziehungsweise Nationenbewusstseins weit früher zu verorten, sie

¹⁷³ „Die Vorstellung einer Subjektivität, die letztlich nicht mitteilbar ist, geriet [...] in Widerspruch mit dem [...] romantischen Geselligkeitsideal“ (Puschner 2008, 80).

¹⁷⁴ Zu Letzterer hat kürzlich Juan A. Ennis eine hervorragend kommentierte Übersetzung ins Spanische vorgelegt. Dort (2015, 47 ff.) finden wir eine ganz ähnliche Deutung: „No se trata [bei Grimms *Deutschen Sagen*, SP] sencillamente de la recolección del material folclórico como una forma más de poesía, sino de situarlo en el lugar que le corresponde, que es, por lo general, el del origen, que aparece como lo más notorio y venerable en la tradición que funda – la de la nación [...]. Y en esa trama [J. Grimm] se afana no solo en la búsqueda del árbol común indoeuropeo, indoario o indogermánico, sino en la

liegen wesentlich im Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts (Puschner 2008, 35 ff.), und erst die Aufklärung selbst hat das Nationenkonzept im politischen Diskurs etabliert. Die Romantik „erfindet das ‚nationale Narrativ‘ nicht und sie ist auch nicht allein verantwortlich für die aggressive Seite des deutschen Nationalismus“, schreibt Puschner, „sie knüpft vielmehr an den dialektisch konzipierten Vaterlandsdiskurs der Aufklärung an und verhilft ihm zu einem neuen ‚ästhetischen Design‘“ (ebd., 33). Dieses Design besteht zum Beispiel in der Synthese der angeführten gegenläufigen Ideale der Individualisierung und Vergesellschaftung: Die Nation wird von der Romantik als „Kollektivsubjekt“ gedacht, „ebenso unbeschreiblich und unergründbar wie das künstlerische Genie“ (ebd., 87).

Der von der Aufklärung, der Weimarer Klassik und der Romantik gleichermaßen besetzte Geniebegriff geht wiederum auf Immanuel Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) zurück und stellt dort eine (notwendig) vermittelnde Instanz zwischen Kunst und Natur dar: Um der frei geschaffenen Kunst eine Regel zu geben, ohne die diese nur willkürliches Produkt der Freiheit, aber eben nicht *Kunst* wäre, muss die regelgeleitete *Natur* auf das schaffende Subjekt – das Genie – zurückgreifen.¹⁷⁵ „Verantwortlich für die Regel, ohne welche die Kunst nicht auskommt und die sie doch nicht aus sich selbst zu bestimmen vermag, zeichnet in Gestalt des Genies also niemand anderes als die Natur“ (Kablitz 2008, 167). Die Dialektik der Beziehung zwischen Kunst und Natur macht sich wiederum auch in den Metaphern im Sprachdiskurs der Romantik und der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft bemerkbar, über die wir oben im Zusammenhang mit F. Schlegels Schrift schon gesprochen haben: Die neue *Wissenschaft* von der Sprache bringt das Regelhafte, Gesetzmäßige ihrer Ausrichtung gleichfalls in ihrer Metaphorik zum Ausdruck, indem sie die Sprache stärker mit den Phänomenen und Domänen des *Natürlichen* assoziiert; die wenigstens tendenziell antiintellektuelle Romantik hebt demgegenüber vor allem das Schöpferische, *Künstliche* an der Sprache hervor. Beide Diskursrichtungen kreuzen sich im Konzept der Nation, das für die Romantik weltanschaulicher Überbau, und für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft (in einer Traditionslinie wenigstens bis zu Herder) die letzte und letztlich die einzige unergründbare Ursache der Individualität sowie der Diversifizierung der

de la dignidad histórica del pueblo de la nación alemana, el valor agregado de su tradición y su lengua“ (ebd., 50).

¹⁷⁵ „Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt. [...] Da nun gleichwohl ohne vorhergehende Regel ein Produkt niemals Kunst heißen kann, so muß die Natur im Subjekte (und durch die Stimmung der Vermögen desselben) der Kunst die Regel geben, d. i. die schöne Kunst ist nur als Produkt des Genies möglich“ (Kant 1922, § 46, Hervorh. i. Orig.).

Sprachen ist. Die Sprache selbst ist das sichtbarste Verbindungselement der Nation und damit anderen Kohärenzträgern wie Religion, Geburtsort oder Blut überlegen: Sie ist ein ‚heiliges Band‘, wie es in Theodor Körners *Jägerlied* aus dem Jahr 1813 heißt, das die Deutschen durchaus real über alle (ebenso realen) Unterschiede hinweg verbindet (Ziegler 2002, 115 f.).^{176, 177}

Puschner (2008, 97) zitiert in diesem Zusammenhang Friedrich Schleiermacher (dessen Vorlesungen übrigens, ebenso wie Fichtes, Th. Körner in Berlin gehört hat), für den die Vereinigung unter dem Staat nicht die Gesamtheit der Menschen umfassen kann, sondern „auf den geheimnisvoll bleibenden Eigentümlichkeiten, auf der verschiedenen Lebensweise, und auf der Sprache vorzüglich, welche ganz bestimmt jedes Volk von den übrigen absondert“, beruht. Und auch für F. Schlegel ist das Konzept der Nation als organisches Ganzes untrennbar verbunden mit der Sprache, die untrügliches Zeugnis einer gemeinsamen Abstammung (manifestiert zum Beispiel in der humboldtschen „inneren Sprachform“) und damit wichtigster Nexus des Zusammenhaltes ist, und deren Einheit folglich bewahrt werden muss:

Eine Nation ist gleichsam eine große allumfassende Familie, wo mehrere Familien und Stämme durch Einheit der Verfassung, Sitten, Gebräuche, der Sprache, des allgemeinen Interesses zu einem gemeinschaftlichen Ganzen verbunden sind, nur dass diese Verbindung des größeren Umfangs wegen nicht von der intensiven Stärke und Innigkeit sein kann, wie in der Familie. [...] Die Einheit der Sprache ist hier von der größten Wichtigkeit, sie ist das unverwerfliche Zeugnis der gemeinschaftlichen Abstammung, das innigste und natürlichste Verbindungsmittel und wird zusammengenommen mit der Gleichheit der Sitten das festeste dauerhafteste Band sein, das die

¹⁷⁶ Auch die Bandmetapher in Bezug auf die Sprache ist natürlich nicht neu und eine Erfindung der Romantik. Wir finden sie z.B., direkt neben der Instrumentmetapher, im ersten Kapitel des dritten Buches von J. Lockes *Essay concerning Humane Knowledge*: „God having designed man for a sociable creature, made him not only with an inclination, and under a necessity, to have fellowship with those of his own kind, but furnished him also with language, which was to be the great instrument, and common tie, of society“ (Locke 1700, 289). Vgl. auch den Eintrag „Gesellschaftskonstituierende Funktion der Sprache“ in Haßler und Neis (2009a).

¹⁷⁷ Die betreffende Strophe des Jägerliedes lautet: „Doch Brüder sind wir allzusamm’, / Und das schwellt unsern Mut. / Uns knüpft der Sprache heilig Band, / Uns knüpft ein Gott, ein Vaterland, / Ein treues, deutsches Blut.“ – Das Lied entstand 1813 anlässlich des Aufrufs des preußischen Königs Friedrich Wilhelm III. an das (gesamte!) deutsche Volk zum Kampf gegen die napoleonischen Truppen. Hier liegt also in komprimierter Form das von P. Mishra (2017) beschriebene Reiz-Reaktion-Schema in der Aufeinanderfolge von imperialistisch-aufklärerisch motivierten napoleonischen Eroberungszügen und nationalistisch-romantischem Aufschwung vor.

Nationen für viele Jahrhunderte in unauflöslicher Einheit zusammenhält.
(F. Schlegel „Nation“, entstanden 1804–06, zit. nach Ziegler 2002, 116)¹⁷⁸

Die Haltung der deutschen Sprachwissenschaft zu Sprachkontakt und Sprachmischung erschließt sich nun ganz mühelos: Damit die durch das Band der Sprache nicht nur symbolisierte, sondern *verkörperte* nationale Einheit erhalten bleibt, *darf* sich eine Sprache nicht mit anderen mischen. Das Problem ist also kein theoretisches: Es ist nicht so, dass die Sprache sich nicht vermischen *könnte* – Schlegel, Bopp, Rask und Grimm stimmen sogar weitgehend darin überein, dass sie es *kann* –, sondern ein politisch-ideologisches: Die Sprache darf, sie soll sich nicht vermischen, weil es sie „schwächen und auflösen würde“ (F. Schlegel, Kölner Vorlesungen 1804/05., zit. nach Puschner 2008, 97), und weil diese Auflösung sich auch auf die anderen Bindemittel auswirken und unweigerlich zu einer Auflösung der Nation hinstreben würde.¹⁷⁹ Die als *natürliche, organische* Gemeinschaft imaginierte Nation braucht für ihre Legitimation eine *natürliche*, das heißt eine *unvermischte* Sprache und provoziert im Umkehrschluss in der Sprachwissenschaft die *Denaturalisierung* der Sprachmischung. Der Mythos von der nationalen Gemeinschaft und der Mythos von der biologisch-analogen Natürlichkeit der Sprache gehen Hand in Hand – und in einer solcherart geprägten *Wissenschaft* von der Sprache wird die Frage nach der theoretischen Möglichkeit von Sprachmischung bald konkreter zu formulieren sein.

Wir können abschließend mit Morpurgo Davies (1998, 86f.) drei wesentliche semantische Realisierungen der Organismusmetapher festhalten, die in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts wirksam

¹⁷⁸ Damit sind zwei der vier wesentlichen Elemente der Nation als vorgestellter Gemeinschaft im Sinne Benedict Andersons genannt: Nationen sind *vorgestellt*, weil ihre Mitglieder sich nicht gegenseitig kennen, sie sind *Gemeinschaften*, weil sie unabhängig von realer Ungleichheit als Bund von (hier durch die Sprache verbundenen) Gleichen verstanden werden. Zwei weitere Eigenschaften spricht Anderson ihnen zu: Sie sind *begrenzt*, weil sie anders als z.B. Religionsgemeinschaften innerhalb von relativ präzise definierten territorialen Grenzen leben und sich von anderen Nationen abgrenzen, und sie sind *souverän*, „weil ihr Begriff in einer Zeit geboren wurde, als Aufklärung und Revolution die Legitimität der als von Gottes Gnaden gedachten hierarchisch-dynastischen Reiche zerstörten“ (Anderson 1988, 15–17).

¹⁷⁹ Dies darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass romantisches Gedankengut sehr unterschiedlich in die Arbeiten der Genannten hineingreift: bei F. Schlegel und J. Grimm als Kernfiguren der deutschen Romantik stärker, bei Rask und Bopp hingegen vergleichsweise wenig. Morpurgo Davies (1987) versteht Bopp nicht zu Unrecht eher als Rationalisten, der wie G.F. Leibniz und die Port-Royal-Grammatiker an der logischen Struktur der Sprache interessiert war, denn als Romantiker.

4.2 Die erste Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft

werden: die *Sprache als organischer Ausdruck* eines Volkes beziehungsweise einer Nation (‚organisch‘ referiert auf eine natürliche, unauflösbare identitäre Verbindung); die *Sprachstruktur als Organismus* beziehungsweise die *organische Sprachstruktur* (‚Organismus/organisch‘ referieren auf das Systematische und/oder Ursprüngliche, in dieser Verwendung fast synonym zu *Grammatik*); und schließlich die *Sprache als Organismus* (‚Organismus‘ referiert auf Autonomie und Abgeschlossenheit, insbesondere aber auf ein immanentes Lebens- beziehungsweise Wandelprinzip). Gemeinsam ist ihnen allen die Fundierung des Sprachlichen in der Sphäre der Natur, also in dem, was dem Menschen (vor)gegeben ist, nicht in dem, was von ihm selbst geschaffen wurde, obgleich es deshalb nicht zwingend außerhalb seiner Handlungsreichweite steht. Die erste Verwendung verweist auf die Verschränkung der Sprachtheorie mit Gedanken- gut der deutschen Romantik und, schwächer, des deutschen Idealismus, die dritte auf eine gemeinsame Schnittmenge mit den biologischen Naturwissenschaften. Es ist die zweite Verwendung, in der wir am ehesten Kontinuität mit der traditionellen Philologie erkennen können, die anderen beiden dürfen wir als Innovationen des frühen 19. Jahrhunderts werten.

Die Organismusmetapher erteilt die Befugnis zum Studium der Sprache um ihrer selbst willen, und sie verweist zugleich auf die Notwendigkeit, dieses Studium in den (oder zumindest in der Nähe der) Naturwissenschaften anzusiedeln (Morpurgo Davies 1998, 87). Gleichzeitig induziert sie aber auch ein mythisches, ein irrationales Element in die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft, dessen wichtigste Brutstätte in jener unauflösbaren Verbindung mit Romantik und Idealismus liegt, die beide jeweils verschiedene mythisch-transzendente Elemente ins Zentrum ihrer Philosophie stellen. Sie markiert den Schnittpunkt zwischen einer philosophisch-ideologischen Achse, auf der die Sprachwissenschaft insbesondere mit der romantischen Konzeption von der (‚organischen‘) Gemeinschaft der Nation interagiert, und einer erkenntnistheoretischen, auf der sie die Voraussetzungen für eine (natur)wissenschaftlich rigorose Herangehensweise an ihren Untersuchungsgegenstand bezieht. Diese ambivalente Ausrichtung ist sicher nicht ungewöhnlich für das frühe 19. Jahrhundert, deshalb wird sie auch lange Zeit nicht grundsätzlich hinterfragt. Bezeichnend ist, dass der behauptete Status der Sprachen als Organismen nirgendwo in wissenschaftlicher Argumentation hergeleitet oder empirisch nachzuweisen versucht wird, sondern von allen hier besprochenen Autoren (mit Ausnahme Rasks vielleicht, der den Begriff meidet) stillschweigend vorausgesetzt und durch frequente Benutzung gleichermaßen emanzipiert und perpetuiert wird (für Bopp zeigt das z. B. Morpurgo Davies 1987). *Organisch* und *Organismus* sind Schlagwörter, geradezu Gemeinplätze des Zeitgeistes (Collinge 1995a, 199), und die Organismenhaftigkeit der Sprache ist zwar *auch* eine Prämisse für eine zeitgemäß-wissenschaftliche Auseinandersetzung mit diesem Gegenstand, die jedoch weit über

diesen Rahmen hinaus als evident wahrgenommen wird. In ihren frühen sprachtheoretischen Beständen dürfen wir die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft deshalb auch – und hier sei bewusst ein Wort aus dem Sanskrit gewählt – als einen *Avatar* des deutschen Idealismus und mehr noch der deutschen Romantik begreifen.

Die aus diesen beiden Richtungen ererbten mythischen Elemente induzieren nun aber eine umso merklichere Spannung in der sprachwissenschaftlichen Theorie und Methode, je ausdrücklicher sich diese auf der anderen, der erkenntnistheoretischen Achse am Empirismus der Naturwissenschaften auszurichten versucht. Diese Spannung tritt in der deutschen historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft naturgemäß stärker zutage (schon der Däne Rask geht, wie wir gesehen haben, mit Analogien zwischen Sprachen und Naturphänomenen weitaus nüchterner um), scheint aber zunächst unbemerkt zu bleiben, und sollte ihren Höhepunkt auch erst in den kommenden Dekaden im Schaffen Schleichers erreichen. Mit Schleicher werden wir uns im nächsten Kapitel befassen. Die ersten Stimmen, die diese Spannung registrieren beziehungsweise offen benennen, kommen wiederum bezeichnenderweise nicht aus Deutschland: Sie gehören Madvig, einem Dänen, Max Müller, einem in London wirkenden Deutschen, und Whitney, einem Amerikaner. Insbesondere Whitney wird ab den 1860er Jahren die deutsche Sprachtheorie regelrecht vorführen und argumentieren, dass gerade diejenigen Sprachwissenschaftler, die so vehement strenge Wissenschaftlichkeit eingefordert und in ihrer technischen Arbeit zweifelsohne auch erbracht haben, bei der Theoretisierung ihres Studienobjektes kapital irrational vorgegangen sind.

4.3 August Schleicher

In the mid-nineteenth century perhaps the most influential and historically important figure in linguistics was A. Schleicher (1821–68). (Robins 1976, 178)

Primärtexte: 1848, *Sprachvergleichende Untersuchungen 1*; 1850, *Sprachvergleichende Untersuchungen 2*; 1860, *Die deutsche Sprache*; 1861, *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*; 1863, *Die Darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft*; 1865, *Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen*.

Die im Zitat angesprochene Bedeutung August Schleichers für die Sprachwissenschaft lässt sich auf unterschiedlichen Ebenen nachzeichnen und mit verschiedenen Bildern verdeutlichen. Sehr eindrücklich tut das zum Beispiel Ennis

(2014), wenn er von den ‚zwei Körpern der Sprache‘ („los dos cuerpos de la lengua“) spricht, zu deren Konsolidierung Schleicher Mitte des 19. Jahrhunderts entscheidende Impulse lieferte: Körperlichkeit erstens, und auf Michel Foucaults (1971) Analyse verweisend, im Sinne eines Verständnisses von Sprache als lebendem Organismus und damit einem empirischen Objekt einer Wissenschaft *par excellence*, und zweitens im Sinne einer Nationalsprache und damit einem Objekt, das als nationales Besitztum des deutschen Volkes aufgefasst wird. Beide sind eng miteinander verwoben, wie schon im letzten Kapitel gezeigt wurde, doch ist es die erste Objektivierung (oder Ver-Körperung), die unsere Thematik wesentlich berührt. Schleichers Beitrag zur Entstehung des Sprachkontaktparadigmas ist kaum hoch genug einzuschätzen, auch wenn (oder gerade *weil*) er hier nicht die Rolle eines mit überraschenden empirischen Daten aufwartenden Protagonisten innehat, von denen wir in den nächsten Kapiteln noch einige kennenlernen werden, sondern die eines hauptsächlich theoretisch argumentierenden Antagonisten.

Sleichers Bedeutung für dieses Buch erschließt sich also vornehmlich auf der Ebene der Sprachtheorie. Er bündelt die wichtigsten Tendenzen der Sprachwissenschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und führt sie zusammen mit zeitgleich stattfindenden Umwälzungen in den Naturwissenschaften. So findet er zu einem spezifischen Verständnis vom Wesen und der Entwicklung der Sprache sowie von der Position und Methodik der Sprachwissenschaft, an dem sich in seiner Nachfolge, im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, Debatten entzünden sollten, die eine wichtige Etappe auf dem Weg zu einer späteren Kontaktlinguistik (aber auch anderen Disziplinen) darstellen.

Die entscheidenden Grundlagen für Schleichers Sprachtheorie werden, wie wir gezeigt haben, ab etwa 1800 in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft gelegt. Diese kann auf ein spätestens seit der Renaissance etabliertes Verständnis von der Geschichtlichkeit und vom Wandel der Sprachen und ihrer Formen zurückgreifen, ebenso wie auf die daraus abgeleitete Interpretation von Ähnlichkeit zwischen verschiedenen Sprachen als gemeinsame Herkunft beziehungsweise Verwandtschaft sowie entsprechende sprachliche Visualisierungen mit Bildern aus der Botanik.¹⁸⁰ Mit einer immer größer werdenden Datenmenge rücken umfangreiche historische Zusammenhänge zwischen europäischen und indischen Sprachen in den Blick und es setzt eine universell angelegte und methodisch immer stringenter werdende Erforschung der Verwandtschaftsverhältnisse der menschlichen Sprachen ein. Sie wird begleitet von einem wichtigen Bruch in der Perspektive auf den Gegenstand Sprache: Es

¹⁸⁰ Zur Arboreszenz in der Geschichte der Sprachwissenschaft siehe Roggenbuck (2005).

sind nicht mehr die oberflächlich erkennbaren lexikalischen Ähnlichkeiten, die zum Nachweis eines gemeinsamen Ursprunges herangezogen werden – in den Fokus genommen werden nun die genaue Funktionsweise der Sprachen, insbesondere Morphologie und Phonologie, sowie die Entwicklung sowohl von Funktionen und Formen durch verschiedene Sprachstufen hindurch. Das Erkennen und die Beschreibung von regelmäßigen Wandelprozessen speziell in der Phonologie ermöglicht die Rekonstruktion von nicht überlieferten Sprachen und Sprachständen (bei Schleicher ist es die indoeuropäische Ursprache selbst) und schafft so neue empirische Grundlagen für die Konstruktion von Verwandtschaftsbeziehungen. Foucault (1971) erkennt darin eine wesentlich modifizierte Auffassung über das Wesen des Studienobjektes der Sprachwissenschaft, die er als Äußerung eines umfassenden Umsturzes im wissenschaftlichen Denken um das Jahr 1800 versteht: Durch die Verlagerung des Analyse-schwerpunktes von der Oberfläche auf die grammatische und phonologische Struktur, von der Beziehung zwischen den bezeichnenden Wörtern und den damit bezeichneten Dingen auf die analytische Relation der sprachlichen Elemente zueinander, wird *Sprache* von der Ebene der *Repräsentation* getrennt. Damit einher geht auch für Ennis (2008, 2014) ein Ausklammern der Sprache aus denjenigen Bereichen, die der menschlichen Agentivität unterliegen: Wenn Sprache sich nach internen, weithin allgemeingültigen grammatischen und phonetischen Gesetzen wandelt, dann sind es nicht mehr die Sprecher, die über die Entwicklung ihrer Sprache bestimmen, wie es von der Renaissance über die Aufklärung bis hin zu Johann Gottfried Herder und Wilhelm von Humboldt angenommen wurde. Dann ist *Sprache* aus dem Ressort der Geschichte und Kultur zu tilgen und ihr muss ein anderes, konzeptuell dem Menschen äußerliches Ressort zugesprochen werden. Dieses Ressort ist die *Natur* – so wie sie von den Wissenschaften des 19. Jahrhunderts verstanden und erfasst wird.

Die Veranschaulichung von Sprachverwandtschaft und -diversifizierung durch Bilder aus der Natur ist dabei keine Neuerung dieser Zeit, sie findet sich schon in Dante Alighieris Beschreibung des Exodus der Völker und Sprachen als Wachstum aus einer gemeinsamen „Wurzel“ in verschiedene „Stämme“ und individuelle „Verästelungen“ (*Vulg.* viii, 1), in Joseph Justus Scaligers Begriff der „linguas matrices“, der ‚Muttersprachen‘, und bei vielen anderen Autoren (vgl. Morpurgo Davies 1998, 43). Waren solche Darstellungen aber lange Zeit analogisch beziehungsweise metaphorisch motiviert, werden sie im 19. Jahrhundert rasant konkreter. Affinitäten zwischen der Sprachwissenschaft und den Naturwissenschaften, insbesondere den biologischen, werden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielfach beschworen und aufgrund der großen Erfolge und Popularität der Naturwissenschaften auch intensiv gesucht. Anregungen dazu lieferten insbesondere Carl von Linnés botanische Taxonomie, Georges Cuviers vergleichende Anatomie und Jean-Baptiste de Lamarcks

systematische Zoologie (vgl. Collinge 1995a, 199; Koerner 1995e). Das gesamte 19. Jahrhundert hindurch fungieren verschiedene Naturwissenschaften als Leitmodelle für sprachwissenschaftliche Ansätze, was freilich auch an Konzept- und Begriffsübernahmen sichtbar wird. Von besonderer Bedeutung ist dabei der von Herder und W. v. Humboldt auf die Sprache umgelegte Begriff des *Organismus* beziehungsweise des *Organischen*, mit dem das Erkenntnisobjekt einer Sprachwissenschaft, zunächst noch metaphorisch, das Attribut des Lebendigen zugewiesen bekommt. Bei Friedrich Schlegel meint *organisch* noch, ganz im Sinne Immanuel Kants, dass etwas die Möglichkeit zur eigenen Weiterentwicklung beziehungsweise Fortpflanzung in sich trägt und deshalb nicht von außen *organisiert* werden muss. Franz Bopp sieht im *Organischen* der Sprache in erster Linie die Fähigkeit lexikalischer Wurzeln, ihre Form an syntaktische Umstände anzupassen, beschreibt aber bald auch schon eine konkretere Form von ‚innerem Leben‘ in seinem Untersuchungsgegenstand (vgl. Collinge 1995a, 199 f.). Und auch die Suche nach allgemeingültigen Regeln und Gesetzen des Sprachwandels, als methodisches Prinzip zuerst von Bopp und Rasmus C. Rask formuliert, orientiert sich am Exaktheitsideal der Naturwissenschaften (vgl. Gardt 1999a, 270).

In Schleichers Werk kulminieren diese Entwicklungen in einer Auffassung von Sprache als *Organismus im konkreten Sinne*, als natürliche, eigenen Gesetzen der Entwicklung folgende, lebendige Körperlichkeit und einem daraus deduzierten Verständnis von der Sprachwissenschaft als einer waschechten Naturwissenschaft.¹⁸¹ Inspiriert vor allem durch die Botanik fügt er der Sprachwissenschaft unter anderem ein konkretes genealogisches Modell, ein striktes Rekonstruktionsverfahren und den Begriff der *Morphologie* hinzu. Dabei liegen alle wesentlichen Bausteine von Schleichers Sprachtheorie im Prinzip schon in seinen ersten beiden Monografien, den *Sprachvergleichenden Untersuchungen 1* und *2*, vor (1848; 1850), und doch lassen sich Aspekte der eben skizzierten Entwicklung noch in einer Gegenüberstellung dieser beiden Schriften nachzeichnen.

In seiner Einleitung zur ersten *Sprachvergleichenden Untersuchung: Zur vergleichenden Sprachengeschichte* (1848) zeigt Schleicher sich fest in der Sprach-, Natur- und Geschichtsphilosophie des frühen 19. Jahrhunderts verankert, mit W.v. Humboldt und Georg Friedrich Wilhelm Hegel als wichtigsten Referenzpunkten: Die Sprache gehört zum geistigen Wesen des Menschen, das, bei aller Verschiedenheit, in seinen Grundzügen immer und überall dasselbe

¹⁸¹ So sieht auch Arens (1955, 226) in Schleicher „mehr ein[en] Abschluß und eine Vollendung [...] als ein[en] neue[n] Anfang“. Für eine knappe Diskussion vgl. z.B. Collinge (2001, 1224) und Jankowsky (2001, 1329).

ist.¹⁸² Folglich unterliegt die Sprache denselben Prozessen wie andere Phänomene, die der geistigen Sphäre angehören, vornehmlich der Geschichte. Explizit mit Hegel erkennt Schleicher in der Geschichte des Menschen – und analog dazu in der Geschichte der Sprachen – ein vernunftgeleitetes Fortschreiten zu immer Neuem und gerade nicht den ewig sich wiederholenden Kreislauf des Lebens, wie er im Ressort der Natur zu wirken scheint.¹⁸³

Diese Veränderungen, welchen wir die Sprachen unterworfen sehen, sind entschieden geschichtlicher Art; sie gleichen nicht den Veränderungen, die wir in der uns umgebenden Natur beobachten, welche, „so unendlich mannigfaltig sie sind, doch nur einen Kreislauf zeigen, der sich immer wiederholt,“ [Zitat Hegel, SP] sondern es kommt bei ihnen, wie bei allen Veränderungen, welche auf dem geistigen Boden vorgehen, stets Neues, früher nicht Dagewesenes zum Vorschein. Wie sollte auch die Sprache, die durch so enge Bande mit dem Geiste des Menschen verknüpft ist, einen anderen Weg gehen als dieser und dem Gange der Organismen der Natur folgen, bei welchem dasselbe Leben wieder da Platz greift, wo es eben geendet hat, um den unzählige Male sich in seiner Identität wiederholenden Lauf von Entstehung zu Vernichtung vom Neuem durchzumachen. [...] Die Sprache ist speciell menschlich, geistig, sie bietet daher in ihrem Verlaufe die grössten Analogien mit der Geschichte, in beiden zeigt sich ein stetiges Fortschreiten zu neuen Phasen. Ueberall nun, wo sich Gesetze zeigen, wie z.B. in allem geschichtlichen Werden, d.h. wo eine bewusste oder unbewusste Vernunft, wo etwas der menschlichen Vernunft Homogenes auftritt, da kann dieses von Letzterer gefasst und in Worten ausgesprochen werden. Das ist es eben, was die Geschichte zur Geschichte macht, das Gesetzmässige, begrifflich zu Fassende in der stetigen Veränderung. (Schleicher 1848, 1–3)

¹⁸² Vgl. Humboldt (1994, 159): „In Allem, was die menschliche Brust bewegt, namentlich aber in der Sprache, liegt nicht nur ein Streben nach Einheit und Allheit, sondern auch eine Ahnung, ja eine innere Ueberzeugung, dass das Menschengeschlecht, trotz aller Trennung, aller Verschiedenheit, dennoch in seinem Urwesen und seiner letzten Bestimmung unzertrennlich und eins ist.“

¹⁸³ Vgl. Hegel (1848, 66f.): „Die abstracte Veränderung überhaupt, welche in der Geschichte vorgeht, ist längst in einer allgemeinen Weise gefaßt worden, so daß sie zugleich einen Fortgang zum Besseren, Vollkommneren enthalte. Die Veränderungen in der Natur, so unendlich mannigfaltig sie sind, zeigen nur einen Kreislauf, der sich immer wiederholt; in der Natur geschieht nichts Neues unter der Sonne, und insofern führe das vielförmige Spiel ihrer Gestaltungen eine Langeweile mit sich. Nur in den Veränderungen, die auf dem geistigen Boden vorgehen, kommt Neues hervor. Diese Erscheinung am Geistigen ließ in dem Menschen eine andere Bestimmung überhaupt sehen als in den bloß natürlichen Dingen, – in welchen sich immer ein und derselbe stabile Charakter kund giebt, in den alle Veränderung zurückgeht –, nämlich eine wirkliche Veränderungsfähigkeit, und zwar zum Bessern – ein Trieb der Perfectibilität.“

Bemerkenswert ist diese Passage nicht nur, weil sie sich wie eine Antithese zum späteren (und von der linguistischen Geschichtsschreibung wesentlich überlieferten) Schleicher liest, sondern auch weil die angeführte Begründung keine vordergründig ideologische ist, sondern eine, die klare Grenzen der Analogie zwischen Sprache und Natur benennt, welche später folglich zu revidieren sein werden. Umso überraschender ist es, dass Schleicher (1848) im weiteren Verlauf der Einleitung auf dieser Grundlage die Kernelemente seiner Lehre entwickelt.

Der Sprache als Element der geistigen Sphäre kommt, qua dieser Zugehörigkeit, eine Geschichte zu, die mit „aller Geschichte“ zunächst die von Hegel beschriebenen Eigenschaften der „Vernunftmäßigkeit und Darstellbarkeit“ teilt (Schleicher 1848, 3). Die Vernunft äußert sich in den Gesetzmäßigkeiten der stetigen Veränderung, die in der Geschichte der Nationen ebenso wie in der Geschichte der Sprachen zu erkennen sind.¹⁸⁴ Das Wesen der geschichtlichen Entwicklung im Allgemeinen ist dabei das

successive Hervortreten der Momente, die zusammengenommen den Begriff des sich geschichtlich entfaltet Habenden bilden. Was in der systematischen Betrachtung neben einander erscheint, das tritt in der Geschichte nach einander auf; was dort Moment ist, ist hier Periode. [...] Keine Periode im geschichtlichen Werden wird durch die folgende vernichtet, die folgende bringt nur etwas Neues zu dem schon Bestehenden hinzu, wodurch freilich das Frühere mehr oder minder verändert wird: in jeder höheren Entwicklungsstufe sind sämtliche frühere als aufgehobene Momente enthalten. Wenn aber die nach einander eintretenden Momente fortbestehen, so treten sie sofort in das Verhältnis des Nebeneinander: die Identität von Geschichte und System ergibt sich von selbst. (Schleicher 1848, 4f.)

¹⁸⁴ Dass die Schicksale politischer und sprachlicher Entitäten eng miteinander verknüpft sind, ist nach den Debatten der Aufklärung und Frühromantik allgemein bekannt (vgl. Kap. 3 sowie Gardt 2000). Eine frühe und zugleich eloquente Ausführung dazu hatten wir (Kap. 3.4) in A. de Nebrijas Grammatik aus dem Jahr 1492 gesehen: „una cosa hállo e sáco por conclusion mui cierta: que siempre la lengua fue compañera del imperio: e de tal manera lo siguió: que juntamente comenzaron. crecieron. e florecieron. e despues junta fue la caída de entrambos“ (1744, prólogo). Nebrija führte beispielhaft vor Augen, wie das Hebräische, das Griechische und das Latein zusammen mit den jeweiligen Imperien groß geworden, erblüht und verfallen sind, um daraus für das Kastilische abzuleiten, dass es in diesem Augenblick (und im ja gerade erst aufscheinenden Weltimperium der *Reyes Católicos*) in seiner Blüte stehe und deshalb nun, ganz im Sinne von Dantes Unterscheidung zwischen Volkssprache und Grammatik, unter die Regeln einer *ars* gebracht werden müsse, damit dieser Sprachstand und die Taten des Imperiums für spätere Zeiten bewahrt werden können.

Bevor Schleicher fragt, inwieweit sich dieses Wesentliche an der Geschichte, dieses „Nebeneinander des Systems, die Momente des Begriffs als ein Nacheinander, als Perioden“ (1848, 6) auf die Geschichte der Sprache übertragen lässt, erläutert er seine Gedanken an einem Beispiel – interessanterweise an einem aus der eben noch mit der geistigen Sphäre kontrastierten *Natur*. In einer systematischen Betrachtung des organischen Lebens zerfällt dieses in drei Hauptelemente, nämlich in mineralische, vegetabilische und animalische Organismen.¹⁸⁵ Dieses Nebeneinander im System entspricht einem Nacheinander in der geschichtlichen Entwicklung des organischen Lebens. Die Reihenfolge ihres Auftretens ergibt sich aus der Beobachtung, welches Element das jeweils andere als „aufgehobenes Moment, als Voraussetzung“ (1848, 5) in sich trägt. Somit waren die mineralischen Organismen zuerst, die pflanzlichen danach und die tierischen Organismen zuletzt, was durch Fossilien aus den verschiedenen Stadien der Erdentwicklung bestätigt wird. Bemerkenswert ist, dass Schleicher der Widerspruch zu seinem Argument *gegen* eine Einordnung der Sprache in die Sphäre der Natur an dieser Stelle nicht aufzufallen scheint. Ein Grund dafür ist ein Missverständnis im Umfeld der hegelschen Dimensionen *Natur* und *Geist*, die Schleicher am Begriff der *Geschichte* zu konsequent voneinander trennt.¹⁸⁶ Zwei Jahre später, im zweiten Teil seiner *Sprachvergleichenden Untersuchungen*, revidiert er dann seine, nun als „irrig“ bezeichnete, Ansicht, die Sprache gehöre genau deshalb zur Sphäre des Geistes, weil sie eine Geschichte habe. Das Werden, das sukzessive Hervortreten der im System nebeneinander existierenden Momente, das Schleicher als Geschichte definiert hat, sei keineswegs ein charakteristisches Merkmal der geistigen Sphäre, da es „gerade in der Natur am ungetrübtesten hervortritt“ (Schleicher 1850, 10f. Fn.) – was Schleicher am eben zitierten Beispiel ja auch eindrucksvoll demonstriert hat. Diese entscheidende Korrektur ermöglicht es ihm, Sprache auch, oder sogar aus-

¹⁸⁵ Anregungen für diese Systematik kommen aus zwei Richtungen: den biologischen Naturwissenschaften und der Philosophie. Linné hatte im 18. Jahrhundert das Reich der Natur in drei Sektionen untergliedert: Tiere, Pflanzen und Mineralien. Aber auch Hegels Naturphilosophie macht von dieser Trias Gebrauch: In der *Natur*, die für Hegel der *Idee* und dem *Geist* untergeordnet ist, zerfällt der Bereich der lebendigen Materie in eine *geologische Natur*, eine *vegetabilische Natur* und den *tierischen Organismus*. Letzterer stellt die höchste Stufe der Realisierung des Organischen dar, die sich dadurch auszeichnet, dass die einzelnen Glieder ihre Selbstständigkeit verlieren und der Organismus ein wahrhaft Ganzes, ein Subjekt darstellt (Hegel 1830, § 350).

¹⁸⁶ In der Folge I. Kants verstehen Hegel und der deutsche Idealismus sowie ebenso die Romantik die Natur nicht als objektiv Gegebenes und unmittelbar Zugängliches, sondern als immer schon mit dem Geist Erfasstes, mithin als eine Projektion des Geistes (vgl. Richards 2002, 34).

schließlich, als Element der Natur und die Sprachwissenschaft damit als Naturwissenschaft zu denken.¹⁸⁷ Anders als im ersten Teil der *Sprachvergleichenden Untersuchungen* sieht Schleicher (1850) die Sprache schon explizit „außerhalb der Willensbestimmung des Einzelnen“ (ebd., 2) und unterscheidet bei den sich wissenschaftlich mit Sprache befassenden Disziplinen zwischen einer *Philologie*, die es mit Literatur, also Produkten des freien geistigen Wesens und damit der Geschichte zu tun hat, und einer *Linguistik*, deren Objekt die Sprache als solche und somit ein Produkt der Natur ist:¹⁸⁸

Das aber, woran der freie Wille des Menschen so wenig in organischer Weise etwas zu ändern vermag, als an seiner leiblichen Beschaffenheit, gehört nicht in das Gebiet des freien Geistes, sondern in jenes der Natur.

Demzufolge ist auch die Methode der Linguistik von der aller Geschichtswissenschaft total verschieden und schliesst sich wesentlich der Methode der übrigen Naturwissenschaften an. (Schleicher 1850, 2)

Schleicher vollzieht hier nicht weniger als eine Entmenschlichung der Sprache, die überaus gravierende theoretische Konsequenzen nach sich zieht, mit denen wir uns genau befassen müssen. Die angesprochene Methode der Linguistik ist freilich die historisch-vergleichende (oder einfach komparative) Methode,¹⁸⁹ die, in den Schriften F. Schlegels, Bopps, Rasks und Jacob Grimms sich herauskristallisierend, nun in seinem Werk ihre systematischste und detaillierteste

¹⁸⁷ Koerner (1995e, 62) und auch Hoffmann (1996, 270) weisen darauf hin, dass Schleicher genauso gut über Hegel einen Zugang zur Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft hätte finden können, verständlicherweise dann im Rahmen des hegelschen Naturbegriffes.

¹⁸⁸ Jacob Grimm hat allerdings schon zwei Jahre zuvor, in der Vorrede zur dritten Ausgabe der *Deutschen Grammatik, Erster Band* eine ähnliche Unterscheidung getroffen: „Es gibt zwei arten des sprachstudiums, die auch wol in mir zum zwiespalt gekommen sind. Der einen ist die sprache für den zweck, sich der literatur des alterthums zu bemächtigen, ein bloßes mittel [...]“; „[der anderen Art dagegen ist es] recht, daß die sprache schon um ihrer selbst willen getrieben und ein gesetz aufgesucht werde, nicht das oben an ihr erscheine, sondern inwendig in ihr walte. Man könnte diese sprachforschung im gegensatz zu jener behaglich anschauenden die zergliedernde nennen [...]“ (Grimm 1840, xii–xiii; vgl. auch Morpurgo Davies 1998, 139f.).

¹⁸⁹ Da ich auf die übergeordnete Ebene der Paradigmen fokussiere, differenziere ich in dieser Arbeit nicht immer genau zwischen den verschiedenen, und also zweifellos differenzierbaren, Entwicklungsetappen und Ausrichtungen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft bzw. historisch-vergleichenden Methode. Üblich ist z.B. eine Differenzierung zwischen der von Bopp und Rask geprägten *vergleichenden* oder *komparativen Grammatik*, der von Grimm geschaffenen *historisch-vergleichenden Grammatik*, der maßgeblich von Schleicher ausgestalteten (*historisch-*)*vergleichenden Methode*, und den Disziplinen *historische* und *vergleichende* bzw. *komparative Sprachwissenschaft*.

Ausführung finden wird.¹⁹⁰ Durch die explizite Verortung der Sprache in der Sphäre der Natur beseitigt Schleicher, so auch Arens (1955, 225), „mit einem Schlage die Unstimmigkeit, die zuvor noch zwischen Theorie und Praxis der Sprachwissenschaft bestanden hatte, und verhalf den tatsächlich in der Sprachforschung uneingestanden wirkenden Tendenzen zum Siege.“ Was bei W. v. Humboldt, F. Schlegel, Bopp und J. Grimm noch Andeutung war, oder sich nur undeutlich vom interferierenden idealistisch-romantischen Diskurs abhob: das eigene, sprecherunabhängige Sein, die Organismenhaftigkeit und die ‚natürliche‘ Entwicklung der Sprache, ihre Gesetzmäßigkeit und Klassifizierbarkeit – das legt Schleicher nun fest, nicht zuletzt auch, indem er sichtbare, in eine andere Richtung weisende (mithin zumindest ein Stückweit auch die Unstimmigkeit seiner Vorgänger motivierende) Aspekte der Sprache und des Sprechens ausblendet. Schleichers eigener Anspruch, so deutet Arens weiter, ist nicht der eines Revolutionärs, sondern eines Mannes „der Ordnung und des Systems“ (ebd.). Paradox ist unterdessen, dass eben jene Organismusmetapher, die bei Schlegel den *historischen* Zugang zur Sprache zu einem großen Teil rhetorisch gestützt oder überhaupt erst motiviert hat (um zu den Ursprüngen der eigenen Sprache und damit, der romantischen Ideologie folgend, zum Wesen der eigenen Gemeinschaft, dem nationalen oder Volksgeist vorzudringen, und gleichsam deren überlegene Natur zu bestätigen), nun von Schleicher zum Anlass genommen wird, die Linguistik aus den *historischen* Wissenschaften auszugliedern (Morpurgo Davies 1998, 88).

Unter den explizit naturwissenschaftlich gesetzten Vorzeichen kommen der Linguistik (bei Schleicher meist *Sprachwissenschaft* oder *Glottik*, Letzteres wohl in Anlehnung an *Botanik*, Koerner 1981, 4)¹⁹¹ einige hochattraktive Attribute zu, die sie aus der Sicht des 19. Jahrhunderts über die historischen Wissenschaften erhebt: Ihre Erkenntnisquellen sind, da sie unverfälscht in der Natur vorliegen, unmittelbar und objektiv, während die historischen Wissenschaften ihre Erkenntnisse wesentlich aus der (subjektiven) Kritik ziehen; sie sucht nach Universalien und forscht damit immer vergleichend in die Breite; und sie ist eine junge Wissenschaft, die mit modernsten Erkenntnismethoden, wesentlich dem grammatischen Vergleich, aufwarten kann (Schleicher 1850, 3–5). Mit der

¹⁹⁰ Mit Fokus auf Schleicher trägt Bynon (2001) die Details dieser Methode in prägnanter Form zusammen.

¹⁹¹ In der zweiten Auflage des *Compendiums* kommentiert Schleicher: „Dieses gute wort [Glottik], das dem übel gebildeten ‚linguistik‘ entschieden vor zu ziehen ist, ist nicht von mir gemacht. Ich verdanke es der hiesigen universitätsbibliothek, wo es längst im gebrauch ist“ (1866, 1, Anm.). Auch für M. Müller hat der Begriff *Linguistik* zu dieser Zeit noch etwas „barbarisches“ (1863, 3), vgl. Kap. 4.4.

Sprache als natürlichem, sprecherunabhängigem Organismus und der Linguistik als einer modernen und vielversprechenden *Naturwissenschaft* liegt ein Kernelement der schleicherschen Sprachphilosophie vor, das in späteren Texten weiter ausgebaut wird. Zeigt sich Schleicher (1848) noch ganz wesentlich in der Naturphilosophie Hegels verankert, wird diese zunehmend von Theoremen und Modellen abgelöst, die von den modernen Naturwissenschaften, insbesondere den biologischen inspiriert sind.¹⁹²

Es lohnt sich dennoch, Schleichers (1848) Ausführungen zum Verhältnis von Sprache und Geschichte weiterzuverfolgen: Ausgehend vom nun ausreichend definierten Wesen der Geschichte versucht Schleicher das Wesen der Sprachgeschichte zu entschlüsseln, und er beginnt – folgerichtig – mit einer Analyse des Nebeneinanders des Systems der Sprache. In seinen Ausführungen stützt er sich nun vor allem auf W. v. Humboldts *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836) sowie Hegels *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse* (1817)¹⁹³ und *Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte* (gehalten zwischen 1822 und 1830). Das Wesen der Sprache ist demnach im Verhältnis zweier Elemente zu sehen, die Schleicher *Bedeutung* und *Beziehung* nennt, beziehungsweise darin, wie eine Sprache diese Elemente lautlich ausdrückt. Den beiden Elementen entsprechen bei Humboldt zum Beispiel die „Bezeichnung des Begriffs“ und die „Andeutung der Kategorie, in die er versetzt wird“ (Humboldt 1836, 122), bei Hegel das „Material“ und die „Form“ (Hegel 1830, § 459)¹⁹⁴ – in moderne Termini übersetzt handelt es sich um *Lexeme* und *Grammeme*. Neben diesen beiden „lässt sich kein drittes das Wesen der Sprache bildendes Element denken“ (Schleicher 1848, 6). Diese Auffassung bildet einen weiteren Grundbaustein der schleicherschen Sprachphilosophie und ist abgeleitet aus einem Verständnis vom Denken als das In-Beziehung-Setzen von Begriffen beziehungsweise Vorstellungen, wie Schleicher später deutlich macht (1850, 5 ff.; 1860, 6 ff.). Wieder ganz im Sinne Humboldts ist das Wesen der Sprache also identisch mit dem Wesen des Denkens, ist Sprache

¹⁹² Diese werden umgekehrt aber auch von Schleichers Ideen inspiriert. Ich werde später in diesem Abschnitt darauf zurückkommen.

¹⁹³ Diese unter explizitem Verweis (Schleicher 1848, 6, Fn., 15 u. a.).

¹⁹⁴ „Die Sprache kommt hier nur nach der eigenthümlichen Bestimmtheit als das Product der Intelligenz, ihre Vorstellungen in einem äußerlichen Elemente zu manifestiren, in Betracht. Wenn von der Sprache auf concrete Weise gehandelt werden sollte, so wäre für das *Material* (das Lexikalische) derselben der anthropologische, näher der psychisch-physiologische (§ 401) Standpunkt zurückzurufen, für die *Form* (die Grammatik) der des Verstandes zu anticipiren“ (Hegel 1830, 470, Hervorh. i. Orig.).

folglich nichts anderes als „lautes Denken, wie umgekehrt Denken lautloses Sprechen ist“ (Schleicher 1860, 5).

Sprachen können nun danach charakterisiert werden, wie sie das benannte Verhältnis in der Wortbildung realisieren. Schon für Humboldt war diese „Eigenschaft der Sprachen [...], welche man unter den Ausdrücken: Isolierung der Wörter, Flexion und Agglutination zusammenzubegreifen pflegt [...] der Angelpunkt, um welchen sich die Vollkommenheit des Sprachorganismus drehet“ (1836, 119). Fehlt der lautliche Ausdruck der Beziehung, wird die Beziehung zwischen den Bedeutungslauten also durch andere Mittel wie Position oder Akzent angezeigt, handelt es sich um eine *isolierende Sprache*, in der das Wort folglich nicht gegliedert ist und damit „dem einfachen Krystall [gleich], der uns ebenso als strenge Einheit erscheint im Gegensatz zu den gegliederten höheren Organismen von Pflanze und Thier“ (Schleicher 1848, 6). In *agglutinierenden Sprachen* werden auch Beziehungen lautlich ausgedrückt; diese Beziehungs-laute werden äußerlich an Bedeutungs-laute angefügt, ohne dass die Letzteren sich verändern. In einer dritten Gruppe, den *flektierenden Sprachen*, hingegen finden wir ein vollständiges Verschmelzen der lautlichen Bezeichnung von Bedeutung und Beziehung zu einer Einheit (etwa durch Stammveränderung). Erst diese Einheit nun entspreche der geistigen Einheit von *Bedeutung* und *Beziehung*, und deshalb ist erst hier, und analog zum tierischen Organismus in der Natur,

im Organismus des Wortes eine eigentliche, wahre Gliederung entwickelt; das Wort ist die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Glieder. Die flektierenden Sprachen entsprechen so dem animalischen Organismus, von welchem dieselbe Bestimmung gilt. (Schleicher 1848, 11)

Die anklingende Sprachbewertung findet sich mit vergleichbarem Argument bei Humboldt (1836) und in vielen anderen Texten bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Noch Georg von der Gabelentz 1891 wird der „Sprachwürderung“ ein eigenes Kapitel widmen. Unter der Prämisse einer Identität von Sprache und Denken schreibt Schleicher im zweiten Teil seiner *Sprachvergleichenden Untersuchungen*, dass Sprachen also danach beurteilt werden können, wie *beschreibungsadäquat* sie dem Denken sind:

Je mehr der lautlich artikulierte Ausdruck des Denkens, die Sprache, alle geistigen Bewegungen in lautlicher Form darstellt, desto vollkommener ist sie, je mehr der Laut hinter dem Denken zurückbleibt und gleichsam Abkürzungen desselben giebt, desto unvollkommener wird die Sprache sein. (Schleicher 1850, 5f.)

Neben den drei beschriebenen Verhältnissen von Bedeutungs- und Beziehungs-lauten ist für Schleicher kein weiteres logisch denkbar: Eine Sprache, die nur

Beziehungen, aber keine Bedeutungen lautlich ausdrückt, sei unmöglich. Das System der Sprachen scheint damit in seinen „allgemeinsten Umrissen“ (1848, 12) erschlossen, und es wäre nun zu erwarten, dass es seine Abbildung im Nacheinander, in der Geschichte der Sprachen findet (analog in Schleicher 1850, 10; sowie 1860, 33).

Dass Sprachen sich aber *historisch* von isolierenden zu agglutinierenden und flektierenden Sprachen, und mithin zu einer stärkeren Annäherung von Bezeichnung und Bedeutung, hin zu größerer Analogie zwischen Sprache und Geist, entwickeln würden, dafür sieht Schleicher keine Belege. Wie Bopp und J. Grimm vor ihm erkennt er, dass gerade das Gegenteil der Fall zu sein scheint: „Je höher ins Altertum wir [...] eine Sprache verfolgen, desto reicher wird ihr grammatischer Bau, desto leichter erkennbar wird die Bedeutung der Laute“. Die Geschichte der Sprachen offenbart sich also, und dann scheinbar konträr zum „Weg aller sonstigen Geschichte“ wie sie von Hegel beschrieben wird, als ein „Herabsinken von ursprünglicher Vollkommenheit“ (Schleicher 1848, 14): „Wir sehen zu geschichtlichen Zeiten keine Sprache weder entstehen noch sich vervollkommen“, schreibt Schleicher (ebd.).¹⁹⁵ Um den augenscheinlichen Widerspruch aufzulösen, muss Schleicher die *Sprachgeschichte* konzeptuell von einer, dann vorhistorischen, Phase der *Sprachentstehung* scheiden. Er kann auch dieses Vorgehen schlüssig im Rahmen der hegelschen Philosophie begründen, die wiederum von dem nun ebenfalls schon hinreichend bekannten katastrophistischen Erklärungsprinzip Gebrauch macht.¹⁹⁶

¹⁹⁵ Er widerspricht damit einer Aussage W. v. Humboldts, der in der Entstehung der romanischen Sprachen das Hervorbringen neuer Organismen erblickt. Schleicher sieht darin lediglich einen „rapiden Sprachverfall[...], allerdings nach immanenten Gesetzen, wie das Altern jedes Organismus dergleichen bietet“ (Schleicher 1848, 16, Fn.), und stellt synthetisierend fest, dass auch Humboldts Sprachphilosophie der Sprachentstehung eine bestimmte Epoche oder Periode in der Humangeschichte zuweist, auf die die Gegenwart keinen Erkenntnisrückgriff erlaubt.

¹⁹⁶ Auch Humboldt bietet hier aber explizite Anknüpfungspunkte, wie wir in [Kap. 3.5](#) gesehen haben. Bynon (2001, 1225) weist darauf hin, dass sich das katastrophistische Prinzip bei Schleicher nur in der Unterscheidung zwischen einer prähistorischen Wachstums- und einer historischen Verfallsphase zeigt, in der historischen Phase aber durchaus eine gleichförmige Entwicklung angenommen wird: „Schleicher’s alleged non-adherence to the uniformitarian principle in fact goes only as far as the distinction between growth and decay; there is no trace of it within the ‘decay’ phase [...]“. Dies dürfte jedoch kein Widerspruch sein – das konkurrierende aktualistische oder uniformitarianistische Prinzip zeichnet sich eben dadurch aus, dass es ausnahmslos *alle* Geschehnisse auf dieselben Prozesse zurückführt, die auch in der Gegenwart wirken. Es findet erst mit W.D. Whitney Eingang in die Sprachwissenschaft (vgl. [Kap. 4.8](#)).

Für Hegel stellt sich die Weltgeschichte, angesiedelt in der Sphäre des Geistes, dar als ein vernunftgeleiteter „Fortschritt im Bewußtseyn der Freiheit“ (Hegel 1848, 24).¹⁹⁷ Die Freiheit ist als die eigentliche „Substanz, das Wesen des Geistes“ anzusehen (ebd., 22) – Ziel und Zweck der Weltgeschichte kann daher nur „die Entwicklung des Bewußtseyns, des Geistes von seiner Freiheit, und der von solchem Bewußtseyn hervorgebrachten Verwirklichung“ (ebd., 79) sein. Jedoch sind nicht alle Zeitalter der Welt auch ein Teil der Weltgeschichte, und nicht alle Völker haben eine Geschichte in dem von Hegel angedachten Sinne: „Die Weltgeschichte fängt mit ihrem allgemeinen Zwecke, daß der Begriff des Geistes befriedigt werde, nur *an sich* an, das heißt als Natur; er ist der innere, der innerste bewußtlose Trieb, und das ganze Geschäft der Weltgeschichte ist [...] die Arbeit, ihn zum Bewußtseyn zu bringen“, schreibt Hegel (ebd., 31f., Hervorh. i. Orig.); und diese *Arbeit* nun ist wesentlich bestimmt durch den Begriff der *Entwicklung*.

Entwicklung beinhaltet zunächst eine „innere Bestimmung, eine an sich vorhandene Voraussetzung“ (ebd., 67), die Hegel sowohl in der geistigen Sphäre als auch in der Natur erkennt. Doch während sich *Entwicklung* in der Natur als „ruhiges Hervorgehen“ darstellt, ist sie „im Geist ein harter unendlicher Kampf gegen sich selbst. Was der Geist will, ist, seinen eigenen Begriff zu erreichen; aber er selbst verdeckt sich denselben, ist stolz und voll von Genuß in dieser Entfremdung seiner selbst“ (ebd., 68f.). Der Übergang von der Bestimmung zur Verwirklichung ist damit, anders als in der Natur, kein unmittelbarer, in sich selbst begründeter, sondern ein durch Bewusstsein und Willen vermittelter (ebd., 68). Aus diesem Grund ist es

[d]er philosophischen Betrachtung [...] nur angemessen und würdig, die Geschichte da aufzunehmen, wo die Vernünftigkeit in weltliche Existenz zu treten beginnt, nicht wo sie noch erst eine Möglichkeit nur an sich ist, [sondern] wo ein Zustand vorhanden ist, in dem sie in Bewußtseyn, Willen und

¹⁹⁷ „Den Glauben und Gedanken muß man zur Geschichte bringen, daß die Welt des Wollens nicht dem Zufall anheimgegeben ist. Daß in den Begebenheiten der Völker ein letzter Zweck das Herrschende, daß Vernunft in der Weltgeschichte ist, – nicht die Vernunft eines besonderen Subjekts, sondern die göttliche, absolute Vernunft –, ist eine Wahrheit, die wir voraussetzen; ihr Beweis ist die Abhandlung der Weltgeschichte selbst: sie ist das Bild und die Tat der Vernunft“ (Hegel 1994, 29). „Darüber aber habe ich gleich von Anfang an mich erklärt und unsere Voraussetzung (die sich aber am Ende erst als Resultat ergeben sollte) und unseren Glauben behauptet, daß die Vernunft die Welt regiert und so auch die Weltgeschichte regiert hat. Gegen dieses an und für sich Allgemeine und Substantielle ist alles andere untergeordnet, ihm dienend und Mittel für dasselbe. Aber ferner ist diese Vernunft immanent in dem geschichtlichen Dasein und vollbringt sich in demselben und durch dasselbe“ (ebd., 86f.).

Tat auftritt. Die unorganische Existenz des Geistes, die der Freiheit, das ist des Guten und des Bösen und damit der Gesetze unbewußte Stumpfheit, oder wenn man will, Vortrefflichkeit ist selbst nicht Gegenstand der Geschichte. (Ebd., 73 f.)

Dieser Zustand, in dem Freiheit und Vernunft in Bewusstsein, Willen und Tat auftreten, ist für Hegel erst mit dem Staat erreicht. Was vor der Staatsbildung geschah und folglich nicht Gegenstand der *Geschichte* ist, das gilt Hegel als *Vorgeschichte* – ein Stadium, über das keineswegs alle Völker hinausgekommen sind.¹⁹⁸ Die Weltgeschichte in diesem Sinne beginnt für Hegel erst mit Persien (Indien und China bleiben explizit außen vor) und sie hat sich „von Osten nach Westen ausgebreitet, denn Europa ist schlechthin das Ende der Weltgeschichte, Asien der Anfang. [...] Der Orient wußte und weiß nur, daß *Einer* frei ist, die griechische und römische Welt, daß *Einige* frei seien, die germanische Welt weiß, daß *Alle* frei sind“ (1848, 128, Hervorh. i. Orig.).¹⁹⁹ – Dem Nacheinander der Geschichte ist damit auch ein geografisches Nebeneinander beigelegt.

Auch die ursprüngliche Ausbreitung der Völker über die Welt, und damit die der indoeuropäischen Völker, ist folglich Teil der *Vorgeschichte*. Diese Phase setzt Hegel nun explizit in Zusammenhang mit der Sprachentstehung, was Schleicher für seine Argumentation aufgreifen wird. Hegel schreibt,

daß jenes so reiche, ja unermeßliche Werk der Zunahme von Familien zu Stämmen, der Stämme zu Völkern und deren durch diese Ausdehnung herbeigeführte Ausbreitung, welche selbst so viele Verwickelungen, Kriege, Umsturze, Untergänge vermuten läßt, ohne Geschichte sich nur zugetragen

¹⁹⁸ „Die Freiheit ist nur das, solche allgemeine substantielle Gegenstände wie das Recht und das Gesetz zu wissen und zu wollen und eine Wirklichkeit hervorzubringen, die ihnen gemäß ist – den Staat. Völker können ohne Staat ein langes Leben fortgeführt haben, ehe sie dazu kommen, diese ihre Bestimmung zu erreichen, und darin selbst eine bedeutende Ausbildung nach gewissen Richtungen hin erlangt haben. Diese *Vorgeschichte* liegt nach dem Angegebenen ohnehin außer unserem Zweck; es mag darauf eine wirkliche Geschichte gefolgt oder die Völker gar nicht zu einer Staatsbildung gekommen seyn“ (Hegel 1848, 74, Hervorh. i. Orig.).

¹⁹⁹ Die Ausbreitung der Weltgeschichte deckt sich so, wenigstens teilweise, mit der Ausbreitung der indoeuropäischen Sprachen. Interessanterweise interpretiert Hegel diese, an anderer Stelle, eher als natürliches denn als geistiges Phänomen: „China und Indien liegen gleichsam noch außer der Weltgeschichte, als die Voraussetzung der Momente, deren Zusammenschließung erst ihr lebendiger Fortgang wird. Es ist in China wie in Indien kein Fortgang zu anderem. Von Indien gibt es wohl einen Fortgang, wie der Zusammenhang der Sprachen zeigt; aber er ist ein unterirdischer, bloß natürlicher, dem Bewußtsein nicht angemessener Fortgang; was der Bildung, dem Bewußtsein angehört, ist ein anderer Fortgang, der nicht durch natürliche Verbreitung begründet ist“ (Hegel 1988, 275).

hat; noch mehr, daß die damit verbundene Verbreitung und Ausbildung des Reichs der Laute selbst lautlos und stumm geblieben und schlechend geschehen ist. Es ist ein Factum der Monumente, daß die Sprachen im ungebildeten Zustande der Völker, die sie gesprochen, höchst ausgebildet worden sind, daß der Verstand sich sinnvoll entwickelnd ausführlich in diesen theoretischen Boden geworfen hatte. Die ausgedehnte consequente Grammatik ist das Werk des Denkens, das seine Kategorien darin bemerklich macht. Es ist ferner ein Factum, daß mit fortschreitender Civilisation der Gesellschaft und des Staats diese systematische Ausführung des Verstands sich abschleift und die Sprache hieran ärmer und ungebildeter wird – ein eigenthümliches Phänomen, daß das in sich geistiger werdende, die Vernünftigkeit heraustreibende und bildende Fortschreiten jene verständige Ausführlichkeit und Verständigkeit vernachlässigt, hemmend findet und entbehrlich macht. Die Sprache ist die That der theoretischen Intelligenz im eigentlichen Sinne, denn es ist die äußerliche Aeußerung derselben. Die Thätigkeiten der Erinnerung und der Phantasie sind ohne die Sprache nur erst innerliche Aeußerungen. Aber diese theoretische That überhaupt, wie deren weitere Entwicklung, und das damit verbundene Conkretere der Völkerverbreitung, ihrer Abtrennung von einander, Verwickelung, Wanderung bleibt in das Trübe einer stummen Vergangenheit eingehüllt; es sind nicht Thaten des selbstbewußtwerdenden Willens, nicht der sich andere Aeußerlichkeit, eigentliche Wirklichkeit gebenden Freiheit. Diesem wahrhaften Elemente nicht angehörend haben jene Völker ihrer Sprachentwicklung ungeachtet keine Geschichte erlangt. Die Voreiligkeit der Sprache und das Vorwärts- und Auseinandertreiben der Nationen hat erst theils in Berührung mit Staaten, theils durch eigenen Beginn der Staatsbildung Bedeutung und Interesse für die konkrete Vernunft gewonnen. (Hegel 1848, 77 f.)

Sprachbildung und *Sprachentwicklung* sind also zunächst unabhängig von der *Geschichte* der jeweiligen Völker zu betrachten. Die *Entstehung* der Sprachen geschah zudem zeitlich mit der Verbreitung der Völker, also *vor* der *Geschichte*, aber als systematischer Ausdruck des Verstandes und durchaus in der Lage, zur höchsten Ausbildung sprachlicher Struktur vorzudringen. Hegel nimmt dann gewissermaßen auch den von Schleicher beobachteten Widerspruch vorweg, wenn er bemerkt, dass mit dem Fortschreiten der Zivilisationen, sei es im Rahmen der von ihm so definierten *Geschichte* oder nicht, die Sprachen „ärmer und ungebildeter“ werden, die Befreiung des Geistes also offenbar mit einer Vernachlässigung und dem Entbehrlich-Werden von sprachlicher Struktur korreliert. „Geschichte und Sprachbildung sind demnach sich ablösende Thätigkeiten des menschlichen Geistes“, resümiert Schleicher (1848, 16) noch einmal diese Erkenntnis;²⁰⁰ er kann das auch von Hegel als „eigentüm-

²⁰⁰ Vgl. Humboldt (1836, cxxxviii), der ebenfalls schon von „den sprachbildenden Perioden der Nationen“ spricht.

lich“ beschriebene Phänomen des Sprachverfalls nach dem Abschluss der Sprachbildung aber schlüssig mit der Natur des Geistes begründen. Denn der Geist könne nicht „zu gleicher Zeit schaffend und frei im Selbstbewußtsein sein“ (1848, 20), Laute können nicht gleichzeitig geschaffen und benutzt werden:

So wie die Geschichte eintritt, der Geist den Laut nicht mehr erzeugt, sondern ihm gegenüber tritt, sich seiner als Mittel bedient, kann sich die Sprache nicht weiter entwickeln, im Gegentheil schleift sie sich mehr und mehr ab. (Schleicher 1850, 13)

Geschichte und Sprachentwicklung stehen sogar in einem umgekehrten Verhältnis zueinander: „Je freier sich der Geist entfaltet in der Geschichte, desto mehr entzieht er sich der Sprache, daher schleifen sich ihre Laute ab, verliert sich ihr Formenreichthum“ (1848, 17f.); „[j]e reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache“ (1860, 35). Eine solchermaßen reiche Geschichte und entsprechend starken Sprachverfall sieht Schleicher zum Beispiel bei allen indoeuropäischen Völkern (1850, 16); innerhalb der germanischen Familie etwa erkennt er aber starke Abstufungen zwischen dem progressiven Englischen und dem konservativen Isländischen (1860, 35). Was den Völkern bei zunehmender geschichtlicher Betätigung des Geistes verloren geht, ist das Gefühl für die Funktion der sprachlichen Elemente: das *Sprachgefühl*, das damit zum „Schutzgeist der sprachlichen Form“ (1860, 64) wird.

Sprachgefühl und Integrität der sprachlichen Form stehen also in geradem; Sprachgefühl und Lautgesetze, Analogie, Vereinfachung der sprachlichen Form in umgekehrtem Verhältnisse zu einander. (1860, 64f.)

Die Unterscheidung zwischen einer *vorhistorischen Periode* der Sprachentstehung und einer *historischen Periode* des Sprachverfalls bildet ebenfalls einen zentralen Baustein der schleicherschen Sprachphilosophie (vgl. Schleicher 1850, 10 ff.; 1860, 35 ff.; 1861, 3). Wenn zudem das Wesen der Geschichte als sukzessives Hervortreten der Momente, die im System als Nebeneinander erscheinen, gefasst wird, dann bedeutet das für die Sprachengeschichte eine konzeptuelle Zweiteilung in eine *Geschichte der Entwicklung der Sprache* (vorhistorische Periode) und eine *Geschichte des Verfalls der Sprache* (historische Periode) (1848, 20f.; 1850, 13). Für die Geschichte der Sprachentwicklung lassen sich folglich drei Phasen rekonstruieren, die im System *Sprache* als Momente nebeneinander bestehen: eine erste Phase, in der nur Bedeutungs-laute existierten, eine zweite, in der diese mit Beziehungs-lauten kombiniert wurden, und eine dritte, in der Bedeutungs- und Beziehungs-laute verschmolzen sind – entsprechend den

Momenten der isolierenden, agglutinierenden und flektierenden Sprachen (1848, 22; 1850, 14f.). Nicht jede Sprache hat sich die gesamte Entwicklungsskala emporgearbeitet, „so wenig als alle organische Substanz sich bis zum animalischen Organismus entwickelte; auf jeder Stufe und Zwischenstufe sind Theile der lautlichen Substanz erstarrt, wie Theile der organischen auf jeder Stufe der Scala organischen Lebens“ (1850, 15). Das Chinesische als isolierende Sprache ist also auf einer frühen und niedrigen Stufe stehengeblieben, die flektierenden indoeuropäischen Sprachen auf einer späten und hohen. Dabei zeigen die in diesem Sinne komplexeren Sprachen deutliche Spuren der früheren Stufen, die sie also auch durchlebt haben; sie „tragen sie als aufgehobene Momente an sich“ (1848, 23).²⁰¹

Die Geschichte des Sprachverfalls ist genauso von einem regelmäßigen Verlauf geprägt, der sich aus dem, zuvor philosophisch hergeleiteten, Umstand ergibt, dass die Geschichte der Völker und der Sprachen in einem umgekehrten Verhältnis zueinander stehen:

Der Verfall ist wirklich ein allmäliger, wie die geschichtliche Entwicklung, er ist in Perioden theilbar, wie diese, je nach dem grösseren oder geringeren Grade der Entfernung vom Ursprünglichen und er verläuft bei allen Sprachen in analoger Weise, wie die Geschichte. (1848, 25)

Analoge Entwicklungen des Verfalls erkennt Schleicher zum Beispiel im Wandel vom synthetischen zum analytischen Sprachbau, so auf dem Weg vom Sanskrit zum Prakrit und vom Latein zu den romanischen Sprachen, aber auch in jenem eher mikroskopischen Prozess, dem der Hauptteil von Schleicher (1848) gewidmet ist: der assimilierenden Wirkung von *j*, *i* und *e* auf vorausgehende Konsonanten. Bevor er zur eigentlichen Analyse schreitet, bemüht Schleicher sich noch um eine genauere Bestimmung des Verhältnisses zwischen der *vergleichenden Sprachgeschichte* und der *vergleichenden Sprachlehre*, zwischen, so könnte man heute sagen, diachronischer und synchronischer Sprachbetrachtung also. Beide lassen sich eher begrifflich als in der Praxis sauber voneinander trennen, und es ist die systematische, also die synchronische Sprachbetrachtung, die überragende Ähnlichkeiten mit den Naturwissenschaften aufweist: „Der naturwissenschaftliche Theil der Sprachenkunde ist daher, im

²⁰¹ In diesem Zusammenhang macht Schleicher auch eine, in seiner Theorie folgerichtige, Absage an den Prozess, der heute durch das Grammatikalisierungskonzept erfasst wird: Beziehungslaute in flektierenden Sprachen werden nicht etwa „aus anderen fertigen Worten herausgenommen“, da weder Beziehungs- noch Bedeutungslaute zur fraglichen Zeit „als fertige Worte existirten, eben weil in jener Periode die Sprache überhaupt noch nicht fertig war“ (1848, 24).

Gegensatz zum historischen, der systematische“ (1848, 28f.). Diese Ähnlichkeiten sieht Schleicher vor allem bei der Klassifizierung von Sprachen: Der „ganze Habitus einer Sprachfamilie“ (1848, 28) lasse sich in bestimmten Merkmalen fassen, analog zu den Merkmalen von Pflanzen- und Tierfamilien. Was dort die Anzahl der Keimblätter oder die Blütenbeschaffenheit sind, das sind bei der Einteilung der Sprachen innerhalb eines Stammes die Lautgesetze. Die Arbeit eines Sprachwissenschaftlers, der eine ihm bis dato unbekannte Sprache zu bestimmen versucht, sei also „ganz analog der des Botanikers, der eine ihm unbekannte Pflanze bestimmt. Beide suchen nach den charakteristischen Merkmalen; finden sich dieselben in Uebereinstimmung mit denen einer bekannten Familie, so wird er sie derselben zuweisen“ (ebd.).²⁰² Zuletzt weist Schleicher noch auf eine Gefahr hin, die uns zugleich mit der wohl wichtigsten Implikation seiner Sprachphilosophie konfrontiert, die auch heute noch eine unumstößliche Prämisse in verschiedenen Bereichen der historisch-genetischen Sprachwissenschaft darstellt: *Eine Sprache kann ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie nicht verlieren, egal wie stark sie sich auch äußerlich verändert.*²⁰³ Schleicher macht diesen Gedanken fest an der Beobachtung, dass geografisch benachbarte Sprachen auch verschiedener Sprachfamilien sich im Kontakt einander anpassen. Er spricht also, in modernen Termini, von *Sprachbundphänomenen* und *Konvergenz*. Diese Kontaktphänomene dürfen allerdings nicht mit Verwandtschaft verwechselt werden beziehungsweise über die eigentliche Affiliation hinwegtäuschen (1848, 29f.), denn diese ist ein Resultat der vorgeschichtlichen Periode der Sprachentstehung, auf das die geschichtliche Periode in keiner Weise Einfluss zu nehmen vermag. Aus demselben Grund kann sich, wie Schleicher schon an anderer Stelle festgestellt hat, in historischen Zeiten aus einer isolierenden Sprache wie dem Chinesischen niemals eine flektierende entwickeln, und wird aus einer flektierenden Sprache wie dem Englischen, selbst wenn sie alle Flexionsendungen einbüßt, nie eine isolierende: „Das Prin-

²⁰² Die Analogie wird in Schleicher (1860, 4) aufgegriffen und weitergedacht: Anders als die Gegenstände der Botanik und Zoologie sind jene der Sprachwissenschaft räumlich sehr breit verteilt, deshalb muss sich selbst eine Übersicht über die Vielfalt der sprachlichen Arten hart erarbeitet werden, während die Vielfalt der Naturorganismen sich im Alltag letztlich überall zeigt. Sogar wahre Sprachgelehrte, die neben den wichtigsten europäischen Sprachen auch Latein und Griechisch, Persisch und Sanskrit beherrschen, sind deshalb „nur einem solchen Pflanzenkenner vergleichbar, dem außer Erbsen, Linsen, Wicken und Bohnen noch nie eine Pflanze unter die Augen gekommen ist. Denn jene genannten Sprachen alle gehören [sic], wie die aufgezählten Gewächse, zu einer und derselben Sippe“ – den indoeuropäischen Sprachen.

²⁰³ Eine moderne Formulierung finden wir z. B. bei Greenberg (2005, 355): „[A] historical fact cannot be annulled. A language which is Germanic cannot ‘become’ Romance.“

cip einer Sprache wird nie wechseln, es ist eben das Wesen der Sprache selbst“ (Schleicher 1848, 18 f.).²⁰⁴

Auch in späteren Monografien legt Schleicher sein wissenschaftliches Programm noch einmal dar, am prägnantesten sicher im *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* (Schleicher 1861).²⁰⁵ Die bisher beschriebenen Kernelemente bleiben dabei weitgehend erhalten, zum Teil sogar bis in einzelne Formulierung hinein, es ist jedoch immer auch ein Ausbau sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht erkennbar. Schleicher (1850) verortet, wie oben schon beschrieben, den Gegenstand der Linguistik, nämlich die Sprache als solche, in der Sphäre der Natur und scheidet auf dieser Grundlage die mit Literatur sich befassende *Philologie* als historische Wissenschaft von der *Linguistik* als Naturwissenschaft. Demgemäß taucht der Topos *Natur* in diesem Text bereits häufiger auf, in ganz unterschiedlichen Facetten: so bei den drei Sprachklassen *isolierend*, *agglutinierend* und *flektierend*, wo nämlich die mittlere „wie alle Mittelstufen in der Natur“ als außerordentlich zahlreich vertreten beschrieben wird (1850, 8), oder beim Akt der Lautschöpfung in der vorhistorischen Periode der Sprachentstehung, der „wie die [Schöpfung] der Natur überhaupt“ als künstlerischer Akt bezeichnet wird (ebd., 14). Beim Verfall der Sprachen in der historischen Periode unterliegen die Laute nun

den physischen Gesetzen der Lautorgane, die durch Assimilationen und lautliche Entstellungen mancherlei Art in ähnlicher Weise zersetzend auf den Wortorganismus, den der schaffende Geist verlassen hat, einwirken, wie die chemischen Gesetze auf den abgestorbenen thierischen und pflanzlichen Organismus. (1850, 15 f.)

Neben den Lautgesetzen, die analog zu den „physischen“ und „chemischen Gesetzen“ ausnahmslos wirken müssen,²⁰⁶ werden von Schleicher nun auch andere „Verheerungen“ wie das Streben nach Vereinfachung der grammati-

²⁰⁴ Schleicher baut hier abermals auf Humboldt (z.B. 1836; 1820) auf, für den das Wesen oder innere Prinzip der Sprachen, abgebildet z.B. in der Form, unveränderlich ist.

²⁰⁵ Als *Compendium*, also Lehrbuch oder Nachschlagewerk, zeugt dieses gleichzeitig vom (paradigmatischen) Selbstverständnis, vom Erfolg und der Verbreitung der historisch-vergleichenden Methode und Schleichers Sprachphilosophie.

²⁰⁶ Die Annahme vom ausnahmslosen Wirken der Lautgesetze wird meist mit den Junggrammatikern in Verbindung gebracht und ist von diesen auch explizit für ihren Ansatz proklamiert worden (z.B. Osthoff und Brugmann 1878, XIII). Sie ist aber im Grunde seit F. Schlegel implizit angelegt, liegt spätestens in Schleichers theoretischer Einbettung und systematischer Ausführung der historisch-vergleichenden Methode eindeutig vor und wird von Schleichers Schüler Johannes Schmidt auch schon für dessen

schen Form, die Analogiebildung und die „Abschwächung“ (heute würden wir sagen *Grammatikalisierung*) von Pronomina und Zahlwörtern zu Artikeln als ursächlich im „natürlichen Wesen des Menschen“ beschrieben, die daher alle Sprachen gleichermaßen betreffen und nicht, wie geschichtliche Ereignisse, vom Willen Einzelner abhängig sind (1850, 17–19). Schleicher (1861) geht sogar noch einen Schritt weiter in der Naturalisierung und Biologisierung der Sprache: Die Sprachengeschichte, oder historische Grammatik, sei adäquater bezeichnet als „lere vom leben der sprache (vom leben der laute, der form, der function, des satzes)“ (1861, 1); und das ist nicht als rhetorischer Akt zu interpretieren, sondern ist philosophische Konsequenz vor dem Hintergrund des hegelschen Geschichtsverständnisses. Denn „die sprachen leben, wie alle naturorganismen; sie handeln nicht, wie der mensch, haben also auch keine geschichte“ (ebd.).

Einen deutlichen Ausbau seines Programms nimmt Schleicher (1850) auch in Bezug auf die Methode der Linguistik vor. Die präzise *grammatische Analyse* („gleichsam anatomisch“; ebd., 26) sowie der *Vergleich* bilden die Grundlagen für eine naturwissenschaftlich orientierte Sprachforschung, deren dringende Aufgabe die Bestimmung von Verwandtschaftsverhältnissen ist. Da Sprachen sich in historischer Zeit stetig verändern, für den exakten Vergleich aber ein möglichst unverfälschter Blick notwendig ist, müssen die ältesten Sprachstände gesucht und nötigenfalls per Analogie rekonstruiert werden (1850, 22). Schleicher verlegt damit den Orientierungspunkt bei der Bestimmung der Sprachverwandtschaft von den ältesten überlieferten Sprachen, wie im Fall der indoeuropäischen Familie das Sanskrit, auf eine nach den erkannten sprachinternen Wandelmechanismen zu rekonstruierende Ur- oder Protosprache.²⁰⁷ Das grundsätzliche Verfahren zur Verwandtschaftsbe-

Werk in Anspruch genommen (Morpurgo Davies 1998, 251; Putschke 1998, 481; Bynon 2001, 1227f.; Jankowsky 2001, 1330f.; kritisch Einhauser 1989, 200ff.). Auch Hugo Schuchardt – ebenfalls zeitweise ein Schüler Schleichers – sieht eine vollständige Kontinuität mit dem schleicherschen Theoriegebäude: „Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, wenn sie nicht thatsächlich von A. Schleicher herrührt, [ist doch] sicher ganz in seinem Sinne decretirt worden“ (1885, 34).

²⁰⁷ Schleicher selbst hat sich dann auch als Erster an einer Rekonstruktion der indoeuropäischen Ursprache versucht (Schleicher 1861). Von ihm stammt zudem der erste Text in dieser Sprache: die Fabel vom Schaf und den Pferden (Schleicher 1868). Fabel und Rekonstruktion spielen heute auch in der Populärkultur eine Rolle, z. B. in Ridley Scotts Film *Prometheus* (2012) oder in dem Computerspiel *Far Cry Primal* (2016). Im Film *Prometheus* bricht ein Team von Forschern zu einem fremden Planeten auf, wo sie die außerirdischen Schöpfer der Menschheit, die „Engineers“, vermuten. Um mit diesen kommunizieren zu können, erlernt der Androide David das älteste den Men-

stimmung wird in Schleicher (1860, 26) anschaulich illustriert. Dabei wird auch der Begriff *Lautgesetz* definiert:

Wenn zwei oder mehr Sprachen so stark übereinstimmende Laute zum Ausdruck der Bedeutung und Beziehung verwenden, daß der Gedanke an zufälliges Zusammentreffen durchaus unstatthaft erscheint, und wenn ferner die Übereinstimmungen sich so durch die ganze Sprache hindurch ziehen und überhaupt der Art sind, daß sie sich unmöglich durch die Annahme einer Entlehnung von Worten erklären lassen, so müssen die in solcher Weise übereinstimmenden Sprachen von einer gemeinsamen Grundsprache abstammen, sie müssen verwandt sein. Sicheres Zeichen der Verwandtschaft ist vor allem die in jeder Sprache in einer eigenthümlichen Weise vor sich gehende Veränderung des ihr mit andern gemeinsamen Lautstoffes, durch welche sie sich von der andern als besondere Sprache absetzt. Diese jeder Sprache, jeder Mundart eigene Erscheinungsform des ihr mit den verwandten gemeinsamen Lautstoffes nennen wir ihre charakteristischen Lautgesetze.

Die Gegenüberstellung verschiedener „Sprachorganismen“ und die Suche nach ihren Verwandtschaftsbeziehungen macht sogleich ein ordnendes Prinzip, eine Taxonomie notwendig, die Schleicher ebenfalls in den Naturwissenschaften findet und für die Sprachwissenschaft adaptiert (1850, 22 ff.). Dieser *phylogenetische* oder *Stammbaum* wird eine beispiellose Erfolgsgeschichte haben und zu Schleichers nachhaltigsten Beiträgen zur Sprachwissenschaft gehören.²⁰⁸

schen noch erschließbare Sprachdenkmal, die indoeuropäische Protosprache, unter anderem mithilfe von Schleichers Fabel *Far Cry Primal* ist ein in der Steinzeit angesiedeltes Actionspiel, in dem alle Dialoge in der indoeuropäischen Protosprache verfasst und eingesprochen wurden.

²⁰⁸ Koerner (1987) legt noch einmal überzeugend dar, was mit Blick auf Schleichers Sprachkonzeption und allgemeine Interessenlage ohnehin naheliegt: Die Inspiration für das Stammbaummodell der Sprachverwandtschaft holt Schleicher sich in erster Linie bei den Naturwissenschaften, nicht bei den Manuskriptstammbäumen seiner philologischen Mentoren wie F. Ritschl. Koerner verfolgt mit Uschmann (1967) die Art der Darstellung bis zu J.-B. de Lamarcks *Philosophie zoologique* (1809) und den Begriff *arbre généalogique* bis zu dem Botaniker A.N. Duchesne (1766) zurück und zitiert auch eine aussagekräftige Passage aus einem zoologischen Traktat von P.S. Pallas, den wir schon als Autor einer Sprachensammlung kennengelernt haben, aus demselben Jahr: „Unter allen übrigen bildlichen Vorstellungen des Systems der organischen Körper würde es aber wohl die beste sein, wenn man an einen Baum dächte, welcher gleich von der Wurzel an einen doppelten, aus den allereinfachsten Pflanzen und Tieren bestehenden, also einen tierischen und vegetabilischen, aber doch verschiedentlich aneinanderkommenden Stamm hätte“ (Pallas, zit. nach Koerner 1987, 112). Für einen komparativen Blick auf den Stammbaum in Biologie und Sprachwissenschaft vgl. auch die anderen Beiträge in Hoenigswald und Wiener (1987).

Das Grundprinzip stellt die hierarchische Beziehung der übergeordneten *Gattung* beziehungsweise des *Genus* und der untergeordneten *Spezies* dar. Mit *Spezies* wird jedes Genus bezeichnet, das sich zu anderen Genera wie ein Individuum verhält – die Begriffe sind damit also in verschiedenen Stufen anwendbar. Ganz zuoberst bestimmt Schleicher das *Genus Sprache* als Summe aller unter ihr gefassten *Spezies*. Die nächste Stufe stellen die *Sprachklassen*, *Spezies* des *Genus Sprache* also. Diese lassen sich wieder als *Genera* der nächsten Stufe fassen: der *Sprachgruppen* oder *Sprachstämme*. Sprachstämme versammeln als *Spezies* die *Sprachfamilien* unter sich, diese die *Sprachen*, diese die *Dialekte*, und diese schließlich die *Mundarten*.

Einer genaueren Erklärung bedarf zunächst die oberste Stufe der *Sprachklassen*: Hier bündelt Schleicher lediglich die *formalen* Erscheinungsmöglichkeiten von Sprache, die ja an anderer Stelle bestimmt wurden als das Verhältnis von Bedeutungs- und Beziehungslauten. Daraus abzuleiten sind also drei, auf der Morphologie basierende, Sprachklassen: die isolierende, die agglutinierende und die flektierende. Die materielle Realisierung der Bedeutungs- und Beziehungslaute bleibt auf dieser Stufe unberücksichtigt. Theoretisch können damit Sprachen aus unterschiedlichsten Stämmen und Familien in einer *Sprachklasse* zusammengefasst werden, weil sie formale (das heißt morphologische) Ähnlichkeiten aufweisen (vgl. Schleicher 1860, 31). In modernen Termini ausgedrückt unternimmt Schleicher also den Versuch einer *typologischen* Klassifizierung von Sprachen, die der *genetischen* auf den unteren Stufen zumindest strukturell vorgeschaltet ist. Er weist damit auf die sich Mitte des 20. Jahrhunderts als Disziplin formierende Sprachtypologie voraus und deutet auch entsprechende Erkenntnispotentiale schon an: „Namentlich dürfte die genauere Gliederung der mittleren Sprachklasse, welche, wie alle Mittelstufen, die reichste ist und mannigfaltige Sprachformen umschließt, eine besonders schwere Aufgabe sein“ (1850, 25).

Erst auf der Ebene der *Sprachstämme* (oder *Sprachsippen* in Schleicher 1861, 4) werden Sprachen danach organisiert, ob Beziehung und Bedeutung mit materiell analogen Lauten bezeichnet werden, ob also, ungeachtet der formalen Ähnlichkeiten, Ähnlichkeiten im Lautmaterial vorliegen. Alle Sprachen in einem Sprachstamm haben eine gemeinsame *Ursprache* (1861, 4), die den ähnlichen Lautstand begründet. Ein Sprachstamm, wie der indoeuropäische, differenziert sich durch die unterschiedliche Einwirkung von Lautgesetzen, also „nach der Art, wie materiell wesentlich identischer Lautstoff zur Erscheinung kommt“ (1850, 24) in *Sprachfamilien* (oder *Sprachäste* in Schleicher 1861, 4). Jeder Familie steht eine *Grundsprache* vor – folglich die ersten Ausdifferenzierungen der *Ursprache*. Weitere Verzweigungen führen auf die Ebenen der *Spra-*

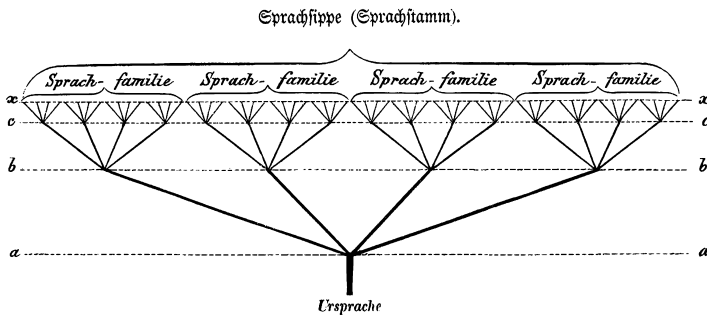
chen, *Dialekte* und schließlich *Mundarten*.²⁰⁹ Unterhalb der Mundarten sieht Schleicher noch den *Sprachstil* angesiedelt, der jedoch dem freien Willen des Sprechers, nicht den Lautgesetzen oder anderen natürlichen Phänomenen unterworfen ist. Auf dieser Ebene geht deshalb die quantitative Ordnung in eine qualitative über, endet die Zuständigkeit der Linguistik und beginnt die der Philologie (1848, 24f.).

Die in dieser Taxonomie aufscheinende quantitative Ordnung bildet aber nicht allein Sprachverwandtschaft ab, sondern, weil die schleichersche Sprachphilosophie ja zwischen Perioden der Sprachentstehung und des Sprachverfalls unterscheidet, auch Sprachgeschichte. Genauer gesagt ist die abgebildete Sprachverwandtschaft ein Ergebnis des historischen Prozesses der *Sprachdifferenzierung* oder *Sprachspaltung* – beziehungsweise im Modell: der *Speziation*, also der Entstehung neuer Arten – und damit Ausdruck des Sprachverfalls:

Durch verschiedene entwickelung auf verschiedenen punkten des gebietes einer und derselben sprache spaltet sich im verlauf der zweiten periode [d.h. der historischen, SP], deren anfang aber ebenfals vor die historische überlieferung fällt, eine und dieselbe sprache in merere sprachen (mundarten, dialecte); diser process der differenzierung kann sich merfach widerholen. (Schleicher 1861, 3f.)

Schleicher (1850) bedient sich zur Illustration dieser Zusammenhänge noch einmal stark biologischer Bilder: So sei aus „dem Schosse des Lateinischen die romanische Sprachenfamilie entspross[en]“, müssen die Grundsprachen anderer Familien aus ihren „Abkömmlingen“ rekonstruiert werden, und wird das Verhältnis von Genus und Spezies (wenigstens unterhalb der Ebene der Sprachklassen) als analog zu dem von Mutter und Tochter beschrieben (1850, 29f.), das zwischen den einzelnen Spezies eines Genus als *Schwestersprachen* (1850, 38). Die Mundarten und Dialekte auf den untersten Stufen stellen damit die

²⁰⁹ Dass Sprachen, Dialekte und Mundarten nicht allgemein zu differenzieren sind, darauf weist Schleicher (1861, 4) bereits hin. Dieser Umstand ist im Rahmen seiner Sprachtheorie damit begründet, dass die Differenzierung der Sprachen nicht abrupt, sondern kontinuierlich verläuft: „Aus dem bisher über die Differenzierung einer Grundform in mehrere zuerst wenig, dann allmählich stärker von einander abweichende Formen Dargelegten folgt, dass wir auf sprachlichem Gebiete zwischen den Bezeichnungen für die verschiedenen Stufen der Unterschiede, d.h. zwischen Sprache, Dialekt, Mundart, Untermundart keine festen und sicheren Begriffsunterschiede aufzustellen vermögen. Die Verschiedenheiten, welche durch diese Worte bezeichnet werden, haben sich allmählich gebildet und gehen in einander über; noch dazu sind sie in jeder Gruppe von Sprachen ihrem Wesen nach verschiedenartig“ (1863, 21f.).



Die Linien aa, bb, cc u. s. f. sollen die Zeitabschnitte darstellen, in welchen die Sprachtheilungen Statt fanden, von denen wir hier annehmen, daß sie auch in den schon getrennten Theilen einer Sprachstippe stets zugleich vor sich giengen. Was unterhalb aa liegt, ist die Periode der Ursprache; diese Ursprache veränderte sich allmählich in den verschiedenen Theilen ihres Gebietes so, daß zur Zeit aa vier verschiedene Sprachkörper aus ihr erwachsen sind; der Zeitraum zwischen aa und bb ist also der der Grundsprachen der vier Familien dieses Sprachstammes (dies allmähliche Entstehen konnten wir nicht sichtlich bildlich anschaulich machen), von denen eine jede im Zeitabschnitte bb abermals einer solchen Viertheilung unterliegt, wodurch also nunmehr Entlefsprachen der Grundsprache entstehen, während die vorige Spaltung die Tochter-sprachen der Grundsprache zur Folge hatte. Der Zeitraum von bb zu cc ist also der der noch nicht weiter getheilten Sprachen jeder der vier Sprachfamilien. Der abermalige Spaltungsproceß aller dieser Entlefsprachen bei cc bringt die Mannigfaltigkeiten von Sprachen oder Mundarten hervor, welche in die Gegenwart xx herein ragen.

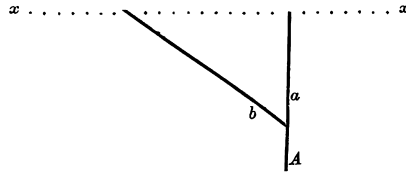
Abb. 2. Modell des Sprachstammbaumes und Erläuterungen in Schleicher (1860, 28; DOI: <http://doi.org/10.11588/diglit.61330#0040>)

jüngsten Ergebnisse der Sprachdifferenzierung oder Sprachspaltung dar, die obersten die ältesten.

Aus dieser, wesentlich aus der Botanik adaptierten, Taxonomie schafft Schleicher also eine Ordnung der Sprachenverschiedenheit, die als *evolutionärer Stammbaum* verstanden werden kann, in dem eine vertikale Achse die Zeit repräsentiert, und eine horizontale Achse den Grad der Verwandtschaft. Die erste grafische Darstellung eines solchen Sprachenstammbaumes findet sich in einem kurzen Beitrag in einer Monatsschrift (Schleicher 1853),²¹⁰ modellhaft und anschaulich erläutert dann in Schleichers *Die deutsche Sprache* (Abb. 2).²¹¹

²¹⁰ Priestly (1975) diskutiert diesbezüglich einen möglichen Austausch zwischen Schleicher und František Čelakovský, in dessen im selben Jahr (1853) veröffentlichten Vorlesungen zur vergleichenden Grammatik des Slawischen sich ebenfalls eine Stammbaumdarstellung findet. Schleicher und Čelakovský hielten sich zur selben Zeit in Prag auf, es ist daher sowohl Zusammenarbeit als auch Rivalität oder purer Zufall bzw. jeweils eigenständige Weiterentwicklung der bereits an anderer Stelle dargelegten Gedankengänge denkbar. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, dass Schleicher die ersten Stammbaumdarstellungen in der Zoologie in J.-B. de Lamarcks *Philosophie zoologique* (1809) kannte.

²¹¹ Hier repräsentiert die räumliche Anordnung noch die Struktur eines Baumes ‚von unten nach oben‘; die modernen Darstellungen der genetischen Linguistik bevorzugen eine umgekehrte, oft auch eine horizontale Ausrichtung.



Die Grundsprache A theilt sich in die Sprachen a und b in der beschriebenen Weise nämlich so, daß der Theil des Sprachgebietes b stärkeren Veränderungen unterliegt als der mit a bezeichnete. Bis zum Durchschnitt xx hat also b sich viel weiter von A entfernt als a, und dieß macht eben unser Schema dadurch anschaulich, daß es bx stärker von der geraden Richtung abweichen läßt als ax, daß mehr als eine directe Fortsetzung von A erscheint

Abb. 3. Darstellung und Erläuterung der Speziation von Sprachen in Schleicher (1860, 58; DOI: <http://doi.org/10.11588/diglit.61330#0070>)

Wie Schleicher die individuelle Speziation, also die Aufspaltung einer „Grundsprache“ in „Tochtersprachen“ beziehungsweise weiter in „Enkelsprachen“ etc., veranschaulicht, zeigt [Abbildung 3](#).

Das Prinzip einer *binären* Spaltung, wie es im *Compendium* (1861) auch auf den gesamten indoeuropäischen Stamm angewendet wird, scheint allerdings nicht theoretisch motiviert zu sein: Die Gründe für Sprachspaltung wurden in erster Linie in Migrationen und Spaltungen der Sprechergruppen vermutet, was keineswegs gegen eine dreifache oder auch multiple Spaltung spricht (wie sie Schleicher 1860, 28 ja auch skizziert, s. o.). Die binäre Notation wurde von anderen aufgegriffen und entwickelte fortan ein Eigenleben: „[I]t seems likely that the formalism determined in a relatively stable manner the binary view of events“ (Morpurgo Davies 1998, 171).

Mit Schleicher sind nun die drei Hauptkomponenten der sprachvergleichenden Methode komplett: die Protoformen, der regelmäßige Lautwandel, oder die *Lautgesetze*, und das Stammbaummodell der Sprachverwandtschaft. Bynon, von dem wir diese Komprimierung übernommen haben, fasst auch das Forschungsprogramm hinter der Methode noch einmal anschaulich und prägnant zusammen:

Put in the form of a discovery procedure, the comparative method consists in assembling sets of postulated cognates, working out the rules that account for the differences in their phonological form, and in constructing for each such set a protoform, or base form, from which the respective forms in the individual languages can be derived by the application of the rules of sound change formulated for each respective language [...]. The assumption underlying the comparative method is that inherited forms undergo rulegoverned phonological change so that, by working backwards through the changes that

have occurred in the individual languages of the family, it is possible to infer (or ‘reconstruct’) the proto-form. The economy of the resulting analysis and the automatic nature of the rules involved can then be taken as proof of relatedness (cognation). There are, accordingly, three major components to the comparative method: proto-forms, sound laws, and the family tree model (which specifies the lines of descent and hence the degrees of relatedness of the languages within the family). (Bynon 2001, 1226)

Auf Forschungen gemäß den Maßgaben dieser Methode fußt auch heute noch jede genealogische Sprachklassifikation (vgl. Koerner 1981, 6). Sie bleibt trotz der mit ihr verbundenen Schwierigkeiten, die insbesondere im Bereich der Spaltungstheorie des Stammbaummodells liegen, ein unangefochtenes Ordnungsprinzip der Linguistik.^{212, 213} Gerade durch die hier zunächst nur angedeuteten Problematiken sind Spaltungstheorie und Stammbaummodell aber auch für unser Thema von erstrangiger Bedeutung, denn an diesen Komponenten der schleicherschen Sprachtheorie entzündet sich in den 1860er und 70er Jahren eine eigenwillige Debatte um die Möglichkeit der Vermischung von Sprachen, die erheblich zur ersten Formierung eines Sprachkontaktparadigmas beitragen wird. Deshalb scheint es an dieser Stelle angebracht, auch noch einmal die Grundannahmen des Stammbaummodells prägnant zusammenzufassen – hier bietet wiederum Noonan (2010, 54) eine hervorragende Übersicht (vgl. auch mit Morpurgo Davies 1998, 285), die sechs Basisannahmen des Stammbaummodells auch schon analogisch mit zwei Konzepten aus den biologischen Wissenschaften assoziiert:

- 1 Languages are unitary systems: they are wholes, not entities defined by their parts (the unitary organism analogy).
- 2 Two languages are genetically related if they descend from a single common ancestor (the parthenogenesis analogy).
- 3 New languages can only be created by splitting off from an existing language (the parthenogenesis analogy).
- 4 Linguistic splits are final and produce independent linguistic systems (the parthenogenesis analogy).

²¹² Dazu Noonan (2010, 52): „In linguistics, the unitary organism model was the one adopted by historical linguists in the early nineteenth century; this model has survived as the received mode of understanding genetic relations to the present day. Within this model, two languages are said to be genetically related if they descend from a common ancestor. Since it is at least possible that all languages descend from a common ancestor, languages are usually claimed to be related only if their relatedness can be established through the comparative method or some alternative procedure.“

²¹³ Für die genaue Methodik der Etablierung von Stammbaumbeziehungen vgl. z.B. Hoenigswald und Wiener (1987), hier insbesondere die Beiträge von Hoenigswald, Wang, Ruvolo und Wiener.

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

- 5 No linguistic feature or set of features is required for genetic relationships to exist between two languages (though such features are required for establishing such relations) (the unitary organism analogy).
- 6 Language contact is irrelevant for determining genetic relationships (the unitary organism and parthenogenesis analogies).

In dieser Sichtweise sind es die Organismus- und die Parthenogenese-Analogien, die das Stammbaummodell wesentlich gestalten, die Sprachen als in sich geschlossene Einheiten visualisieren, welche sich diachronisch aufspalten und danach konsequent auseinander entwickeln und deren Spaltung mithin endgültig und unumkehrbar ist. Es lohnt sich, dabei noch einmal die Beziehung zwischen Organismus- und Parthenogenese-Analogie genau in den Blick zu fassen, denn diese ist, wie wir schon an anderer Stelle, und ebenfalls mit Noonan (ebd., 52, Hervorh. i. Orig.), ausgeführt haben, keineswegs eine notwendige oder kausale:

In principle, a unitary organism model could adopt either an asexual (parthenogenetic) or a sexual model for conceptualizing genetic relatedness. The established model, known as the *family tree* or *Stammbaum* model, adopted parthenogenetic (asexual) reproduction as the mode for understanding genetic relationships among languages. The expressions *mother/ancestor language* and *daughter language* are components of the model and reflect the original analogy, as do the notions of *language birth* and *language death*.

Hat die europäische Konzeption der genealogischen Sprachverwandtschaft von Isidor von Sevilla über Dante Alighieri und Conrad Gessner bis zu Gottfried Wilhelm Leibniz und W. v. Humboldt noch verschiedene Möglichkeiten gesehen, wie neue Sprachen entstehen können, legt die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft sich auf eine, im Analogierahmen, nicht-sexuelle, parthenogenetische Fortpflanzung fest. Unter dieser Prämisse aber, das leuchtet unmittelbar ein, sind solche Phänomene wie Sprachkontakt und Sprachmischung mindestens *methodisch* auszuschließen; konsequent angewandt, und dafür gibt uns nun Schleicher selbst das beste Beispiel, führen Parthenogenese-Analogie beziehungsweise Spaltungstheorie und das darauf fußende Stammbaummodell sogar zum phänomenologischen Ausschluss wenigstens von signifikantem kontaktbedingtem Sprachwandel. Ausschluss und Signifikanz wiederum leiten sich aus einem anderen, wie die Parthenogenese-Analogie ebenfalls schon von F. Schlegel angedachten Grundsatz her.

Schleichers Eingliederung seiner „Linguistik“ in die Naturwissenschaften verbürgt zunächst schon rhetorisch für ein größeres Maß an Objektivität, aber er weist sie auch methodisch als wissenschaftlich in diesem Sinne aus und legitimiert damit im gleichen Moment die Ergebnisse der jüngeren Sprachforschung für diese Wissenschaften. So sei man sich, schreibt er (1850, 25), bei den

„Linguisten, die diesen Namen verdienen“ einig, dass Sprachverwandtschaft allein an der „grammatischen Beschaffenheit“ sicher nachgewiesen werden könne, nicht in einfachen Wortgegenüberstellungen, wie es vor dem sich mit F. Schlegel abzeichnenden Paradigmenwechsel üblich war.²¹⁴ Schleichers Begründung für das Primat der Grammatik (gemeint ist hier in erster Linie nicht Morphologie, sondern Phonologie) bei der Klassifikation ist zunächst ganz ähnlich wie Schlegels: Lexikalische Korrespondenz kann kein zulässiges Mittel für den Nachweis von Sprachverwandtschaft sein, weil hier Entlehnung im Sprachkontakt niemals ausgeschlossen werden kann; und Kontakt ist, qua Parthenogenese-Analogie, im Verwandtschaftsmodell der Linguistik ein irrelevanter Faktor. Die „Beimischung fremder, von andern Sprachen entlehnter Worte ist für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft natürlich nicht maßgebend“ (1860, 30),²¹⁵ denn „[d]as Wesen, der Charakter einer Sprache beruht [...] in ungleich tiefer liegenden Verhältnissen, denen auch noch so viele recipirte Worte sich unterwerfen müssen ohne an ihnen ein Jota alteriren zu können“ (1850, 27). Allein der Bezug auf die in den Verwandtschaftsklassen (etwa den Sprachfamilien) unabhängig waltenden Mechanismen, und das sind für Schleicher insbesondere die Lautgesetze, nur eine in diesem Sinne grammatische Analyse kann Verwandtschaftsrelationen etablieren.²¹⁶

In diesem argumentativen Zusammenhang taucht nun in Schleichers Texten auch ein Begriff auf, der sich zu einem Kristallisationspunkt der Kritik am Stammbaummodell und Schleichers Theorie als Ganzer entwickeln sollte: der Begriff der *Mischsprache*. Dass Schleicher sich überhaupt dazu äußert, spricht für eine gewisse Prominenz dieses Begriffes beziehungsweise Konzeptes in den sprachwissenschaftlichen Diskursen um die Mitte des 19. Jahrhunderts, denn

²¹⁴ Schleichers Methode und Programm dienen hier, wie früher schon bei F. Schlegel, gleichsam dazu, Wissenschaftliches (im Sinne der Naturwissenschaften) von Unwissenschaftlichem zu trennen: Alle Linguisten arbeiten mit dieser Methode, und nur wer mit dieser Methode arbeitet, verdient die Bezeichnung *Linguist*, was ganz im Sinne von Schleichers programmatischer Trennung zwischen Linguistik und Philologie ist. Nur „elende Pfüscher vergleichen noch ins Blaue hinein Wörter nach blosser Klangähnlichkeit“ (1850, 25).

²¹⁵ In der zweiten Auflage des Buches verschärft Schleicher diesen Passus noch etwas: „[...] ist für die Bestimmung der Sprachverwandtschaft natürlich von gar keiner Bedeutung“ (1869b, 31).

²¹⁶ Dieses Grammatikverständnis, in dem die Lautgesetze eine übergeordnete Position einnehmen, macht Schleicher an verschiedenen Stellen deutlich. Aus der Kategorie der Sprachklassen, die den Sprachstämmen strukturell vorgeschaltet und zumindest theoretisch auch von ihnen unabhängig ist, ergibt sich darüber hinaus, „daß die morphologische Uebereinstimmung allein nicht den geringsten Beweis für die Sprachverwandtschaft abgibt“ (1860, 32).

schließlich lässt seine eigene Vorstellung von einer dem Menschen entzogenen, organismenhaften Sprache diesbezüglich kaum eine andere Möglichkeit zu als die eindeutige Negation:

Mischsprache ist kein Begriff; es giebt keine gemischte Sprache, so wenig als ein Individuum, ein Organismus jemals etwas Anderes ist als eine strenge Einheit. (1850, 27)

Die Aussage ist unmittelbar deduziert aus den Annahmen der Spaltungstheorie beziehungsweise des Stammbaumes, und genau deshalb ist ihre Bedeutung für die Gültigkeit von Schleichers theoretischem Gesamtentwurf immens (was dem Autor vielleicht so nicht einmal bewusst war; dafür würde zum Beispiel der recht triviale Rahmen des zitierten Passus sprechen). Denn einmal lenkt sie die Aufmerksamkeit auf empirische Atteste für Sprachmischung (und Sprachkontakt im Allgemeinen), ja sie macht die negierten Phänomene überhaupt erst sprachtheoretisch sichtbar, weil sie auf Schleichers theoretische Limitationen des Sprachbegriffes zurückgreift. Sprache, hatten wir mit Ennis (2014) gesagt, wird von Schleicher in zweierlei Hinsicht ‚verkörperlicht‘ und in der Fülle der mit ihr verbundenen Aspekte begrenzt: als in sich geschlossener und nach außen strikt abgegrenzter Naturorganismus einerseits und als Besitztum einer Nation andererseits. In beiden Dimensionen kommt nun das Attribut der *notwendigen Unvermischtheit* hinzu. Aber Grenzen schärfen immer auch den Blick auf das, was hinter ihnen liegt, beziehungsweise was durch ihre Legitimation als *äußerlich* oder *ausgeschlossen* begriffen werden *soll*. Durch diesen Fokus verstärkt, wird die These von der Unmischbarkeit der Sprachen nun andererseits, und sozusagen in umgekehrter Argumentation, zu einem Prüfstein für die Richtigkeit von Schleichers Sprachtheorie: Wenn Sprache ein natürlicher, vom Willen des Menschen unabhängiger Organismus ist, dann können in historischer Zeit, wenn der Geist aufgehört hat, in der Sprache schaffend tätig zu sein, überhaupt keine neuen Sprachen entstehen, und so konstatiert es Schleicher (1848, 16) auch: „[E]s giebt [...] kein historisches Beispiel einer sich bildenden Sprache“. Das bedeutet ferner, dass sich in einer Kontaktsituation zwischen Sprechern verschiedener Sprachen keine neue, dann *gemischte Sprache* bilden kann, und folglich kann es Mischsprachen nicht geben.²¹⁷ Ein einziger empirischer Beleg aber für eine Mischsprache (in einem sicherlich noch zu konkre-

²¹⁷ Aus demselben Grund negiert Schleicher an anderer Stelle auch die Möglichkeit der Erfindung einer Sprache: „Wen [sic] die Sprache wie eine Erfindung eines Einzelnen anmuthet, die also doch mehr oder minder von der Willkür des Erfinders abhängig gedacht werden muß, dem ist wahrlich der organische Charakter der Sprache und jeder einzelnen Sprache noch nicht ins Bewußtsein gekommen, für den ist das Werden der

sierenden Sinne) würde Schleichers theoretisches Gebäude in seinen Grundfesten erschüttern. Das Postulat von der Ungemischtheit der Sprache beziehungsweise der Nichtexistenz von Mischsprachen erfüllt also zwei zentrale Funktionen: Es macht Sprachmischung und Mischsprachen empirisch und theoretisch *sichtbar*, und es macht Schleichers Sprachtheorie *falsifizierbar*. In der Kritik der Schleicher nachfolgenden Generation wird dieses Postulat deshalb eine gewichtige Rolle spielen, und dies ist nicht zufällig die Generation, der wir auch die Konstitution des Sprachkontaktparadigmas zuschreiben dürfen.

Andere, konventionellere Formen des kontaktbedingten Sprachwandels schließt Schleicher aber keineswegs aus: Entlehnungen bleiben für ihn nicht kategorisch auf den Bereich der Lexik beschränkt, sondern können zum Beispiel auch in die lautliche Ebene hineinreichen. Trotz der in den Sprachfamilien selbstständig wirkenden Lautgesetze „ist nicht zu übersehen, dass benachbarte Sprachen, selbst sehr verschiedenen Kreisen angehörig, doch in der Lautfärbung eine oft überraschende Aehnlichkeit zeigen“ (1850, 27). Auch Schleicher bemerkt also neben der vertikalen Weitergabe sprachlicher Merkmale im Rahmen der Sprachspaltung auch schon eine horizontale, arealische Beeinflussung, die von zweien seiner Schüler, Hugo Schuchardt und Johannes Schmidt, später in eine deutlich zentralere Position verschoben werden. Diese horizontalen Schnittpunkte haben jedoch eine den vertikalen Verwandtschaftsbeziehungen gänzlich untergeordnete Bedeutung. Sie sind akzidentiell, nicht wesentlich, dienen nicht dem Verwandtschaftsnachweis, sondern haben sich entweder „ebenso wie Bestandtheile des Lexikons, Wörter, von der einen Sprache zur andern verpflanzt, oder sie sind Folge der gleichartigen climatischen Verhältnisse, denen beide benachbarte Sprachen in gleicher Weise unterworfen sind“ (1850, 28). Daher ist der Wandel durch Sprachkontakt ganz allgemein eine „immer viel zu hoch angeschlagene Ursache sprachlichen Verfalls“ (1850, 16).

Zur Deutung dieser Argumentationsstruktur können wir an dieser Stelle noch einmal auf Ludwik Flecks Wissenschaftstheorie von den Denkstilen und Denkkollektiven zurückkommen: Was an Schleichers Umgang mit den Themen Sprachkontakt und Mischsprachen in prägnanter Weise sichtbar wird, ist ein im Rahmen eines spezifischen Denkstils (oder Paradigmas) geprägtes Meinungssystem, das an dieser Stelle seine „Beharrungstendenz“ offenbart. Mischsprachen würden einen offenen Widerspruch gegen die Fundamente des Systems bedeuten, also wird ihre Existenz als undenkbar und unter Rückgriff auf die (im Denkstil tief verankerte) Organismusanalogie als regelrecht absurd verworfen. Dem widersprechende Indizien oder Beispiele (wie etwa das Englische

Sprache noch ein Buch mit sieben Siegeln. Man kann eben so wenig eine Sprache erfinden, als eine Rose oder eine Nachtigall“ (1860, 39).

oder die romanischen Sprachen) werden *aktiv* nicht gesehen oder verschwiegen, oder, wie in den zuletzt zitierten Passagen zum Sprachkontakt, verharmlost, um sie als systemadäquat darzustellen.

Im Resümee können wir Schleichers Vorstellung vom Werden und Vergehen der Sprachen noch einmal so fassen: Die Sprachen entstehen und wachsen in einer vorhistorischen Periode, von einfachen zu zumindest potentiell immer zusammengesetzteren Formen. In der historischen Periode, wenn ihre Sprecher in die Geschichte eingetreten sind, entfernen sich die Sprachen zunehmend von ihrer ursprünglichen Vollkommenheit. Dieser, immer als Verfall verstandene, organische Wandel geht umso schneller, je reicher die Geschichte des die Sprache sprechenden Volkes ist. Er hat mindestens sechs formal zu unterscheidende Äußerungsformen: interner Wandel im Sinne der Lautgesetze, Analogiebildung, Sprachspaltung/Speziation, Wandel durch Sprachkontakt, andere individuelle Entwicklungen²¹⁸ und Sprachtod. Bei Letzterem mahnt Schleicher zu unterscheiden: zwischen einem scheinbaren Sprachtod wie im Fall des Lateins, das lediglich in eine andere Entwicklungsphase übergetreten ist und in den romanischen Sprachen fortlebt, und den von anderen Sprachindividuen verdrängten und damit endgültig von der Bildfläche verschwundenen Sprachen wie dem Walisischen.²¹⁹ Dieser „echte“ Sprachtod ist kein Resultat sprachinterner Prozesse; hier handelt es sich um „geradezu ohne innere Nothwendigkeit durch äussere Gewalt getödtete Sprachindividuen“ (Schleicher 1850, 38).

²¹⁸ Darunter fasst Schleicher z.B. Wortneubildungen und die Bewahrung von Archaismen. Unter Ersteres fällt interessanterweise auch das, was A. Meillet später mit *Grammatikalisierung* benennt, bei Schleicher heißt es Wortbildung durch Umschreibung und Zusammensetzung. Als Beispiel zitiert er u.a. das für die Grammatikalisierungstheorie klassische Beispiel des romanischen Futurs: „Die ältere Bildung des Futurs z.B. ging verloren, man umschrieb diese Form und rückte dann die Umschreibung in ein Wort zusammen: italienisch *canteró* aus *cantar ho*, französisch *chanterai* aus *chanter ai* (lateinisch wäre dieß *cantare habeo* zu singen habe ich, d.h. ich werde singen)“ (1860, 68, Hervorh. i. Orig.). Schleicher erkennt auch das dahinterliegende Prinzip, nämlich dass hier jüngere syntaktische Konstruktionen die Funktion von älteren morphologischen übernehmen: „So eben fanden wir den Satz als Mittel gebraucht, um verlorene Wortbildungen zu ersetzen“ (ebd.). Diesen Prozess der Univerbierung hat Givón anschaulich beschrieben mit den Worten „today’s morphology is yesterday’s syntax“. Das zitierte Beispiel aber als Schaffen von Grammatik zu verstehen und alle Morphologie als Ergebnis der Zusammenfügung von Syntagmen, das ist im Rahmen von Schleichers Sprachphilosophie noch nicht zu leisten, weil die Sprachgeschichte, präziser die historische Periode von Sprachen, hier apriorisch als Verfall gedeutet wird. Bei Whitney, der sich von dieser Auffassung gelöst hat, finden wir dann schon genau diese Interpretation (vgl. Kap. 4.8).

²¹⁹ Ironischerweise ist gerade das Walisische in jüngerer Zeit ein Beispiel dafür geworden, dass man ‚tote‘ Sprachen auch wiederbeleben kann.

Von den bisher wesentlich besprochenen Texten (Schleicher 1848; 1850; 1861) gesondert fassen müssen wir in diesem Abschnitt zwei spätere Schriften Schleichers, nämlich *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* (1863) und *Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen* (1865). Der Grund ist naheliegend: Das Erscheinen von Charles Darwins epochaler Schrift *On the Origin of Species* im Jahr 1859, in der erstmals eine allgemeine Evolutionstheorie der biologischen Arten aufgestellt wird,²²⁰ stellt eine Zäsur in den biologischen Naturwissenschaften dar, die auch Auswirkungen auf Schleichers explizit an diesen Wissenschaften orientierter Sprachtheorie hat. Waren die *Sprachvergleichenden Studien* (1848; 1850) die konstitutiven Texte dieser Sprachtheorie und Methode und das *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* (1861) ein kompaktes Übersichts- und Nachschlagewerk, das auch vom Selbstverständnis der Theorie und ihrer zwischenzeitlichen Popularität zeugt, bezieht Schleicher in diesen beiden Texten seine Sprachphilosophie explizit auf Darwins Schrift und spitzt sie dabei in eine bestimmte Richtung zu. Schleichers *Die deutsche Sprache*, erstmals erschienen 1860, stellt in dieser Hinsicht einen Übergang dar, denn schon in diesem sehr anschaulich geschriebenen, da nicht an ein exklusives Fachpublikum (beziehungsweise in Flecks Begriffen: an den esoterischen Zirkel des Denkkollektivs) gerichteten Buch zieht der Autor deutlichere Parallelen zwischen dem Lebenszyklus der Sprachen und dem anderer Lebewesen. Mit noch größerem Nachdruck geschieht das in der zweiten Auflage von 1869, in der zum Beispiel diese Passage neu hinzugefügt wird:

Demnach unterscheidet sich das Leben der Sprache durchaus nicht wesentlich von dem aller anderen lebenden Organismen, der Pflanzen und Thiere. Es hat wie diese eine Periode des Wachstums von den einfachsten Anfängen an zu zusammengesetzteren Formen und eine Periode des Alterns, in welcher sich die Sprachen von der erreichten höchsten Stufe der Ausbildung allmählich mehr und mehr entfernen und in ihrer Form Einbuße erleiden. Die Naturforscher nennen dieß die rückschreitende Metamorphose. (1869b, 37; vgl. „rückbildende Metamorphose“ in 1865, 27)

Auch kommt ein wichtiges neues Element hinzu, das Schleicher später als den „Kampf ums Dasein“ der sprachlichen Arten bezeichnet und mit dem er sich im

²²⁰ Wie so oft ist auch dieser Erkenntnisprozess deutlich komplexer als von der populären Wissenschaftsgeschichte überliefert. Wenigstens der Beitrag Alfred Russel Wallaces muss hier hervorgehoben werden, der praktisch gleichzeitig mit Darwin ganz ähnliche Erklärungen für ähnliche Beobachtungen lieferte und mit Darwin auch im Austausch darüber war. Wallace und Darwin haben 1858, ein Jahr vor Erscheinen von *On the Origin of Species*, sogar eine gemeinsame Publikation zum Prozess der natürlichen Auslese verfasst.

Einklang mit den entsprechenden Auffassungen Darwins wähnt. Schleicher (1860, 42ff.) nimmt an, dass die in vorhistorischer Zeit entstandene Sprachenvielfalt auch eine ursprünglich regelmäßige, ja gesetzmäßige Verteilung der Sprachformen beinhaltete, weil benachbarte Sprachen immer ähnliche Formen ausprägten. Da Sprachen aber keine Pflanzen sind, die an einen festen Ort gebunden sind, wurden diese „ursprünglichen Verhältnisse“ in historischer Zeit und im Zuge historischer Ereignisse verschoben: Etliche Sprachen sind untergegangen, andere haben sich auf Kosten dieser ausgebreitet und durch diese Ausbreitung immer weiter differenziert. Das Ergebnis sind heute die „vielfachen Anomalien in der Vertheilung der Sprachen auf der Erde, besonders aber in Asien und Europa“ (1860, 43) – anomal deshalb, weil die Mittelglieder zwischen heute benachbarten, aber sehr unterschiedlichen Sprachformen (etwa das agglutinierende Baskisch und die flektierenden romanischen Sprachen in Westeuropa) fehlen.

Diesen Gedanken greift Schleicher in *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* (1863), mit dem Untertitel „Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Häckel“, wieder auf (1863, 29–33). Vordergründig geht es in dem Schreiben um die Vergleichbarkeit der Thesen Darwins mit aktuellen Auffassungen der Sprachwissenschaft; das beinhaltet, zu einem nicht geringen Grad, auch die Demonstration des Erkenntnisstandes und -potentials der Sprachwissenschaft gegenüber einem potentiell naturwissenschaftlich orientierten Adressatenkreis. Die Konstellation dieses Kommunikationsaktes ist deshalb hochinteressant: Schleicher, der stets einen naturwissenschaftlichen Zugang zur Sprache gesucht und den Gegenstand der Sprachwissenschaft organisch, später zunehmend biologisch und physiologisch gefasst hat, bekleidet seit 1857 eine außerordentliche Professur für indoeuropäische Sprachen und Literaturen an der Universität Jena. Zum Zeitpunkt des Schreibens ist er einer der angesehensten Sprachforscher in Deutschland (vgl. Koerner 1981). Ernst Haeckel ist Mediziner, Zoologe und Philosoph, ein Darwinist der ersten Stunde und einer der größten Multiplikatoren der darwinschen Lehre in Deutschland. Ab 1862 ist er außerordentlicher Professor für Zoologie in Jena. Er entwickelt in seinen Schriften Darwins Theorie in verschiedene Richtungen weiter und begründet mit der Annahme, dass alle Organismen mit ihrer Umwelt in komplexen Beziehungen stehen, die Ökologie.²²¹ Schleicher und der deutlich jüngere Haeckel befreundeten sich und stehen in den folgenden Jahren in einem wechselseitig fruchtba-

²²¹ „Unter Oecologie verstehen wir die gesamte Wissenschaft von den Beziehungen des Organismus zur umgebenden Außenwelt, wohin wir im weiteren Sinne alle ‚Existenz-Bedingungen‘ rechnen können. Diese sind theils organischer, theils anorganischer Natur; sowohl diese als jene sind [...] von der grössten Bedeutung für die Form der Organismen, weil sie dieselbe zwingen, sich ihnen anzupassen. Zu den anorganischen

ren Austausch.²²² Der Anlass, über Darwin zu sprechen, ist jedoch, in der Darstellung Schleichers, zunächst ein trivialer: Haeckel habe ihm das Buch empfohlen im Gedanken an seine, Schleichers, „Gartenleidenschaft“; viel stärker habe Darwins Theorie jedoch auf ihn gewirkt mit Blick auf die Sprachwissenschaft:

Von den sprachlichen Organismen gelten nämlich ähnliche Ansichten, wie sie Darwin von den lebenden Wesen überhaupt ausspricht, theils fast allgemein, theils habe ich zufällig im Jahre 1860, also in demselben Jahre, in welchem die deutsche Uebersetzung von Darwins Werk erschien, über den ‚Kampf ums Dasein‘, über das Erlöschen alter Formen, über die grosse Ausbreitung und Differenzierung einzelner Arten auf sprachlichem Gebiete mich in einer Weise ausgesprochen, welche, den Ausdruck abgerechnet, mit Darwins Ansichten in auffälliger Weise zusammen stimmt. (Schleicher 1863, 4)

Schleichers Intentionen in diesem Schreiben sind vielschichtig: Er möchte auf Haeckels Empfehlung des Buches reagieren und dem Freund demonstrieren, inwieweit sich die darwinsche Lehre in der Welt der Sprachen widerspiegelt.

Existenz-Bedingungen, welchen sich jeder Organismus anpassen muss, gehören zunächst die physikalischen und chemischen Eigenschaften seines Wohnortes, das Klima (Licht, Wärme, Feuchtigkeits- und Electricitäts-Verhältnisse der Atmosphäre), die anorganischen Nahrungsmittel, Beschaffenheit des Wassers und des Bodens etc. Als organische Existenz-Bedingungen betrachten wir die sämtlichen Verhältnisse des Organismus zu allen übrigen Organismen, mit denen er in Berührung kommt, und von denen die meisten entweder zu seinem Nutzen oder zu seinem Schaden beitragen. Jeder Organismus hat unter den übrigen Freunde und Feinde, solche, welche seine Existenz begünstigen und solche, welche sie beeinträchtigen“ (Haeckel 1866, 236). – Es darf aber ebenso wenig übersehen werden, dass Haeckel in späteren Jahren (1904; 1915) einen Sozialdarwinismus propagiert, mit dem er zu einem der wichtigsten Theoretiker der Eugenik wird, v. a. der sogenannten negativen Eugenik, wie sie z. B. die nationalsozialistische Rassenhygiene praktiziert hat.

²²² Koerner (1981) beschäftigt sich vor allem mit dem Einfluss Schleichers auf Haeckel. Berührungspunkte erkennt er im Großen und Kleinen, insbesondere aber in der Terminologie und der Darstellung der Stammbäume. So tauchen die Begriffe *Stammform* und *Stammbaum* erst ab 1863 in Haeckels Schriften auf, und die Stammbaumdarstellungen Haeckels in der *Generellen Morphologie* gehen „unzweifelhaft [...] wenigstens teilweise auf Anregungen Schleichers“ (Koerner 1981, 11) zurück. Auch die monistische Weltanschauung, die für Haeckels späteres Werk bezeichnend ist, wird zuerst in Schleichers *Sendschreiben* (1863) thematisiert und von Haeckel später aufgegriffen. Vgl. dazu auch Richards (2002). – Ähnlich, wenn auch in der Einflussfrage deutlich komplexer, ist Raibles (1993) Unterfangen, das Strukturmodell der menschlichen Sprache (insb. der Alphabetschrift) in seiner Wirkung auf die Entwicklung der molekularen Genetik zu beschreiben, bzw. die Bauprinzipien des sprachlichen und des genetischen Codes zu vergleichen (vgl. auch Raible 2001).

Diese Demonstration soll jedoch weniger Darwin bekräftigen, als vielmehr die Arbeit der Sprachwissenschaft würdigen, die unabhängig von Darwin zu ähnlichen Auffassungen gelangt ist, und Schleichers eigene Theorie verbreiten, die diese Auffassungen am systematischsten vertritt. Die Parallelen zwischen der hochaktuellen Theorie Darwins und Schleichers Sprachtheorie sollen aber auch Schleichers Thesen von der Organismenhaftigkeit und Lebendigkeit der Sprachen und der naturwissenschaftlichen Ausrichtung der Sprachwissenschaft stützen. Schleicher will Haeckel zeigen, „wie die Hauptzüge der Darwinschen Lehre auf das Leben der Sprachen Anwendung finden“ (1863, 5) und dass sie in Unkenntnis von Darwins Werk bereits Anwendung fanden – zum einen in seinen eigenen Schriften,²²³ zum anderen „fast allgemein“. Besonders in dem Gedanken der Entwicklung, der Nicht-Ursprünglichkeit der Arten ist die Sprachwissenschaft den Naturwissenschaften vorausgeeilt. Dies konnte sie, weil sie spezifische, in dieser Hinsicht gegenüber den Naturwissenschaften vorteilhafte Bedingungen bietet. Damit meint Schleicher vor allem die Existenz der Schrift, die lebhaftes Zeugnis von der Veränderlichkeit der sprachlichen Arten und ihrer Spaltungen ablegt, aber auch die kürzeren Zeiträume der Veränderung der Sprachen gegenüber der von biologischen Arten (1863, 19–21). Eine solchermaßen privilegierte und selbstbewusste Sprachwissenschaft ist also kein bloßer Anwendungsbereich für naturwissenschaftliche Theorien, sondern sie kann selbst einen epistemischen Boden bieten, auf dem sich natürliche Gesetzmäßigkeiten finden und entsprechende Theorien formulieren lassen, welche wiederum auf die (anderen) Naturwissenschaften übertragbar sein könnten. Schleicher führt hier ein regelrechtes Gefecht um die Emanzipation der Sprachwissenschaft, die sich, wie Arens (1955, 205) schreibt, zum einen gegenüber den alten Philologen, zum anderen gegenüber den innovativen Naturwissenschaften behaupten muss, was für Schleicher gewissermaßen ein und denselben Weg bedeutet.²²⁴ Er möchte die Beziehung zwischen der Sprachwissenschaft und den Naturwissenschaften intensivieren, dies dürfte auch der wichtigste Grund

²²³ Schleicher schreibt in einer Fußnote zu Darwins Buch: „Das englische Original ward in erster Ausgabe im November des Jahres 1859 veröffentlicht. [...] Es blieb mir unbekannt“ (1863, 4).

²²⁴ Wie es um den gesellschaftlichen Status der Philologen (bzw. Sprachwissenschaftler) Mitte des 19. Jahrhunderts bestellt war, darüber gibt ein, wenngleich subjektiver und zudem persönlich motivierter, Brief von Schleichers Vater an seinen Sohn Auskunft. Dessen Absicht, vom Theologie- zu einem Philologiestudium zu wechseln, kommentierte Johann Gottlieb Schleicher am 1. Juni 1843 so: „Ein Philolog ist ein elender Lump, zumal wenn er wirklich einer ist. An dieses Studium Geld zu wenden, verlohnt es nicht. Um ein lateinischer Schulmeister zu werden, möcht ich mich nicht plagen, da plagt man sich wol bloß deshalb, um sein Leben lang sich plagen zu dürfen, denn bei einem so

für eine Veröffentlichung des zu Beginn durchaus persönlichen Schreibens sein. Durch den Adressaten Haeckel öffnet sich für Schleicher ein neuer Publikumskreis, dessen Aufmerksamkeit er sucht und qua seiner spezifischen Sprachtheorie suchen *muss*. Umgekehrt verspricht der Austausch mit dem Naturwissenschaftler Haeckel ihm auch bei seinen Sprachwissenschaftlerkollegen neues Gehör zu verschaffen. Seine Absichten und diese Kommunikationswege legt Schleicher auch vor Haeckel offen:

Indem ich mich zunächst an Dich wende und mir das harmlose Vergnügen mache Dich mit einem offenen Briefe zu überraschen, rede ich vor allem zu den Naturforschern, von denen ich wünsche, dass sie mehr Notiz von den Sprachen nehmen mögen, als diess bisher geschehen ist. (1863, 5)

Dass bei den Sprachforschern die naturwissenschaftliche Methode mehr und mehr Eingang finde, ist ebenfalls einer meiner lebhaftesten Wünsche. Vielleicht vermögen die folgenden Zeilen einen oder den andern angehenden Sprachforscher dazu in Betreff der Methode bei tüchtigen Botanikern und Zoologen in die Schule zu gehen. (1863, 5f.)

Unter diesen Bedingungen legt Schleicher (1863) noch einmal die Grundzüge seiner Sprachtheorie dar, die hier nicht im Detail wiederholt werden müssen; es sollen lediglich Entwicklungen gegenüber den früheren Schriften herausgearbeitet werden. Wir werden auch gleich den letzten hier zu besprechenden Text Schleichers hinzuziehen (1865), da dieser auf verschiedene gegen das „Sendschreiben an Häckel“ hervorgebrachte Einwände reagiert.

Vor allem drei zentrale Entwicklungen sind festzustellen: Die wichtigste ist, dass der Begriff des *sprachlichen Organismus*, der trotz merklicher biologisierender Zuspitzung von Herder über F. Schlegel und Bopp bis zum frühen Schleicher immer unscharf und wohl auch deshalb metaphorisch geblieben ist, nun ein tatsächlich materielles Verständnis von den Sprachen als „reale Naturwesen“ (1865, 3), als „Naturorganismen“ anzeigt, für die Schleicher also nun auch „jene Reihe von Erscheinungen“ geltend macht, „die man unter dem Namen ‚Leben‘ zu verstehen pflegt“ (1863, 7).²²⁵ Zum zweiten, und untrennbar davon, werden für diese Naturwesen einige Grundzüge der darwinschen

geringen Lohn Schule halten, sich mit den bösen großen Jungen herum balgen, das ist dieser Herren glänzendes Loos. Oft muß ein so armes gelehrtes Thier sich auch begnügen, in einem Dachstübchen zu darben und von der Gnade der tyrannischen Buchhändler abzuhängen. Ganz anders steht es doch um einen Dorfpfarrer, wenn er seine Gemeinde erbaut und ihre Herzen erweicht“ (Historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften 1890, 403).

²²⁵ Morpurgo Davies (1998, 199) erkennt auch darin das für Schleicher typische Streben nach Systematizität und Klarheit, auch wenn diese mit extremen Annahmen teuer

Evolutionstheorie nachvollzogen, womit Schleichers Sprachphilosophie sich noch einmal ein Stück von Hegel emanzipiert. Und zum dritten integriert Schleicher seine Vorstellung von der Sprachengeschichte in die Naturgeschichte des Menschen, für die sich damit drei große Entwicklungsperioden unterscheiden lassen: eine erste, in der sich der menschliche Organismus herausgebildet hat; eine zweite, in der die Sprachen entstanden sind; und eine dritte, die historische, in der die Sprachen im Verfall begriffen sind. Auch diese Einteilung entwickelt Schleicher argumentativ aus seiner ausführlichen Begründung einer realen materiellen Existenz der Sprachen, mit der wir deshalb beginnen wollen.

Die Tätigkeit der Organe ist nicht unabhängig von deren materieller Beschaffenheit, beginnt Schleicher seine Beweisführung. Auch die Sprache ist eine solche, akustisch wahrnehmbare, Tätigkeit „eines Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln u. s. f.“ (1865, 8). Da die materiellen Grundlagen der Sprache bislang noch nicht hinreichend bekannt sind, können allein ihre Wirkungen untersucht werden, was in den Naturwissenschaften allerdings ein geläufiges Verfahren ist: Nicht anders verhält es sich bei der Erforschung des Lichtes, dessen Quelle – die Sonne – ebenfalls nicht direkt als Untersuchungsobjekt verfügbar ist. Die Wirkung der materiellen Grundlagen der Sprache ist der hörbare Laut. Materielle Grundlagen und hörbarer Laut verhalten sich zueinander wie Ursache und Wirkung und sind daher, philosophisch gesehen, identisch. Aus diesem Grund können Sprachen als materielle Existenzen betrachtet werden, substantielle Phänomene der Natur, die vom Menschen unabhängigen Gesetzen gehorchen, genau wie das Licht (1865, 7–10). In einer kaum wahrnehmbaren Distanz vom Begriff des *Naturwesens* zieht Schleicher damit erstmals auch eine Analogie zu nicht-biologischen Elementen der Natur.

Ein wichtiger Einwand, dem sich Schleicher im Folgenden stellt, betrifft den Fremdspracherwerb: Wenn die akustische Sprache eine Wirkung der Beschaffenheit der Sprachorgane und des Gehirns ist, dann ist es naheliegend, dass auch die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen auf minimale Unterschiede in der Beschaffenheit dieser Organe zurückzuführen sind (1865, 9). Wie kann der Mensch sich dann andere Sprachen neben der Muttersprache aneignen? – Schleichers Antwort auf diese Frage ist im Rahmen seiner Sprachtheorie folgerichtig und mit Blick auf den ihm seinerzeit zur Verfügung stehenden Beobachtungshorizont wohl auch im Wesentlichen beobachtungsadä-

erkaufte werden müssen: „It is typical of Schleicher to want to push a point as far as it can go and to wish to make his claims as definite as possible [...]. In this instance, to do so meant to state, not only that language is organic, but also that it is an organism.“

quat:²²⁶ Kein Sprecher kann sich mehr als eine Sprache vollständig aneignen. Einsprachigkeit stellt also den unmarkierten Fall, den menschlichen ‚Default‘ dar; vorstellbar ist höchstens, dass ein junges und sprachlich noch nicht voll entwickeltes Individuum seine Muttersprache gegen eine andere vertauscht – dann aber entwickeln sich die für Sprache zuständigen Organe in eine andere Richtung und das Individuum wird außerstande sein, die ursprüngliche Muttersprache vollständig zu beherrschen. Schleicher hält es sogar noch für vorstellbar, dass ein Sprecher mehrere eng verwandte Sprachen beherrschen könnte, jedoch keinesfalls nicht verwandte und formal stark divergierende Sprachen wie Deutsch und Chinesisch. Eine Analogie sieht er im menschlichen Bewegungsapparat, der sich ontogenetisch so entwickelt, dass niemand sich „mit gleicher Fertigkeit und Bequemlichkeit auf zwei Füßen und auf allen Vieren fortzubewegen im Stande sein wird“ (1865, 13). Der Einwand scheint ihm damit ausgeräumt.

Wie verhalten sich nun Sprachen, die Schleicher hier wörtlich als „Naturorganismen“ fasst (1863, 7), in Bezug auf Darwins Thesen? – Wie alle Lebewesen verändern sie sich allmählich nach bestimmten Gesetzmäßigkeiten, sie haben eine Entwicklungsgeschichte. Diesen Gedanken hat Schleicher an verschiedenen Stellen ausgeführt, er zieht sich wie ein roter Faden durch seine Schriften und ist folglich keine Adaptation darwinscher Thesen. Sein Wissen darum, was Entwicklungsgeschichte ist, betont Schleicher (1863, 6) explizit, hat er aus Texten wie Matthias Schleidens *Botanik als induktive Wissenschaft* (1843) und Carl Vogts *Physiologische Briefe für Gebildete aller Stände* (1845–47) (vgl. Koerner 1981, 3f.). Das Neue an Darwins Thesen besteht also nicht in dieser Erkenntnis, sondern in ihrer Übertragung von den Individuen auch auf die Arten und Gattungen:

Darwin und seine Vorgänger gingen nun einen Schritt weiter als die übrigen Zoologen und Botaniker: nicht nur die Individuen haben ein Leben, sondern auch die Arten und Gattungen; auch sie sind allmählich geworden, auch sie sind fortwährenden Veränderungen nach bestimmten Gesetzen unterworfen. (Schleicher 1863, 10)

Schleicher erkennt dabei sehr klug, dass Darwins Lehre keine historisch zufällige oder absonderliche ist, sondern dass sie methodisch und inhaltlich auf ihre

²²⁶ Das betrifft nur die Mehrsprachigkeit in Bezug auf als verschieden interpretierte Einzelsprachen. Mehrsprachigkeit in Bezug auf verschiedene Dialekte, oder eine Hochsprache und einen Dialekt, hätte Schleicher selbstverständlich auch in seinem Umfeld wahrnehmen und untersuchen können. Sie hätte ihm aber nicht als solche gegolten, da die Dialekte und Mundarten nur die jüngsten Transformationen der Sprachen und damit genetisch mit ihnen identisch sind.

Vorgänger aufbaut²²⁷ und damit ein „echtes und rechtes Kind unseres Jahrhunderts“, eine „Nothwendigkeit“ ist (1863, 11). Was Darwin über die Entwicklung der biologischen Arten schreibt, das gilt nun „wenigstens in seinen hauptsächlichsten Zügen“ (1863, 11) auch für die sprachlichen Organismen; mehr noch: Es ist in dieser Form in der Sprachwissenschaft längst anerkannt und wird methodisch umgesetzt. Nichts Anderes tut die historisch-vergleichende Sprachforschung, als die Entwicklungsgeschichte sprachlicher Arten zu entschlüsseln, die Verhältnisse ihrer Spaltungen zu bestimmen. Die Termini unterscheiden sich zwar (dort *Gattung* und *Art*, hier *Stamm* und *Sprache* etc.), jedoch nicht das System und auch nicht die Darstellung: Stammbäume werden sowohl in der Sprachwissenschaft aufgestellt als auch von Darwin. Schleicher (1863, 14, Fn. 2) erkennt wesentliche Übereinstimmungen zwischen Darwins idealisiertem Stammbaum der Pflanzen- und Tierarten und seinem eigenen, im Grunde zeitgleich für die Sprachen entworfenen (1860, 28). Während Darwins These von der Veränderlichkeit der biologischen Arten aber noch Gegenstand lebhafter Diskussionen ist, ist die Sprachwissenschaft bereits einen Schritt weiter. Durch die Existenz der Schrift stehen ihr nämlich „längere Beobachtungsreihen“ (1863, 20) zur Verfügung, an denen sich die Entwicklung der entsprechenden sprachlichen Art – Schleicher spricht natürlich im Wesentlichen von den indoeuropäischen Sprachen – ganz objektiv nachvollziehen lässt. Auch wenn die Objekte der Botaniker und Zoologen der wissenschaftlichen Beobachtung prinzipiell zugänglicher sein mögen, beschert die Schrift der Sprachwissenschaft einen Erkenntnisvorteil, der mit Blick auf die darwinschen Thesen entscheidend war:

So aber haben wir mehr Beobachtungsmaterial als die übrigen Naturforscher und sind daher früher auf den Gedanken der Unursprünglichkeit der Arten gekommen. Auch mögen wohl die Veränderungen in den Sprachen im Ganzen in kürzeren Zeiträumen vor sich gegangen sein, als in der Thier- und Pflanzenwelt, so dass Zoologen und Botaniker etwa erst dann mit uns gleich günstig gestellt wären, wenn wenigstens von einigen Gattungen ganze Reihen sogenannter vorweltlicher Formen in vollkommen erhaltenen Exemplaren, also mit Haut und Haar, mit Blatt, Blüte und Frucht auf uns hätten kommen können. **Die sprachlichen Verhältnisse sind also als paradigmatische Beispiele für die Entstehung von Arten aus gemeinsamen Grundformen einigermassen lehrreich für jene Gebiete, auf denen es, vor der Hand wenigstens, an nachweislichen Fällen der Art noch mangelt.** (1863, 18 f., meine Hervorh.)

²²⁷ Er erwähnt insbesondere Charles Lyell, dessen vom aktualistischen Prinzip durchdrungenes Hauptwerk *Principles of Geology* (1830–33) auch eine wichtige Inspirationsquelle für Darwin auf dessen Reise mit der *HMS Beagle* war.

Wir haben in Schleichers Argumentation bisher immer auch eine Suche nach Anknüpfungspunkten an die Naturwissenschaften gesehen. Doch an diesem Punkt wendet sich das Blatt: Die Sprachwissenschaft gibt *buchstäblich* das Paradigma für die Erforschung der Entwicklung der Arten vor, das andere Wissenschaften sich gerade erst zu erschließen beginnen. Der Titel der englischen Übersetzung von Schleichers Aufsatz ist in dieser Hinsicht bezeichnend, er lautet: *Darwinism Tested by the Science of Language* (1869a). Aufschlussreich ist diesbezüglich auch die von Schleicher inszenierte Frage des Naturwissenschaftlers an den Sprachwissenschaftler, woher dieser denn seine Gewissheit über die Veränderlichkeit der sprachlichen Arten habe, während viele in der eigenen Zunft „über Darwin, der über Thier- und Pflanzenarten etwa eben so denkt wie ihr über Spracharten, ohne weiteres den Stab brechen“ (1863, 17) – hier ist es Darwin, der so denkt wie die Sprachwissenschaftler, nicht umgekehrt. Dass es sich dabei um mehr als eine rhetorische Aufwertung der Sprachwissenschaft handelt, haben Koerner (1981) und Richards (2002) herausgearbeitet: Der Einfluss, den Schleichers Ideen auf Haeckel und auch Darwin haben sollten, ist durchaus bemerkenswert und lässt sich tentativ auf zwei Ebenen erfassen: der Darstellung der Entwicklung von Lebewesen im Stammbaum und der Verknüpfung der Entwicklung von Sprachen mit der Entwicklungsgeschichte des Menschen.²²⁸ In einer bemerkenswerten Passage in seiner späteren Schrift *The Descent of Man* (1871) scheint Darwin Schleichers Gedanken von der in Vielem analogen und teilweise sogar privilegierten Perspektive der Sprachwissenschaft großflächig aufzugreifen. Anders als Schleicher beschreibt er im Rahmen dieser Analogie allerdings auch die Mischung von Sprachen („crossed and blended“) als ganz und gar natürliches Phänomen:

The formation of different languages and of distinct species, and the proofs that both have been developed through a gradual process, are curiously the same. But we can trace the origin of many words further back than in the case of species, for we can perceive that they have arisen from the imitation of various sounds, as in alliterative poetry. We find in distinct languages striking homologies due to community of descent, and analogies due to

²²⁸ Der Einfluss beschränkt sich keineswegs auf die Naturwissenschaften – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verändern sich die Statusverhältnisse insgesamt, und die vergleichende Sprachwissenschaft wird auch zu einem Modell für die (anderen) Sozialwissenschaften: „[W]e witness a remarkable change in the status of comparative linguistics; the newcomer, which had used for its justification the parallel with comparative anatomy, now acquires a leading role: at various times ethnology, anthropology, palaeontology, law, etc. came to look at it as a possible model [...]. The comparative method understood in the historical genealogical sense spreads from linguistics to the social sciences“ (Morpurgo Davies 1998, 158).

a similar process of formation. The manner in which certain letters or sounds change when others change is very like correlated growth. We have in both cases the reduplication of parts, the effects of long-continued use, and so forth. The frequent presence of rudiments, both in languages and in species, is still more remarkable. The letter *m* in the word *am*, means I; so that in the expression *I am*, a superfluous and useless rudiment has been retained. In the spelling also of words, letters often remain as the rudiments of ancient forms of pronunciation. Languages, like organic beings, can be classed in groups under groups; and they can be classed either naturally, according to descent, or artificially by other characters. Dominant languages and dialects spread widely and lead to the gradual extinction of other tongues. A language, like a species, when once extinct, never, as Sir C. Lyell²²⁹ remarks, reappears. The same language never has two birthplaces. **Distinct languages may be crossed or blended together.** We see variability in every tongue, and new words are continually cropping up; but as there is a limit to the powers of the memory, single words, like whole languages, gradually become extinct. [...] The survival or preservation of certain favoured words in the struggle for existence is natural selection. (Darwin 1871, 57–59, Hervorh. i. Orig. kursiv, meine Hervorh. fett)

Im zitierten Passus zur Sprachmischung beziehungsweise -kreuzung bezieht sich Darwin explizit auf einen Beitrag Frederic W. Farrars in der erst 1869 gegründeten Zeitschrift *Nature*. Farrar, ein Kleriker, Philologe und Darwinist, hatte in seinem Artikel versucht, Schleichers biologisch-evolutionistische Perspektive auf die Sprache (insbesondere Schleicher 1863, 1865) dem englischsprachigen Fachpublikum näher zu bringen. Er schreibt dort (1870, 528, Hervorh. i. Orig.): „The effects of foreign influences on the different languages even furnish us with some analogy to *crossing*, which is so important an element in all zoological inquiries.“ Farrars Quelle wiederum scheint Schleicher selbst zu sein, der in seinem „Sendschreiben“ nämlich auch noch einmal zum Thema Sprachmischung Stellung nimmt. Bei seiner Schilderung der durch die Existenz der Schrift vorteilhaften Materialgrundlage der Sprachwissenschaft nennt Schleicher auch das Beispiel Latein und gibt als Gründe für dessen Transformation in die romanischen Sprachen neben der („natürlichen“) Differenzierung auch „Fremdeinflüsse“ an. In solchen Transformationsprozessen erkennt er eine Analogie zur Kreuzung von biologischen Arten, was nun aber durchaus im Widerspruch zu Schleichers bisheriger Auffassung zur Rolle des Sprachkontaktes in der Entwicklungsgeschichte der Sprachen steht:

²²⁹ Neben (dem Geologen) C. Lyell erwähnt Darwin (ebd.) in einem Exkurs auch Max Müller und Friedrich Schlegel und illustriert damit noch einmal die vielschichtige Vernetzung von Sprach- und Naturwissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Wir kennen sowohl das Altlateinische, als die durch Differenzierung und durch fremden Einfluss – Ihr würdet sagen durch Kreuzung – nachweislich aus ihm hervorgegangenen romanischen Sprachen [...]. (Schleicher 1863, 17)

Weitere Parallelen zwischen Darwins Thesen und denen der Sprachwissenschaft sieht Schleicher zum Beispiel in der Entstehung komplexer Arten aus einfachen und in der schwierigen Abgrenzung der Ebenen unterhalb der Gattung beziehungsweise des Stammes. So wie alles komplexe Leben auf der Erde aus einfachen Zellen hervorgegangen ist, so haben auch alle komplexen Sprachformen ihren Ursprung in den einfachen Bedeutungslauten beziehungsweise Wurzeln (1863, 24). Die als allmählich, nicht abrupt vorgestellte Differenzierung der Arten verhindert in beiden Forschungsbereichen eine präzise Zuordnung: Während in der Sprachwissenschaft keine exakte Grenze zwischen Sprachen, Dialekten und Mundarten gezogen werden kann, beschreibt Darwin Vergleichbares für die biologischen Arten, Unterarten und Varietäten (1863, 19 f.). Ganz ähnlich sind schließlich auch die Szenarien, mit denen beide Bereiche die heutige Verbreitung der Arten erklären (Schleicher erstmals in 1860): Geografisch benachbarte Sprachen haben ähnliche Strukturen ausgebildet; die Sprachlandschaft hat daher wie Flora und Fauna in den verschiedenen Erdteilen einen grundsätzlich homogenen Charakter. In historischen Zeiten befinden sich die Sprachen in einem Kampf ums Dasein, genau wie ihn Darwin für die biologischen Arten beschreibt: Einige wenige Arten breiten sich in diesem Kampf aus und differenzieren sich in dieser Ausbreitung immer weiter, während viele andere Arten in diesem Kampf unterliegen, aussterben und ihren Platz den erfolgreichen Arten überlassen. Schleicher sieht gerade die indoeuropäischen Sprachen als Sieger aus dieser ‚natürlichen Selektion‘ hervorgehen, sie haben sich weit über ihr Ursprungsgebiet hinaus verbreitet und dabei vielfach differenziert. Mit Ausbreitung der einen und Aussterben der anderen Sprachen hat der Kampf ums Dasein die ursprünglich homogene geografische Verteilung der Sprachen stark verändert und zerklüftet, in einigen Regionen – den historisch bewegten – mehr als in anderen (1863, 26–29).

Es sind schlussendlich zwei Hauptelemente der darwinschen Evolutionstheorie, die sich für Schleicher auch auf die Sprachwissenschaft anwenden lassen beziehungsweise dort bereits Anwendung finden: „[D]ie Entstehung der Arten durch allmähliche Differenzierung und die Erhaltung der höher entwickelten Organismen im Kampfe ums Dasein“ (1863, 29). Einer echten darwinistisch-evolutionistischen Interpretation der Entwicklung der Sprachen erteilt er jedoch eine klare Absage: „Das Reich der Sprachen ist von dem der Pflanzen und Thiere zu verschieden, als dass die Gesamtheit der Darwinschen Ausfüh-

rungen mit ihren Einzelheiten für dasselbe Geltung haben könnte“ (1863, 29; vgl. Koerner 1981, 5 f.).²³⁰

Bei aller Rhetorik Schleichers zugunsten der Sprachwissenschaft darf nicht übersehen werden, dass er seine Gedanken zwar prinzipiell unabhängig, aber notwendigerweise auch im Austausch mit dem naturwissenschaftlich-philosophischen Zeitgeist formuliert hat. Es ist daher zwar richtig, wie Koerner (1981, 5) schreibt, „daß Schleicher Darwins Buch nicht nötig hatte, um seine eigenen [...] Theorien zu entwickeln“, doch ist er auch nicht „in seinen Anschauungen im wesentlichen ein prä-darwinistischer Evolutionist geblieben“ (ebd.). Zu einem guten Teil liegen die Ursprünge von Schleichers Sprachphilosophie nicht in den Naturwissenschaften des frühen 19. Jahrhunderts, sondern in den Gedanken Hegels und W. v. Humboldts, und das gilt auch für das Konzept der biologischen Transformation (Richards 2002, 40). Schleicher entwickelt seine eigenen Ideen aber allmählich immer deutlicher zu diesen Naturwissenschaften hin und bringt sie schließlich, durch den Impuls Haeckels, mit Darwins Evolutionstheorie in Verbindung. Es ist daher mehr als nur ein bloßes „Klischee“, dass Schleicher „[i]n der Jugend ein glühender Anhänger Hegels“ und „in seinen späteren Jahren zum Darwinisten geworden“ ist (Koerner 1981, 2). Man muss allerdings präzisieren, dass Schleicher von Hegel und Humboldt, vom deutschen Idealismus und der Romantik kommend zum Evolutionisten geworden ist und daher mit seinen Ursprüngen brechen musste.²³¹ Bruch und Übergänge zeigen sich zum Beispiel darin, dass Hegel nach 1848 in keinem der Texte Schleichers mehr erwähnt wird, oder dass in *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft* ein entscheidendes Element der schleicherschen Sprachtheorie fehlt: die Annahme eines grundsätzlichen Sprachverfalls (also einer ‚Devolution‘) in der historischen Periode – vielleicht weil sie mit Darwins aktualistisch-progressivistischem Entwicklungsverständnis unvereinbar ist (Richards 2002, 40). Der Übergang lässt sich gerade auch an den angenommenen Entwicklungsprinzipien der Natur nachzeichnen. Hier lohnt es sich, noch einmal Schleicher (1848, 1–3) zu rekapitulieren, der für die Veränderung der Sprachen noch andere Mechanismen angenommen hat als für die Veränderungen in der

²³⁰ Koerner merkt bei mehreren Gelegenheiten zurecht an, dass die häufig zu lesende Auffassung, Schleichers Theorie sei eine darwinistische bzw. Schleicher habe Darwins Lehre auf die Sprachwissenschaft übertragen, nicht richtig ist. Diese Überzeugung scheint sich dennoch auch in jüngerer Zeit hartnäckig zu halten (z.B. Gardt 1999a, 280; Jungen und Lohnstein 2007, 177).

²³¹ Dass die hegelsche Philosophie auch einen Zugang zur Interpretation von Sprache als Naturphänomen geboten hätte, der allerdings nicht unbedingt mit dem der positivistischen Naturwissenschaften der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vereinbar war, an welchem Schleicher sich später ausrichtet, das zeigt Hoffmann (1996, 270).

den Menschen umgebenden Natur. Wo sich in der Natur ein Kreislauf von Entstehen und Vergehen wiederholt, bringt die Sprache, wie alles im Ressort des Geistes, immerzu Neues hervor. Eben Hegel ist es, der die Natur als ewig Wiederkehrendes versteht, als systematische Abfolge von Stufen, die in ihrem Wandel einer inneren Notwendigkeit gehorcht, jedoch ausdrücklich nicht den Prinzipien, die der Begriff *Evolution* zu erfassen versucht:

Die Natur ist als ein *System von Stufen* zu betrachten, deren eine aus der andern nothwendig hervorgeht und die nächste Wahrheit derjenigen ist, aus welcher sie resultiert, aber nicht so, daß die eine aus der andern *natürlich* erzeugt würde, sondern in der innern den Grund der Natur ausmachenden Idee. [...]

Es ist eine ungeschickte Vorstellung älterer auch neuerer Naturphilosophie gewesen, die Fortbildung und den Uebergang einer Naturform und Sphäre in eine höhere für eine äußerlich-wirkliche Production anzusehen [...]. Solcher nebuloser im Grunde sinnlicher Vorstellungen, wie insbesondere das sogenannte *Hervorgehen* z.B. der Pflanzen und Thiere aus dem Wasser und dann das *Hervorgehen* der entwickelteren Thierorganisationen aus den niedrigeren u. s. w. ist, muß sich die denkende Betrachtung entschlagen. (Hegel 1830, § 249, 229f., Hervorh. i. Orig.)

Hegels Hinweis auf die seiner Ansicht nach verfehlten evolutionistischen Annahmen in der Naturphilosophie zeigt nebenbei, dass entsprechende Ideen längst im Umlauf waren, als 1859 Darwins *On the Origin of Species* erschien,²³² worauf sich auch Schleicher bezieht, wenn er (1863, 11) Darwins Lehre als wissenschaftshistorische „Nothwendigkeit“ bezeichnet. Aus dem ebenfalls dort schon formulierten Gedanken einer ähnlichen Entwicklung von sprachlichen und biologischen Arten zieht Schleicher (1865) nun noch einige gewichtige Konsequenzen für die Naturgeschichte des Menschen und eine wissenschaftliche Klassifizierung des *genus homo*. Unter Berufung auf Thomas H. Huxley (1863) versteht er die Sprache, den „Gedankenausdruck durch Worte“, als das „einzige ausschliessliche Characteristicum des Menschen“ (1865, 14).²³³ Während sich die üblicherweise zur Klassifizierung des Menschengeschlechts

²³² Erwähnung verdienen hier z.B. Anaximander (1. Jahrhundert v. Chr.), der den Ursprung allen Lebens im Wasser vermutete, sowie Hegels Zeitgenossen J.-B. de Lamarck, der zuerst die Veränderlichkeit der biologischen Arten konstatierte, und Étienne Geoffroy Saint-Hilaire, der die Entwicklung aller Lebewesen auf einen einzigen ‚Bauplan‘ zurückführte.

²³³ Der Gedanke von der Sprache als dem einzigen trennenden Element zwischen Mensch und Tier liegt in dieser Zeit möglicherweise auch ‚in der Luft‘. Eine Markierung bietet auch M. Müller, der Sprache als die letzte, bislang noch von den Wissenschaften unangetastete Grenze zwischen Mensch und Tier bespricht (vgl. Kap. 4.4).

herangezogenen Kriterien wie äußere Erscheinung oder andere sogenannte „Rasseneigenthümlichkeiten“ (1865, 16 f.) als unzureichend erweisen, sollte also die Sprache ein treffendes und exaktes Kriterium darstellen. Hier kommen verschiedene Argumentationsstränge Schleichers zusammen: Wenn es die Sprache ist, die den Menschen ausmacht, und sie „das Product eines allmählichen Werdens nach bestimmten Lebensgesetzen“ (1865, 20) ist, dann ist der Mensch auch erst mit der Ausbildung der Sprache zum Menschen geworden.²³⁴ Wenn die materielle Grundlage der Sprache in der organischen Beschaffenheit des Menschen liegt, dann fällt die Entstehung und Entwicklung der Sprache mit der Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane zusammen (1865, 20 f.). Wenn die Sprachstrukturen in ihrem systematischen Nebeneinander ein historisches Nacheinander abbilden, sich Sprache aus einfachen Bedeutungsausdrücken hin zu immer komplexeren Formen entwickelt hat, dann begründet das die Annahme einer Entwicklung des Menschen ebenfalls aus „niederen Formen“ – und das ist nun „eine Ansicht, zu welcher bekanntlich die Naturwissenschaft unserer Tage von ganz anderer Seite her ebenfalls gelangt ist“ (1865, 21), nämlich im Rahmen der Evolutionstheorie.

Die Entwicklung der Sprache wird damit zum Spiegel der Entwicklung der Menschheit, mehr noch: Beide Prozesse werden als identisch verstanden (Richards 2002, 27 ff.). Eine Anregung dafür könnte Schleicher wiederum bei W. v. Humboldt gefunden haben, für den „die Sprache durch ihren Ursprung aus der Tiefe des menschlichen Wesens auch mit der physischen Abstammung in wahre und eigentliche Verbindung“ tritt (Humboldt 1836, lxxiii; vgl. Richards 2002, 34). Wenn aber die flektierenden Sprachen die komplexesten und mithin die am weitesten entwickelten sind, dann impliziert das Gesagte, dass die Sprecher der indoeuropäischen und semitischen Sprachen die Menschen sind, die in der Evolution am weitesten fortgeschritten sind – ein Gedanke, den Haeckel später in seiner *Natürlichen Schöpfungsgeschichte* (1868) explizit und mit Verweis auf Schleichers Untersuchungen ausführen wird (Richards 2002, 40 ff.). „Das natürliche System der Sprachen“ ist für Schleicher also „zugleich das natürliche System der Menschheit. Mit der Sprache hängt [...] zusammen die ganze höhere Lebens-thätigkeit des Menschen, so dass diese zugleich in und mit der Sprache die ihr gebührende Berücksichtigung erfährt“ (1865, 17 f.). Aus diesem Grund kann und

²³⁴ Geistig behinderte Menschen mit Sprachunfähigkeit (nicht aber Gehörlose) sind für Schleicher dann folglich „nicht als vollkommene Menschen, als wirkliche Menschen zu betrachten, denn ihnen fehlt nicht nur die Sprache, sondern auch die Befähigung zu derselben“ (1865, 15 f.). Auch hier ist ein Anknüpfungspunkt für Haeckels spätere Theoretisierung der Eugenik.

sollte die Sprache die zentrale Struktur bei der Klassifikation des Menschen darstellen.

Aus der Beobachtung, dass sich die Sprachen von Sprechern, die unter ähnlichen äußeren Bedingungen leben, auch ähnlich verändern, schließt Schleicher weiter, dass auch in vorgeschichtlicher Zeit unterschiedliche äußere Umstände zur Entwicklung verschiedener Sprachformen und das heißt zur unterschiedlichen Entwicklung der sprachbildenden Organe geführt haben. Wie Flora und Fauna zeigt auch die Sprachlandschaft in den verschiedenen Erdteilen daher einen grundsätzlich homogenen Charakter, allerdings hat der Kampf ums Dasein der Sprachen diese Verteilung in einigen Regionen (wie Eurasien) stärker zerklüftet als in anderen (1865, 24–26). Schleicher wirbt dafür, diese, für die Naturwissenschaften zweifellos interessanten, Ergebnisse in die Naturgeschichte des Menschen zu integrieren, welche dann in drei Entwicklungsperioden zerfiel: eine (vorsprachliche) organismusbildende, eine sprachbildende und eine spracherdierende. So wie nicht alle Sprachen für die Teilnahme an der dritten, historischen Periode der Menschheitsgeschichte qualifiziert sind, haben sich nicht alle biologischen Organismen „auf dem Wege zur Menschwerdung [...] bis zur Sprachbildung hinauf entwickelt“ (Schleicher 1865, 28 f.).²³⁵ Erstere, wie die indigenen Sprachen Nordamerikas, sind in der historischen Gegenwart dem Untergang geweiht; Letztere erblicken wir heute in den sprachlos gebliebenen Menschenaffen.²³⁶

Schleichers Wirkung auf Sprach- und Naturwissenschaften gleichermaßen ist erheblich (dazu siehe z.B. Koerner 1981; Robins 1976; Koerner und Asher 1995; Richards 2002); eine dieser Wirkungen, die bislang noch nicht befriedigend aufgearbeitet wurde, ist der Gegenstand dieses Buches. Obwohl fast alles, was Schleicher in seinen sprachtheoretischen Ausführungen formuliert hat, heute als widerlegt gelten muss, und vieles davon bereits von der nächsten Generation von Sprachwissenschaftlern infrage gestellt wurde, ist aus methodischer Sicht hervorzuheben, dass Schleicher von wenigen Ausnahmen abgesehen bemerkenswert schlüssig und im Rahmen seiner Theorie fast immer folgerichtig argumentiert. Auch arbeitet er zumeist gemäß der von ihm propagierten

²³⁵ Koerner (1981, 16) weist darauf hin, dass Haeckel in einem anderen Kontext die von ihm in die Biologie eingebrachten Begriffe Phylogenese und Ontogenese mit der sprachlichen Entwicklung in Verbindung bringt, und sieht darin einen weiteren möglichen Einfluss Schleichers: „Die Ontogenese der Sprache ergab, daß die stufenweise Entwicklung der Sprache beim Kinde (entsprechend dem Biogenetischen Grundgesetze) eine Recapitulation jenes phylogenetischen Processes darstellt“ (Haeckel 1904, 541).

²³⁶ Die erste von Schleicher vorgeschlagene Periode in der Naturgeschichte des Menschen, die vorsprachliche, ist folglich auch eine vor-menschliche, eben weil noch keine Sprache ausgebildet wurde.

Methode: Er ist nah am Studienobjekt, soweit es ihm zur Verfügung steht, und er enthält sich weitgehend apriorischer Urteile. Schleichers Stärke liegt, so ist schon verschiedentlich angemerkt worden, im Systematisieren einerseits und im Ausreizen der theoretischen Potentiale von Postulaten, die entweder explizit oder oft auch nur implizit vorlagen, andererseits. Schillernde Beispiele, die zugleich als Schleichers bedeutendste Beiträge gelten können, sind der Versuch, Sprachen als tatsächliche Naturorganismen zu erfassen (wobei die ‚organische Natur der Sprachen‘ metaphorisch und vage mindestens seit Herder im Umlauf war), eine präzise Methode für die Erfassung der Verwandtschaftsverhältnisse von Sprachen in einem Stammbaum zu entwerfen (wobei das Konzept bereits bei Dante, spätestens jedoch im 16. Jahrhundert bei J. J. Scaliger vorlag), die postulierte indoeuropäische Ursprache zu rekonstruieren (nicht, wie bisher, Formen auf das Hebräische oder das Sanskrit zurückzuführen) und, wenn auch in diesem Fall nur implizit, allgemeingültige Lautgesetze zu postulieren (was wiederum lediglich eine Konsequenz der postulierten Organismenhaftigkeit der Sprachen ist). Der Wert von Schleichers Thesen muss deshalb nicht nur an den Thesen selbst gemessen werden, sondern auch an dem ihnen innewohnenden, und möglicherweise von Schleicher bewusst so gestalteten, Potential zur Falsifizierung. Das eigentliche Verdienst von Schleichers Versuch, die Sprachen als Naturorganismen zu fassen, so meint auch Morpurgo Davies (1998, 199), ist, „that it revealed once and for all the ambiguity and inconsistency of the organicism of his Romantic predecessors; if language is indeed an independent organism, it cannot also be the true expression of the nation.“ Genauso verhält es sich mit dem aus der postulierten Organismenhaftigkeit der Sprachen und den konzeptuellen Fundamenten des Stammbaummodells unmittelbar abgeleiteten theoretischen Ausschluss einer profunden Sprachmischung beziehungsweise der Negierung der Existenz von Mischsprachen (Schleicher 1850, 27): Sie legen eindeutig fest und provozieren damit eine genaue Überprüfung. Und auch diese Überprüfung sollte mit einer Falsifizierung enden. Vorher jedoch wird Schleichers Postulat von der Nicht-Existenz von Mischsprachen auf eine noch höhere epistemologische Ebene transferiert – die des *Axioms* –, womit wir uns im kommenden Abschnitt beschäftigen.

4.4 Friedrich Max Müller

Primärtext: 1861, *Lectures on the Science of Language*.

Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts expandiert die neue Wissenschaft von der Sprache geografisch wie auch personell und institutionell. Dies geht einher mit theoretischer Verbreiterung, mit ständiger Erweiterung der empirischen Daten-

menge und mit Spezialisierungen, insbesondere auf einzelne Sprachgruppen und -familien. Mit Rasks und Jacob Grimms komparativen Arbeiten wurden die Grundsteine für eine skandinavistische und germanistische Sprachwissenschaft gelegt. Friedrich Diez begründet mit seiner *Grammatik der romanischen Sprachen* (1836–1844) die romanistische, Johann Kaspar Zeuß und Franz von Miklosich wenig später die keltistische respektive die slawistische Sprachwissenschaft. Karl Richard Lepsius legt verschiedene sprachvergleichende Arbeiten zu semitischen, indischen, ägyptischen, chinesischen und tibetischen Sprachen vor, Hans Conon von der Gabelentz unter anderem zu melanesischen Sprachen (Morpurgo Davies 1998, 151 ff., 226 ff.). Schon 1832 war in Oxford eine Professur für Sanskrit eingerichtet worden, ab 1843 gab es auch auf der anderen Seite des Atlantiks, in New Haven an der Yale University, einen entsprechenden Lehrstuhl. Auf die renommierte Boden-Professur für Sanskrit in Oxford sollte sich 1860 der in Dessau geborene Philologe und Orientalist Friedrich Max Müller bewerben, allerdings seinem Mitbewerber, dem Briten Monier Monier-Williams, unterliegen. Im US-amerikanischen Yale übernimmt William D. Whitney 1854 den Lehrstuhl für Sanskrit und ab 1869 die erste Professur für vergleichende Sprachwissenschaft. Müller hatte bereits ein Jahr zuvor, 1868, die ebenfalls erste Professur für vergleichende Sprachwissenschaft in Oxford angetreten. Müller und Whitney verbindet nicht nur ein ähnlicher (obgleich zeittypischer) intellektueller Werdegang von den indischen Sprachen und Literaturen hin zur allgemeinen beziehungsweise vergleichenden Sprachwissenschaft sowie eine Karriere, die diesen Weg weitgehend störungsfrei reflektiert, sondern auch eine intensive Konkurrenz und Polemik, mit der wir uns im Kapitel zu Whitney ausführlicher beschäftigen werden. Gegenstand dieser Polemik sind grundlegende sprachtheoretische Fragen, zu denen wir in diesem Abschnitt Müllers Perspektive erörtern wollen, die in der Art ihrer Darstellung wiederum auf einen weiteren Aspekt der Expansion der Sprachwissenschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts verweist: die Popularisierung der Disziplin (vgl. Morpurgo Davies 1998, 155).

In einer Serie von neun im Jahr 1861 an der Londoner *Royal Institution* gehaltenen und später überaus erfolgreich publizierten Vorlesungen (ich zitiere im Folgenden nach der immerhin bereits dritten Auflage aus dem Jahr 1862) entwirft Müller ein umfassendes und dabei leicht zugängliches Bild von der Wissenschaft von der Sprache. Dass die *Royal Institution* sich vor allem der Popularisierung der Naturwissenschaften verpflichtet hatte (Alter 2005, 63), die Vorlesungen deshalb eher auf ein nichtphilologisches Publikum zugeschnitten sein dürften, mag den sonst überzogen wirkenden Pioniergeist erklären, in dem Müller die Ausmaße, offenen Fragen und enorme Bedeutung ‚seiner‘ Wissenschaft vor Augen führt, deren Stammbaum kaum über das eigene Jahrhundert hinausreiche und für die sich noch nicht einmal ein einheitlicher Name gefun-

den habe.²³⁷ Als Bezeichnungen kursierten etwa ‚Comparative Philology‘ oder ‚Scientific Etymology‘ – Müller selbst zieht den analytischen Ausdruck ‚Science of Language‘ vor, der sich als Kompositum *Sprachwissenschaft* heute im deutschsprachigen Raum auch behauptet hat. Er diskutiert sogar, inwiefern eine Bezeichnung auf der Basis des griechischen *mythos* ‚Wort‘ oder *logos* ‚Rede‘ adäquat wäre („Mythology“, „Logology“; Müller 1862, 3f.); der spätestens seit den 1830er Jahren für den anglophonen Raum belegte (Alter 2005, 96), von August Schleicher (1848; 1850) schon selbstbewusst verwendete, von Müller jedoch Fankreich zugeordnete Begriff *Linguistique* hingegen erscheint ihm „convenient, but somewhat barbarous“ (1862, 3f.).

Von den neun Vorlesungen sind insbesondere die ersten beiden für die in der vorliegenden Arbeit diskutierte Problematik relevant, denn hier finden sich die wissenschaftstheoretischen und sprachphilosophischen Grundlagen, auf denen Müller die Sprachwissenschaft fußen lässt. Die Stoßrichtung der, wohl-gemerkt vor einem naturwissenschaftlich orientierten Publikum gehaltenen, Vorlesungen lässt sich vorderhand in zwei Punkten erfassen: Die naturhistorische Tradition der Sprachauffassung wird aufgegriffen und weitergedacht, in einer leichten, zumindest rhetorischen Distanz zu den Thesen Schleichers; und die Sprachwissenschaft wird, genau wie dort, als eine echte Naturwissenschaft präsentiert und soll im elitären Kreis der *Royal Institution* durch die müllersche Popularisierung Anerkennung finden (vgl. Alter 2005, 126).

Zunächst geht es um eine Verortung des Gegenstandes. Anders als Schleicher, der die Sprache zuerst mit Georg Friedrich Wilhelm Hegel im Ressort der Geschichte und später im Reich der Naturorganismen angesiedelt und zuletzt als reales Naturwesen eingestuft hat, enthält sich Müller einer voreiligen Zuordnung:

We cannot tell as yet what language is. It may be a production of nature, a work of human art, or a divine gift. But to whatever sphere it belongs, it would seem to stand unsurpassed – nay, unequalled in it – by anything else. If it be a production of nature, it is her last and crowning production, which she reserved for man alone. If it be a work of human art, it would seem to lift the human artist almost to the level of a divine creator. If it be the gift of God, it is God’s greatest gift; for through it God spake to man and man speaks to God in worship, prayer, and meditation. (1862, 3)

²³⁷ Ringmachers (2001, 1432) Charakterisierung von Müller als „literaturwissenschaftlich arbeitender Sanskritist und in der Sprachwissenschaft ein nach außen wirkungsvoller, von den Fachkollegen aber nicht besonders ernstgenommener Popularisierer“ ist also nicht unzutreffend.

Dies hindert die organisierte und institutionalisierte Reflexion über Sprache aber nicht daran, einen Platz unter den Wissenschaften zu beanspruchen („now, for the first time“, meint Müller 1862, 4), und dort teilt sie natürlich essentielle Charakteristika mit anderen Wissenschaften. Mit dem britischen Philosophen William Whewell und Wilhelm von Humboldt versteht Müller die Wissenschaften als historische Subjekte mit untereinander sehr ähnlichen Biografien, in denen sich immer drei Stufen ausmachen lassen: eine empirische, eine klassifizierende und eine theoretische (ebd.). Der Ursprung jeder Wissenschaft liegt in alltagspraktischen Anforderungen, in „the most humble and homely occupations of half-savage tribes“, wovon auch die Namen mancher Wissenschaften wie *Geometrie* oder *Botanik* noch Zeugnis ablegen (Gr. *gē* ‚Land‘ und *métron* ‚Maß‘ beziehungsweise *botanē* ‚Futter‘; ebd., 5); der erste Geometer war also ein Feldarbeiter, der erste Botaniker ein Gärtner, und der erste Mineraloge ein Bergmann (ebd., 8). Von der Praxis ist weder der Ursprung noch der weitere Entwicklungsweg der Wissenschaften (obwohl sie in diesem Stadium noch nicht diese Bezeichnung verdienen) zu trennen: Sie bestehen nur so lange, wie sie wenigstens mittelbar den praktischen Interessen der Gesellschaft dienen können. Ohne Zweckorientierung, ohne das perpetuierte Versprechen eines praktischen Nutzens gibt es kein gesellschaftliches Interesse und keine Unterstützung, und auch was heute als Wissenschaft gilt – Chemie, Geologie oder Astronomie – würde unter solchen Voraussetzungen das Schicksal anderer, untergegangener Künste wie der Alchemie oder der Astrologie teilen (1862, 8 ff.).²³⁸

Obgleich sich auch eine Wissenschaft von der Sprache diesen Anforderungen stellen muss, erkennt Müller nur wenig praktischen Nutzen, den diese anzubieten in der Lage wäre: „I am aware that the science of language has but little to offer to the utilitarian spirit of our age“ (1862, 11). Er sieht sie jedoch imstande, Probleme zu lösen, welche die Menschheit von Anbeginn der Zeit an

²³⁸ Dieser sehr pragmatische, an lebenspraktischen Aspekten ausgerichtete Wissenschaftsbegriff ist heute eher für die sogenannten Technikwissenschaften reserviert. Der klassische, aristotelische Wissenschaftsbegriff hingegen zielt ab auf die zweckfreie Erkenntnis von Gründen und Zielen. Er meint eine von intellektueller Neugier geleitete Wahrheitsschau und fragt deshalb gerade *nicht* nach dem praktischen Nutzen. Manfred Poser erläutert die Differenz z.B. am Beispiel des Satzes des Pythagoras, also aus dem auch von Müller herangezogenen Ressort der Geometrie: „Wissenschaft [...] ist Ausdruck eines Begründungsanspruchs, eines Rationalitätsanspruchs, der begann, als griechische Denker auf den lebenspraktisch gänzlich überflüssigen Gedanken kamen, den aus Feldvermessungen wohlbekannten Satz des Pythagoras zu *beweisen!*“ (2012, 24, Hervorh. i. Orig.); „[d]er Beweis jenes Satzes, den wir als heute dem Pythagoras zuschreiben, ist für die Praxis höchst überflüssig, er bedeutet nichts als einen Gewinn an intellektueller Befriedigung im Wissen um die Gründe“ (2012, 143).

beschäftigt und „die Welt erschüttert haben“, denn diese Probleme „belong properly to the science of language“ (ebd.). Müller führt beispielhaft vor Augen, wie mythologische Figuren aus einfachen, häufig poetischen, Bezeichnungen abgeleitet wurden (etwa *Zeus* vom ‚hellglänzenden Himmel‘, Sanskrit *Dyaus*; ebd.) und wie Ideen über den Zusammenhang zwischen Sprache und Welt immer wieder einschneidende religiöse und politische Konsequenzen herbeiführten, in der zeitgenössischen Gegenwart etwa in Form des Nationenmodells (1862, 12). Zudem stelle die Sprache die einzig verbliebene Barriere zwischen Mensch und Tier dar, an der bisher keine wissenschaftliche Theorie zu rütteln gewagt habe: Eine Aufgabe, ein Potential der Sprachwissenschaft könne folglich sein, diesen Status zu zementieren, ein Bollwerk zu errichten gegen die neue Evolutionslehre (Darwins *On the Origin of Species* war Ende 1859 erschienen), welche, wenn wir Müllers Ausführungen hier als adressatenorientiert verstehen, wohl auch in der Londoner *Royal Institution* mehr Feinde als Freunde hatte:

[I]f [the science of language] establishes a frontier between man and the brute, which can never be removed, it would seem to possess at the present moment peculiar claims on the attention of all who, while watching with sincere admiration the progress of comparative physiology, yet consider it their duty to enter their manly protest against a revival of the shallow theory of Lord Monboddo.²³⁹ (1862, 14f.)

In diesem zunächst noch nicht weiter konkretisierten, aber intuitiv mindestens als bedeutsam anzuerkennenden Rahmen verortet Müller, nicht ohne rhetorisches Geschick, den Nutzen der noch jungen Wissenschaft von der Sprache. Die nachfolgenden wissenschaftstheoretischen Ausführungen sind hochinteressant, weil sie uns ein authentisches Bild des zeitgenössischen Wissenschaftsverständnisses liefern, das auch schon Ansätze des 20. Jahrhunderts andeutet, und weil uns Müller damit einen Maßstab an die Hand gibt, mit dem wir das Scheitern einer nah am Modell der Naturwissenschaften konzipierten Sprachwissenschaft – wie Schleichers, und Müllers eigener – messen können.

Zwar liegt der Ursprung jeder Wissenschaft in alltagspraktischen Anforderungen und besteht ihre erste Methode im Sammeln empirischer Fakten, doch qualifiziert sich eine Tätigkeit erst dann zu einer *Wissenschaft*, wenn sie von diesem empirischen in ein klassifizierendes Stadium übergeht. Wie Schleicher veranschaulicht Müller sein Argument am Beispiel der Botanik:

²³⁹ James Burnett, Lord Monboddo, war im 18. Jahrhundert einer der Wegbereiter der biologischen Evolutionstheorie.

The real science of plants, like every other science, begins with the work of classification. An empirical acquaintance with facts rises to a scientific knowledge of facts as soon as the mind discovers beneath the multiplicity of single productions the unity of an organic system. This discovery is made by means of comparison and classification. (1862, 15)

Müller umreißt damit unter dem Wissenschaftsbegriff auch noch einmal das, was Foucault (1971) als „archäologische Umwälzung“ in der europäischen Geistesgeschichte, und exemplarisch eben auch in der Philologie um 1800 beginnen sieht: Die unmittelbare, sichtbare Struktur und Kombinatorik der bisher aus sich selbst heraus repräsentierenden (hier: sprachlichen) Einheiten rückt zugunsten einer ihnen epistemisch vorgeschalteten größeren Gesamtorganisation in den Hintergrund. Die die Einsicht in die Systematik des Untersuchungsgegenstandes herbeiführenden Methoden des Vergleichs und der Klassifikation sind freilich in der Sprachwissenschaft spätestens seit W. v. Humboldt und Friedrich Schlegel fest verankert. Damit ist der Anschluss an die anderen, die etablierteren Wissenschaften theoretisch und rhetorisch vollzogen. Der im 18. Jahrhundert in der Philosophie aufgegriffene und seit dem frühen 19. Jahrhundert notorisch präsenste Organismusbegriff unterstreicht zudem das moderne Erscheinungsbild der Wissenschaft von der Sprache und ist, wie wir noch sehen werden, auch in Müllers persönlicher Sprachauffassung ein maßgebender Terminus, der zwar nicht bis zur schleicherschen Gleichsetzung von Sprachen und Naturorganismen gedehnt wird, aber doch die Kernaspekte der Organismusanalogie in vollem Umfang bedient.

Im Übergang vom empirischen zum klassifizierenden Stadium transformiert sich auch das erkennende Subjekt, von einem bloß rezipierenden zu einem die hinter den Einzelerscheinungen liegende Systematik in einer Art Wechselspiel sowohl *begreifenden* als auch *konstruierenden* Agens: dem Wissenschaftler.

We cease to study each flower for its own sake; and by continually enlarging the sphere of our observation, we try to discover what is common to many and offers those essential points on which groups or natural classes may be established. These classes again, in their more general features, are mutually compared; new points of difference, or of similarity of a more general and higher character, spring to view, and enable us to discover classes of classes, or families. And when the whole kingdom of plants has thus been surveyed, and a simple tissue of names been thrown over the garden of nature; when we can lift it up, as it were, and view it in our mind, as a whole, as a system well defined and complete, we then speak of the science of plants, or botany. We have entered into altogether a new sphere of knowledge where the individual is subject to the general, fact to law; we discover thought, order, and purpose pervading the whole realm of nature, and we perceive the dark chaos of matter lighted up by the reflection of a divine mind. (1862, 15f.)

Auf der Suche nach der ‚organischen‘ oder ‚natürlichen‘ Ordnung hinter den Dingen legen Wissenschaftler zunächst die *von ihnen geschaffenen* Erfassungssysteme über dieselben und reflektieren dann in einer erneuten Draufsicht auf ihre Konstrukte über deren Adäquatheit. Diese Konstrukte können sich als richtig oder falsch erweisen; auf das vorausgreifend, was für den kritischen Rationalismus popperscher Prägung bezeichnend wird, stellen für Müller auch Konstrukte, die sich als falsch erweisen, einen Erkenntnisfortschritt dar (ebd., 16). Karl Popper sollte in seiner *Logik der Forschung* sogar auf eine ganz ähnliche Gewebe- beziehungsweise Netzmetapher zurückgreifen; er schreibt: „*Unser Wissen ist ein kritisches Raten; ein Netz von Hypothesen; ein Gewebe von Vermutungen*“ (Popper 1994, xxv, Hervorh. i. Orig.), oder: „Die Theorie ist das Netz, das wir auswerfen, um ‚die Welt‘ einzufangen, – sie zu rationalisieren, zu erklären und zu beherrschen. Wir arbeiten daran, die Maschen des Netzes immer enger zu machen“ (ebd., 31).²⁴⁰ Ganz konstruktivistische Größen sind die theoretischen Schöpfungen der Wissenschaftler deshalb freilich nicht; letztlich sieht Müller hinter allem „thought, order, purpose“, „order and law“, und „nature’s plan“ (1862, 16) wirken – einen göttlichen Plan, eine göttliche Ordnung in letzter Instanz, die aus der gesamten Schöpfung heraus scheint und aufgedeckt werden will. Die Aufgabe des Wissenschaftlers besteht darin, in einem ersten Schritt zu erkennen, dass hinter allem Ordnung und Gesetz steckt (ebd.), und im nächsten die natürlich-göttliche Ordnung zu rekonstruieren, indem durch die eigenen Ordnungsversuche das Akzidentielle vom Allgemeinen unterschieden, das unregelmäßig Erscheinende in Regelmäßiges und Gesetzmäßiges transformiert wird. Da Vergleich und Klassifikation die Methoden dieses zweiten Stadiums der Wissenschaft sind, führen viele in diesem Stadium arbeitende Wissenschaften den Titel ‚vergleichend‘, stellt Müller fest (1862, 17) und fixiert damit auch den Wert der zeitgenössischen Sprachwissenschaft für den Parameter der wissenschaftlichen Evolution.

Nachdem im empirischen (wir können nun auch sagen: im *vorwissenschaftlichen*) Stadium Fakten gesammelt und im klassifizierenden Stadium diese Fakten in ein System gesetzt und die Gesetze dieses Systems formuliert worden sind, fragt die Wissenschaft in ihrem dritten, dem „theoretischen, oder metaphysischen“ Stadium, „what is the origin, and what is the meaning of all this?“ (1862, 18), sucht sie nach dem Plan, nach dem Archi und dem Telos des Ganzen. Diese erschließt sie sich maßgeblich durch die Induktion – spätestens seit Francis Bacon ein kanonischer Weg der wissenschaftlichen Erkenntnis – und inte-

²⁴⁰ Popper selbst stellt seiner *Logik der Forschung* wiederum ein fast gleichlautendes Novalis-Zitat voran: „Hypothesen sind Netze, nur der wird fangen, der auswirft...“ (1994, xi).

ressanterweise auch durch etwas, das wir hier mit *Inspiration* oder *Intuition* übersetzen können („by means of induction, or sometimes even of divination“; ebd., 18f.). Zu Letzterer führt Müller Nikolaus Kopernikus an, der selbst erklärte, nicht etwa durch Beobachtung und Analyse, sondern durch den Wunsch nach Symmetrie zum heliozentrischen Weltbild gelangt zu sein. Wieso, fragt Müller, konnte Kopernikus überhaupt annehmen, dass die Bewegungen der Himmelskörper Symmetrie als eine Eigenschaft aufweisen *sollten*, dass die Einfachheit einer Theorie prinzipiell besser stehe als Komplexität? – Es war die antike Philosophie (auf die sich auch Kopernikus berufen hat), die das Primat von Symmetrie und Einfachheit postuliert hat, noch bevor sie durch Beobachtungen induktiv zu dieser Erkenntnis geführt wurde.²⁴¹ Müller konstatiert einen erheblichen Einfluss von Philosophie und sogar Poesie auf die Entwicklung der Naturwissenschaften. Dieser Einfluss besteht besonders in der Inspiration der Forscher, sich Dinge (noch) jenseits des Beobachtbaren vorzustellen, die durch eben diesen Akt der Vorstellung und anschließenden Fokussierung in den Bereich des Möglichen und damit Beobachtbaren rücken (1862, 19). Was Müller hier meint, ist mehr als nur die Bestätigung einer deduktiven neben einer induktiven Methode (oder, wie bei Popper, die Reduktion aller wissenschaftlichen Erkenntnis auf die Deduktion); er blickt eher in die Richtung einer relativistischen Auffassung über die wissenschaftliche Erkenntnis, wie sie am konsequentesten in den 1970er Jahren von Paul Feyerabend vertreten wurde. Feyerabends (1975) These ist (und richtet sich dezidiert auch gegen Poppers kritischen Rationalismus), dass revolutionäre Erkenntnisfortschritte in der Wissenschaft gerade nicht Resultate einer besonderen Methodenstrenge, sondern einer enormen methodischen Ungezwungenheit waren. Er sieht deshalb auch in Intuition, Inspiration, Fantasie unter anderem potentielle (weil auch historisch belegte) Erkenntniswege und fordert als Konsequenz einen maximalen Methodenpluralismus in der Wissenschaft (vgl. Kap. 2.2). Müller geht freilich keineswegs so weit, aber sein Plädoyer für Inspiration und Intuition entspringt doch einem ähnlichen Leitgedanken.

Die postulierten drei Stadien und ihre bevorzugten Methoden bilden nun eine Art Wissenschaftsschablone, mit der auch die Sprachwissenschaft abgeglichen werden kann; es soll gezeigt, und damit auch der kurze relativistische Impuls wieder gezügelt werden, „whether it really is a science, and whether it can be brought back to the standard of the inductive sciences“ (Müller 1862, 21).

²⁴¹ Mehr oder weniger ausdrücklich werden Einfachheit und Symmetrie, neben anderen, in den meisten wissenschaftstheoretischen Programmen des Westens als Eigenschaften einer guten Theorie geführt. Zwei relativ willkürlich gewählte Beispiele sind Kuhn (1970) und Carnap (resümiert z. B. in Poser 2012, 41 ff.).

Dazu ist zunächst einmal zu klären, welche Art von Wissenschaft die Sprachwissenschaft ist, doch darüber hat Müller seine Adressaten im Grunde von Anfang an ins Klare gesetzt: „The Science of Language One of the Physical Sciences“ lautet der Titel der ersten Vorlesung. Zur Herleitung unterscheidet Müller nun zuerst zwei Gegenstandsbereiche, physisch und historisch, und darauf fußend zwei Wissenschaftstypen: „Physical science deals with the works of God, historical science with the works of man“ (1862, 22). Darauf folgt eine strikte Abgrenzung der Sprachwissenschaft (oder „komparativen Philologie“) von den („klassischen“) Philologien als eindeutig historische Wissenschaften: Denn für die Philologien stellt die Sprache lediglich das Mittel dar, mit dem die Entwicklungen *historischer Gegenstände*, im Sinne der getroffenen Unterscheidung, anhand literarischer Denkmäler rekonstruiert werden. Ganz anders verhält es sich hingegen mit der Sprachwissenschaft:

In the science of language, languages are not treated as a means; language itself becomes the sole object of scientific inquiry. Dialects which have never produced any literature at all, the jargons of savage tribes, the clicks of the Hottentots, and the vocal modulations of the Indo-Chinese are as important, nay, for the solution of some of our problems, more important, than the poetry of Homer, or the prose of Cicero. We do not want to know languages, we want to know language; what language is, how it can form a vehicle or an organ of thought; we want to know its origin, its nature, its laws; and it is only in order to arrive at that knowledge that we collect, arrange, and classify all the facts of language that are within our reach. (1862, 23f.)

Der Gegenstand der Philologie ist also der Mensch und sein Werk, der Gegenstand der Sprachwissenschaft hingegen die Sprache, die damit auch bei Müller ein eigenes, von den Sprechern epistemisch entkoppeltes, *physisches Sein* im Sinne der getroffenen Unterscheidung zugesprochen bekommt, womit ihr vorhergesagtes Verhalten dem der Objekte anderer physischer Wissenschaften gleichen sollte.²⁴² Wie in der materiellen, physischen Welt seit den Tagen der Schöpfung kein einziges Element hinzugefügt, sondern nur Formen transformiert worden sind, so ist auch zur Substanz der Sprache nichts hinzugekommen und stellt jeder Sprachwandel folglich nur einen Formenwandel dar (1862, 27).

Anhand der Themen Sprachwandel und Sprachursprung versucht Müller zu Beginn seiner zweiten Vorlesung die gegnerische Position zu dekonstruieren, nach der die Sprache also ein Werk des Menschen, historisches Objekt und

²⁴² Anders als für Schleicher ist diese Entkoppelung für Müller aber keine tatsächlich ontologische. In der zweiten Vorlesung heißt es z.B.: „[L]anguage has no independent substantial existence. Language exists in man, it lives in being spoken, it dies with each word that is pronounced, and is no longer heard“ (1862, 48).

die Sprachwissenschaft damit eine historische Wissenschaft sei. Das zeigt uns erst einmal, dass die Positionsbestimmung der Sprachwissenschaft mit Schleicher keineswegs abgeschlossen war – grundsätzliche Einwände kommen zum Beispiel aus der Philosophie in der Frage nach dem Sprachursprung. Hier waren unter anderem in der Folge von John Locke (vgl. Harris und Taylor 1997, Kap. 10) zum Beispiel Adam Smith und Dugald Stewart der Auffassung, der Mensch habe nach einer Phase des stummen Zeigens die sprachlichen Zeichen erfunden, die grundsätzlich arbiträrer Natur sind und deren jeweilige Bedeutung per Konvention vereinbart wurde (vgl. dazu Kap. 4.8 zu Whitney). Wäre das so, gesteht Müller ein, dann wäre die Sprache freilich ein Werk des Menschen *par excellence* und die Sprachwissenschaft könnte sich nicht als physische Wissenschaft qualifizieren. Zur Zurückweisung dieser Sprachursprungstheorie und ihrer Implikationen begnügt er sich mit der Frage, wie eine solche Übereinkunft ohne ein schon vorhandenes Kommunikationsmedium *Sprache* hätte überhaupt getroffen werden können (1862, 30–32).

Außer Frage steht aber auch für Müller, dass jede einzelne Sprache sich *historisch verändert* und sich die Gegenstände der Sprachwissenschaft in diesem Punkt von den Objekten der physischen Natur, wie er sie versteht, unterscheiden. Die darwinsche Theorie, daran lässt Müller keinen Zweifel, ist ihm ein Dorn im Auge, und ohne die dort verankerten Prinzipien der kontinuierlichen Entwicklung und historischen Gleichförmigkeit der verantwortlichen Prozesse stellt sich ihm die physische Natur als im Wesentlichen statisch dar.²⁴³ Der Umgang mit Darwin ist aber durchaus ambivalent, denn gleichzeitig adaptiert Müller sehr freimütig darwinsche Konzepte und Begriffe für seine Darstellung des Sprachwandels (Alter 1999, 79 ff.).²⁴⁴ Den sich in diesem Eingeständnis anbahnenden Widerspruch löst er geschickt auf durch eine terminologische

²⁴³ Er folgt damit, wie viele vor ihm, dem katastrophistischen Erklärungsprinzip, vgl. z.B.: „[T]he great periods in the growth of the earth which have been established by geological research are brought to their close, or very nearly so, when we discover the first vestiges of human life, and when the history of man, in the widest sense of the word, begins“ (Müller 1862, 69). Dem neuen, auch bei Darwin verankerten aktualistischen Prinzip wird in der Sprachwissenschaft erst Whitney entscheidenden Vorschub leisten (vgl. dazu Kap. 4.8).

²⁴⁴ Eindrucksvoll lässt sich das in der Gegenüberstellung zweier Passagen aus der letzten, der neunten Vorlesung zeigen, die sich dem „theoretischen Stadium“ der Sprachwissenschaft widmet (die entscheidenden Begriffe sind von mir kursiv gesetzt): „[T]he one great barrier between the brute and man is Language. Man speaks, and no brute has ever uttered a word. Language is our Rubicon, and no brute will dare to cross it. This is our matter-of-fact answer to those who speak of *development*, who think they discover the rudiments at least of all human faculties in apes, and who would fain keep open the possibility that man is only a more favoured beast, the triumphant conqueror in the pri-

Differenzierung zwischen *Wandel* (oder *Wechsel* in der deutschen Übersetzung der *Lectures*) und *Wachstum*: „We must distinguish between historical change and natural growth. Art, science, philosophy, and religion all have a history; language, or any other production of nature, admits only of growth“ (1862, 37).

Der entscheidende Trennstein liegt für Müller im *willentlichen Handeln* oder allgemeiner gesprochen: in der *Kontrolle* des Menschen über den Prozess. Sprachwandel, verstanden als natürliches Wachstum, unterliegt zunächst der Agentivität der Sprecher in einer ganz trivialen Weise, denn die Sprache braucht immer einen Träger, sie hat keine Existenz außerhalb ihrer Sprecher (1862, 41). Aber weder der Wille des Einzelnen noch die Übereinkunft Vieler nehmen Einfluss auf die Entwicklung einer Sprache (1862, 39). Das Sprecherindividuum tritt nur scheinbar als Schöpfer eines Neologismus hervor, denn erstens schöpft es im Allgemeinen unbewusst, und zweitens tritt seine Schöpfung als Sprachwandel erst dann in Erscheinung, wenn sie in der gemeinsamen Sprachtätigkeit der Gemeinschaft aufgegangen ist, das Individuum überwunden hat.²⁴⁵ Das „natürliche Wachstum“ einer Sprache äußert sich durch das Individuum, aber es ist nicht in ihm begründet, sondern in „laws beyond his control, and on the co-operation of all those who form together with him one class, one body, or one organic whole“ (1862, 40). Es hat damit eine natürlich-physische, dem Menschen übergeordnete und von der Wissenschaft als Gesetzmäßigkeiten zu erkennende Seite, und eine sozial-pragmatische, die wiederum von eigenen Gesetzmäßigkeiten bestimmt wird. Beide Seiten aber entziehen sich der Kontrolle des Menschen.

Müller kommt in der neunten Vorlesung noch einmal auf das Wachstum der Sprache zurück, nachdem er den Ursprung der Sprache in einem ‚natürli-

meval *struggle for life*. Language is something more palpable than a fold of the brain or an angle of the skull. It admits of no cavilling, and no *process of natural selection* will ever distil significant words out of the notes of birds or the cries of beasts“ (1862, 360f.). Auf der anderen Seite: „Hence that superabundance of synonymes in ancient dialects, and hence that *struggle for life* carried on among these words, which led to the destruction of *the less strong*, the less happy, the less fertile words, and ended in the triumph of one, as the recognised and proper name for every object in every language. On a very small scale this *process of natural selection*, or, as it would better be called, elimination, may still be watched even in modern languages, that is to say, even in languages so old and full of years as English and French“ (1862, 390).

²⁴⁵ Ein vertrautes Beispiel, das Müller in diesem Zusammenhang bemüht, ist die romanische Verwendung eines entweder auf dem lateinischen *magis* oder *plus* basierenden Komparativmarkers (Sp. *más*, Port. *mais*, Rum. *mai* vs. Ita. *più*, Frz. und Prov. *plus*). Dabei klingt schon Bartolis Unterscheidung zwischen Zentral- und Rndromania an – Müller (1862, 39) spricht von den „western Romance dialects Spanish and Portuguese, together with Walachian“ (also Rumänisch, so auch bei Diez 1882, 1) vis-à-vis dem Italienischen, Französischen und Provenzalischen.

chen‘ Set von Wortstämmen oder „*phonetic types*, produced by a power inherent in human nature“ (1862, 391, Hervorh. i. Orig.) verortet hat. Damit illustriert er einen Prozess, der sich weder als Produkt willentlicher, bewusster Handlungen, wie die Kunst, noch als Summe unbewusster, instinktiver Handlungen, wie etwa ein Bienenstock, fassen lässt und der interessanterweise mit der Eliminierung von überflüssigem oder unnützem Material (sprich: Auslese des Bestangepassten) auch ein darwinsches Motiv enthält:

The building up of language is not like the building of the cells in a beehive, nor is it like the building of St. Peter’s by Michael Angelo. It is the result of innumerable agencies, working each according to certain laws, and leaving, in the end, the result of their combined efforts freed from all that proved superfluous or useless. [...] What is antecedent to the production of roots is the work of nature; what follows after is the work of man, not in his individual and free, but in his collective and moderating, capacity. (1862, 396)

Die beiden Seiten des natürlichen Wachstums der Sprache lassen sich in zwei Teilprozesse übersetzen, die Müller im Verlauf der zweiten Vorlesung weiter ausführt (1862, 41 ff.): *phonetischer Verfall* („phonetic decay“) und *dialektale Wiedererzeugung* („dialectic regeneration“). Unter dem ersten Teilprozess ist die Tendenz zur Abnutzung des phonetischen Materials („governed by definite laws“; 1862, 64) erfasst, die freilich auch lexikalische und morphosyntaktische Konsequenzen nach sich zieht – etwa auch das, was wir heute mit dem Begriff *Grammatikalisierung* erfassen.²⁴⁶ Die Erosion im ersten Teilprozess wird durch den Neuaufbau von Formen und Material im Rahmen des zweiten kompensiert, der von Müller deshalb das Attribut *dialektal* bekommt, weil er in den volkstümlichen, das heißt nicht literarisch oder anderweitig normativ fixierten Varietäten (beziehungsweise ‚Sprachen‘) eine unendlich vielfältige und unerschöpfliche Quelle hat. Müller macht einen scharfen Schnitt zwischen den volkstümlichen Varietäten, den *vulgare*, die die Sprache in ihrem Naturzustand abbilden (1862, 56), als lebendige Kraft und sich ständig erneuernde Vielfalt, und den fixierten Leitvarietäten, den Schrift- und Nationalsprachen, deren natürliches Wachstum bewusst – und das heißt nun durch außersprachliche Faktoren, die dem Willen des Menschen unterliegen und damit ins Ressort der *Geschichte* fallen – unterbunden wurde und die deshalb nur eine künstliche Existenz führen (ebd., 60). Er bringt einen interessanten sprachphilosophischen Gedanken zum Ursprung dieses Gegensatzes vor, der uns später in abgewandelter Form bei

²⁴⁶ Müller (1862, 46f.) erläutert noch einmal ein klassisches Beispiel aus der Romania: die aus dem lateinischen Ablativ *mente* grammatikalisierten Adverbialsuffixe, etwa Sp. *-mente*, Frz. *-ment*.

Whitney und Hugo Schuchardt wiederbegegnet wird: Die Sprache vereint von Beginn an zwei gegensätzliche Tendenzen – eine auseinanderstrebende (Divergenz) und eine die erste ausgleichende, vereinende (Konvergenz):

[W]hatever the origin of language was, its first tendency must have been towards an unbounded variety. To this there was, however, a natural check, which prepared from the very beginning the growth of national and literary languages. (1862, 56)

Wie kann die dialektale Wiedererzeugung nun in die artifiziellen, also die von ihrem natürlichen Wachstum abgeschnittenen literarischen Varietäten, in die ‚Sprachen im engeren Sinne‘ hineinwirken? Müller illustriert ein fesselndes Bild (ebd., 59ff.), das in seinen Konsequenzen auch auf eine Korrektur der Beziehungen im schleicherschen Stammbaum zuläuft. Er vergleicht die (Einzel-) Sprache mit einem Fluss, auf dem die fixierte literarische oder ‚klassische‘ Varietät wie eine gefrorene Oberfläche liegt. Dort sind ausgewählte Ausdrücke und Formen konserviert, denen sonst (das heißt: ohne die Bedingungen, die zur Fixierung geführt haben) nur eine ephemere Existenz beschieden wäre. Aber unter der Oberfläche fließen die volkstümlichen Varietäten, die ‚Dialekte‘ weiter und bereiten auf diese Weise schon das Material für eine nächste Fixierungsphase vor. Auslöser für den Einbruch der Oberfläche sind wieder außersprachliche Faktoren im Handlungsspektrum der Sprecher:

It is mostly by political commotions that this surface of the more polite and cultivated speech is broken and carried away by the waters rising underneath. It is during times when the higher classes are either crushed in religious and social struggles, or mix again with the lower classes to repel foreign invasion; when literary occupations are discouraged, palaces burnt, monasteries pillaged, and seats of learning destroyed – it is then that the popular, or, as they are called, the vulgar dialects, which had formed a kind of undercurrent, rise beneath the crystal surface of the literary language, and sweep away, like the waters in spring, the cumbrous formations of a bygone age. In more peaceful times, a new and popular literature springs up in a language which seems to have been formed by conquests or revolutions, but which, in reality, had been growing up long before, and was only brought out, ready made, by historical events. (1862, 60)

Unter dem Dachbegriff der (Einzel-)Sprache stehen die fixierte literarische oder ‚klassische‘ Varietät (bei Müller meist ‚die Sprache‘) und die mündlichen Varietäten (‚die Dialekte‘) also in einem symbiotischen Verhältnis: Durch die Fixierung wird das Wachstum der Sprache zu seiner höchsten Stufe, werden die Einzelsprache mit all ihren Varietäten zu ihrem höchsten Zweck geführt („without literary cultivation, language would never have acquired that settled character which is essential for the communication of thought“; ebd., 61); die mündlichen Varietäten

aber sind es, die das Material für die Fixierung bereitstellen, sie sind die „feeders of language“ (ebd., 61). Müllers statisches Bild von der Natur, und damit auch von der Sprache in seinem Sinne, bekommt dadurch jedoch unweigerlich Risse: In dieser Darstellung des Wachstums der Sprache steckt ein aktualistischer Blick auf den diachronischen Wandel, der sogar im unmittelbaren Illustrationsbereich Anknüpfung an die Geologie sucht, wo das aktualistische Erklärungsprinzip durch Charles Lyell ja zuerst konsequent angewandt wurde. Denn die massiven Veränderungen, die in einem direkten Vergleich zwischen aufeinanderfolgenden Stufen der Fixierung oder Normierung von Sprachen deutlich werden, sind in dieser Optik nur das akkumulierte Ergebnis eines gleichförmig und kontinuierlich in den Dialekten wirkenden Wandels, nicht anders als die Ablagerung von Sedimentschichten, die allmählich die Oberflächengestalt der Erde verändern. Der Vergleich ist nicht zufällig, denn Müller verschiebt in seiner Darstellung noch einmal das wissenschaftliche Leitbild für die Sprachwissenschaft. War das bei F. Schlegel die vergleichende Anatomie, bei Franz Bopp verschiedene Wissenschaften wie Anatomie, Physik oder Chemie und bei Schleicher die Botanik oder Biologie, wird es für Müller nun die Geologie. Es ist in diesem geologischen Sinne, in dem er das *natürliche Wachstum der Sprache* verstanden wissen will und in dem sich die Sprachwissenschaft als eine Naturwissenschaft qualifiziert. Dabei geht es nicht allein um die Frage nach dem adäquateren Bild, sondern um eine echte Überwindung des Organismus in der Sprachwissenschaft:

These various influences and conditions, under which language grows and changes, are like the waves and winds which carry deposits to the bottom of the sea, where they accumulate and rise, and grow, and at last appear on the surface of the earth as a stratum, perfectly intelligible in all its component parts, not produced by an inward principle of growth, nor regulated by invariable laws of nature; yet, on the other hand, by no means the result of mere accident, or the production of lawless and uncontrolled agencies. We cannot be careful enough in the use of our words. Strictly speaking, neither history nor growth is applicable to the changes of the shifting surface of the earth. History applies to the actions of free agents; growth to the natural unfolding of organic beings. We speak, however, of the growth of the crust of the earth, and we know what we mean by it; and it is in this sense, but not in the sense of growth as applied to a tree, that we have a right to speak of the growth of language. If that modification which takes place in time by continually new combinations of given elements, which withdraws itself from the control of free agents, and can in the end be recognised as the result of natural agencies, may be called growth; and if, so defined, we may apply it to the growth of the crust of the earth; the same word, in the same sense, will be applicable to language, and will justify us in removing the science of language from the pale of the historical to that of the physical sciences. (Ebd., 68 f.)

Die Sprache entwickelt sich also anders als biologische Organismen, die sich aus ihren natürlichen Anlagen heraus entfalten: Sie akkumuliert Ablagerungen, die erst mit der Zeit als Strukturen sichtbar werden, sie kombiniert vorhandenes Material in immer neuen Facetten. Das kann sie nicht ohne einen Träger, den Müller als den „Menschengeist“ (1863, 38; „the human soul“ 1862, 41) identifiziert. In dieser einen Hinsicht sei das Bild des Baumes sogar instruktiver, denn auch Bäume wachsen nicht ohne Boden, Luft und Licht. Aber die Vorstellung von den Sprachen als selbstständige Lebewesen, die wachsen, sich vermehren und absterben hält Müller für „sheer mythology“ (1862, 41). Er trägt in diesem Zusammenhang auch einen Gedanken vor, der nach ihm mehrfach wieder aufgegriffen werden wird: Zwar ist die Sprachwissenschaft auf die Verwendung von Metaphern angewiesen, doch sollte man sich davor hüten, sich von ihnen mitreißen zu lassen, etwa indem man Schlussfolgerungen aus dem zieht, was letztlich nur ein Illustrationswerkzeug ist (ebd.). Auch das ‚Wachstum der Sprache‘ ist freilich eine Metapher, aber keine schlechtere als das ‚Wachstum der Erdkruste‘. Sie funktioniert deshalb, weil sie im Quellbereich auf natürliche, nicht auf historische Prozesse verweist. Die Sprachwissenschaft ist eine Naturwissenschaft, weil sich auch das geologisch-analoge Wachstum der Sprachen dem willkürlichen, akzidentiellen, freien Handeln des Menschen entzieht. Mögen die *Auslöser* für Umbrüche in den normativen Sektoren der Sprache auch in äußeren Bedingungen der Sprecher zu suchen sein: Das Wachstum der Sprache vollzieht sich ohne menschliches Zutun, nach Gesetzen, denen ihr Trägerorgan, der menschliche Geist, und ihr Artikulationsorgan, die menschliche Stimme, unterworfen sind (1862, 73f.). Damit operiert die Sprachwissenschaft zwar näher an der (politischen, sozialen etc.) Geschichte des Menschen als jede andere Naturwissenschaft, doch ist sie nicht die einzige, die grundsätzlich historische Aspekte berücksichtigen muss: Das müssen auch Zoologie oder Botanik, etwa in ihrer Erfassung von domestizierten Arten gegenüber ihren wilden Urformen. Der Einwand ist also für einen Ausschluss der Sprachwissenschaften aus dem Kreis der physischen Wissenschaften nicht hinreichend. Programmatisch stellt Müller sogar eine Sprachwissenschaft in Aussicht, die vollkommen unabhängig von der Geschichte agieren kann (1862, 70f.). Mit ihr beschäftigen wir uns gleich.

Die Abkehr von der organizistisch-arboristischen Lesart wirkt sich notwendigerweise auch auf das Stammbaummodell aus: Das Mutter-Tochter-Verhältnis, das dieses abbildet, ist nicht kompatibel mit dem Wachstum der Sprachen wie Müller es versteht, bei dem es, zumindest bei andauernder Präsenz der Dialekte, keinen Bruch, sondern nur Kontinuität geben kann. Müller liefert damit die erste sehr breitenwirksame Kritik an Schleichers Klassifikationsprinzip, die wir in der Konsequenz als Zurückweisung der diesem zugrunde liegenden Spaltungstheorie verstehen müssen und bei der auch ein erneuter Hinweis auf die mythischen Verstrickungen der historisch-vergleichenden Sprachwis-

senschaft nicht fehlt. Dies geschieht, wie uns die weitere Entwicklung des Diskurses um den Stammbaum (etwa durch die Beiträge Whitneys und Schuchardts) zeigen wird, nicht zufällig vor einem ausländischen Publikum und am Beispiel der romanischen Sprachen:

Now if we call Italian the daughter of Latin, we do not mean to ascribe to Italian a new vital principle. Not a single radical element was newly created for the formation of Italian. Italian is Latin in a new form. Italian is modern Latin, or Latin ancient Italian. The names mother and daughter only mark different periods in the growth of a language substantially the same. To speak of Latin dying in giving birth to her offspring is again pure mythology, and it would be easy to prove that Latin was a living language long after Italian had learnt to run alone. (Müller 1862, 58)

Ähnlich, wenn auch weniger publikumswirksam, wurde diese These interessanterweise schon früher von August Fuchs, einem Schüler Friedrich Diez', vorgebracht. Fuchs (1849, 1f.) schildert die Natur der Sprachen als grundsätzlich dynamisch, jedoch nicht im Sinne des Verfalls- oder Korruptionsmotivs der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, und verwirft daher das Diktum, „daß sich aus alten Sprachen neue entwickeln, und daß diese die Töchter jener seien“ als „nicht richtig“. Folglich

sind auch die Romanischen Sprachen, streng genommen, nicht als Töchter aus dem Latein hervorgegangen, sondern sie sind vielmehr nichts Anderes, als eine ganz naturgemäße Fortsetzung und Fortbildung der Lateinischen Sprache; sie sind die erwachsene Lateinische Sprache. (Fuchs 1849, 2f.)

Dahinter steckt, genau wie bei Müller, die Idee von einer nicht-telischen Entwicklung, einer Evolution der Sprachen, mit der auch die alte Korruptionsthese in Bezug auf die romanischen Sprachen obsolet ist. Fuchs' Beweggrund war vor allem die Emanzipation der Romanistik beziehungsweise der Neuphilologien gegenüber den Altphilologien, die ihre epistemische Überlegenheit aus ebendieser Korruptionsthese (beziehungsweise in letzter Instanz aus dem katastrophistischen Erklärungsprinzip) herleiteten. Müllers Fokus ist breiter und liegt auf der Emanzipation des Studiums der Sprachen um ihrer selbst willen gegenüber den Philologien im Allgemeinen und gegenüber den Naturwissenschaften, mit denen er die Sprachwissenschaft verbunden sieht. Beide teilen damit dasselbe Motiv und zumindest auch *einen* gemeinsamen Adressaten, den sie mit dem gleichen theoretischen Argument in Bezug auf den gleichen empirischen Standort, die Romania, konfrontieren. Dass Müller in seinen für ein nichtphilologisches Gelehrtenpublikum konzipierten *Lectures* gern und häufig auf den Übergang vom Latein zu den romanischen Sprachen zurückgreift (zum Beispiel auch in der Illustration der beiden von ihm unterschiedenen Prozesse *phonetischer*

Verfall und dialektale Wiedererzeugung), zeigt, wie stark die epistemische Autorität des romanischen Sprachraumes seit Diez in den 1830er Jahren gewachsen ist.

Wie kann nun die von Müller proklamierte Sprachwissenschaft aussehen, die sich „vollständig unabhängig von der Geschichte erklärt“ (1862, 71)? Es ist im Grunde die diachronische Sprachwissenschaft, die schon F. Schlegel heraufbeschworen hat. Die Innovation steckt hier weniger in der Sache als vielmehr in einem Detail. Müller unterscheidet, in diesem Fall am Beispiel des Englischen, rigoros zwischen Völkern und Landstrichen auf der einen und Sprachen auf der anderen Seite. Es ist die erstgenannte Seite, auf der historische Prozesse wirksam werden, die nur begrenzt auf die zweite Seite reichen. England habe in seiner Geschichte nacheinander die Dominanz der Sprachen Keltisch, Sächsisch, Normannisch und Englisch erlebt, doch die englische, normannische, sächsische und keltische Sprache sind in dieser gesamten Zeit dieselben geblieben. Ihre Sprecher haben sich in England vermischt, ihre Sprachen hingegen nicht („languages are never mixed“, 1862, 72).²⁴⁷ Sie sind weiter nur in ihrem Sinne gewachsen, im Kern unbelastet von den historischen Wendungen. Dass jede Sprache, und so auch das Englische, in ihrem Vokabular die Spuren der Geschichte ihrer Völker und Landstriche trägt, verleugnet Müller nicht; ihr eigentliches Wesen, den *Kern* der Sprache lokalisiert er aber dort, wo schon Schlegel ihn gesehen hat: in der „innren Struktur“, in der Grammatik – das heißt hier noch einmal Phonologie und Morphologie (aber nicht Semantik oder Syntax). Dort werde nun offenbar, dass

not a single drop of foreign blood has entered into the organic system of the English language. The grammar, the blood and soul of the language, is as pure and unmixed in English as spoken in the British Isles, as it was when spoken on the shores of the German ocean by the Angles, Saxons, and Juts of the continent. (1862, 72f.)

Die von den Fesseln des Historischen befreite Sprachwissenschaft ist also die Sprachwissenschaft, die in ihrer Methode allein auf den Bereich ausgerichtet ist, der von allem Historischen vermeintlich ausgenommen ist: Müller spricht von der vergleichenden Grammatik. Die Dimension des Historischen scheidet einfach noch einmal, wie schon zu Beginn des Jahrhunderts, die Philologie von

²⁴⁷ Zum Verhältnis der Vermischung von Blut und Sprachen findet sich eine interessante Passage in Müllers späteren *Three Lectures on the Science of Language*: „[W]henver there is a mixture of language, there is at the same time a much greater mixture of blood; and while it is possible to analyse mixed language by scientific tests, no tests whatever have as yet been discovered for analysing mixed blood“ (1895, 51).

der Sprachwissenschaft. Unter dem methodischen Regularium der vergleichenden Grammatik, meint Müller, würde sich auch das Englische immer – selbst dann, wenn alle historischen Zeugnisse vernichtet wären – als germanische Sprache im Verbund der indoeuropäischen Gruppe offenbaren.

Die Originalität der so hergeleiteten ahistorischen Sprachwissenschaft ist also inszeniert, mehr noch: Müller fällt in seiner bildreichen Darstellung hinter seine eigenen Forderungen zurück. Das „organische System“ des Englischen und die Grammatik als „Blut und Seele der Sprache“ referieren wieder auf dieselben biologischen Metaphern, die er zuvor verstoßen und durch andere (wenn man so will: mit geologisch orientiertem Quellbereich) ersetzt haben wollte. Müller verpasst es, die Grammatik als *Kern* der Sprache über die von ihm vorgeschlagenen Metaphern greifbar zu machen, und er lässt sich von den von ihm verwendeten Metaphern genau zu denselben Schlussfolgerungen verführen wie schon ein Bopp oder Schleicher. Diese Schlussfolgerungen verpackt er lediglich in ein neues Gewand – und dennoch liegt genau darin das innovative Detail von Müllers Ausführungen, das, prospektiv betrachtet, auch eine erhebliche Resonanz, obgleich im dialektischen Sinne, hervorrufen sollte. Dieses neue Gewand ist freilich ein wissenschaftlich renommiertes, es ist der Begriff des *Axioms*. Müller formuliert auf der Grundlage seiner Betrachtungen zwei Axiome, die wir uns genauer anschauen müssen:

In the course of these considerations, we had to lay down two axioms, to which we shall frequently have to appeal in the progress of our investigations. The first declares grammar to be the most essential element, and therefore the ground of classification in all languages which have produced a definite grammatical articulation; the second denies the possibility of a mixed language. (1862, 74)

Dass die Grammatik der Kern der Sprache sei und deshalb eine objektive Klassifikationsbasis der Sprachwissenschaft, ist die erste, nun hinreichend bekannte Festlegung. Das zweite Axiom schließt die Möglichkeit der Entstehung und Existenz von Mischsprachen aus – allerdings, wie Müller unverzüglich nachreicht, ausschließlich im Sinne des ersten Axioms: Negiert wird allein die Möglichkeit von gemischten Sprachkernen, also von *grammatisch gemischten Sprachen*. Diese Einschränkung ist, wie wir später sehen werden, in mehreren Auseinandersetzungen mit Müller unbeachtet geblieben oder aber wissentlich und aus rhetorischen Gründen unterschlagen worden. Denn

[t]here is hardly a language which in one sense may not be called a mixed language. No nation or tribe was ever so completely isolated as not to admit the importation of a certain number of foreign words. In some instances these imported words have changed the whole native aspect of the language, and have even acquired a majority over the native element. (Ebd.)

Auch wenn die *äußere* Erscheinung einer Sprache durch Kontakt einen fundamental anderen Charakter annehmen kann, so betrifft dies nur diejenigen Bereiche, die für die sich von allem Historischen befreit habende Sprachwissenschaft irrelevant sind, und zwar genau deshalb irrelevant sind, weil diese Bereiche dem Historischen zugänglich sind: die Lexik und die Semantik. Im Fall des Englischen würden die überaus zahlreichen Elemente fremder Provenienz im Wortschatz durchaus dazu berechtigen, von einer „mixed language“ zu sprechen oder das Englische sogar als romanische Sprache zu klassifizieren (1862, 77), doch setzt Müller ein anderes Verständnis dieses Begriffes an:

Languages, however, though mixed in their dictionary, can never be mixed in their grammar. [...] This is the reason why grammar is made the criterion of the relationship and the base of the classification in almost all languages; and it follows, therefore, as a matter of course, that in the classification and in the science of language, it is impossible to admit the existence of a mixed idiom. (1862, 77)

Das gesamte Argumentgefüge der müllerschen Sprachwissenschaft tritt nun sehr prägnant zutage: Die Grammatik wird definiert als derjenige Bereich der Sprache, der Phonologie und Morphologie umfasst; die Grammatik in diesem Sinne wird als Kern der Sprache definiert, weil er für außersprachliche Entwicklungen, für das *Historische*, nicht sensibel ist (Axiom 1). Deshalb ist die Möglichkeit der kontaktinduzierten Fusion verschiedener Kerne – von grammatischer Mischung also – auszuschließen (Axiom 2). Aus diesem Grund bleiben die genealogischen Beziehungen zwischen den Sprachen auch über alle historischen Umbrüche hinweg in diesem Kern kodiert und können von der Sprachwissenschaft dekodiert werden. Deswegen definiert die Sprachwissenschaft diesen Kern als ihren Gegenstand und sich selbst auf diese Weise als eine nicht-historische Wissenschaft (vgl. Morpurgo Davies 1998, 198f.).

Dass die beiden Axiome damit enger zusammenhängen als es die Bedeutung dieses Begriffes zulässt, artikuliert Müller selbst, wenn er schreibt: „These two axioms are, in reality, but one“ (1862, 74). Die Kriterien seines Axiombegriffes legt er nicht offen, doch dürfte der ‚klassische‘ Axiombegriff der Philosophie gemeint sein, mit dem selbstevidente oder konventionell akzeptierte und daher als *notwendig wahr* betrachtete Aussagen bezeichnet werden, die keines Beweises bedürfen beziehungsweise nicht bewiesen werden können. Wir werden auf den Axiombegriff im Kapitel zu James C. Clough zurückkommen, der den müllerschen Axiomen als Erster vehement widerspricht und doch ebenso begrifflich vage, wenn auch methodisch etwas anders gewonnene, „Gegenaxiome“ aufstellt, was uns eine detailliertere Auseinandersetzung mit dem Begriff erleichtert. Uns bleibt an dieser Stelle hervorzuheben, dass Müllers „Axiome“ keineswegs nur zwei Seiten derselben Medaille darstellen, sondern auf eine nicht kontingente,

zirkuläre Argumentation verweisen, die im Zitat oben vielleicht am deutlichsten hervorscheint: Grammatiken sind niemals gemischt, deshalb sind sie Kern und Wesen der Sprache und relevantes Kriterium bei der Verwandtschaftsbestimmung, und deshalb gibt es für die Sprachwissenschaft keine grammatisch gemischten Sprachen. Die erste Aussage ist die Bedingung für das erste Axiom und ist identisch mit dem zweiten Axiom. Rhetorisch hat Müller das organistische Sprachbild zwar verworfen, über dessen mythisch-romantischen Wurzeln und die epistemischen Konsequenzen daraus aber kommt er am Ende nicht hinaus – die historische Unbeflecktheit der Grammatik, ihre daraus abgeleitete, eben doch wieder separate Existenz, bis hin zur biologisch-analogen Fortpflanzung der Sprachen und damit letztlich anhaltenden Gültigkeit des Stammbaummodells. Die anvisierte wissenschaftliche Stringenz zwingt Müller (wie schon vor ihm Schleicher) sogar dazu, das Bild radikaler auszulegen als etwa F. Schlegel, Bopp oder J. Grimm das taten: Dort *konnten* die Sprachen sich noch mischen, sie *durften* es nur nicht, um höhere, in der Ideologie der Romantik verankerte Prinzipien zu schützen. Müllers Grammatiken *können* sich nicht mischen, und die einzig sichtbare Begründung dafür ist, wenn man die organistische Theorie verwirft, die Axiomatik der Feststellung selbst. An diesem Punkt werden Müllers Kritiker deshalb zurecht ansetzen.

Mit einem wohlwollenderen Blick könnten wir darin aber eine Art methodisches Postulat sehen, wie es in ähnlicher Form bis heute in der genetischen Linguistik eine Rolle spielt: (Grammatisch) gemischte Sprachen sind aus den genealogischen Forschungen der Sprachwissenschaft *methodisch* auszuklamern, nicht weil die empirische Existenz von grammatischer Sprachmischung völlig abwegig wäre, sondern weil diese genealogischen Forschungen auch dann in ihren Resultaten überzeugen, wenn es in den Theoremen und Modellen, auf denen sie fußen, keinen Platz für grammatische Sprachmischung gibt. Dafür spräche zum Beispiel Müllers exakte Formulierung: „[I]t follows, therefore, as a matter of course, that in the classification and in the science of language, it is impossible to admit the existence of a mixed idiom“ (1862, 77). Sicher ist in Retrospektive aber, dass Müllers Negation gerade durch die prägnante und szientifisch-seriöse Form des Axioms als Herausforderung aufgegriffen wurde, empirische Belege auch für die grammatische Sprachmischung zusammenzutragen. Ihr kommt damit eine bedeutende, dialektisch-embematische Funktion bei der Konstitution des Sprachkontaktparadigmas zu, die zum Beispiel auch in Thomason und Kaufmans für die Kontaktlinguistik epochemachender Monografie *Language Contact, Creolization and Genetic Linguistics* hervorscheint, wenn die Autoren gleich zu Beginn ihres ersten Kapitels die müllersche Sentenz „Es gibt keine Mischsprache“ mit Schuchardts mehr als zwei Jahrzehnte später erschienener Reaktion „Es gibt keine völlig ungemischte Sprache“ kontrastieren (Thomason und Kaufman 1988, 1).

Abschließend zeigt Müller noch eine Grenze der von ihm projektierten Sprachwissenschaft auf: Wesentliche Bedingung für eine genealogische Klassifikation ist nämlich, dass eine gegebene Sprache überhaupt das aufweist, was in der Sprachwissenschaft als Grammatik interpretiert wird – und hier wird freilich vor allem die Morphologie zum Trennstein. Je reicher der morphologische Apparat einer Sprache ist, umso sicherer lassen sich ihre genealogischen Relationen bestimmen. Was aber ist mit Sprachen wie dem (Alt-)Chinesischen, die keine Grammatik in diesem Sinne aufweisen?

In these languages new principles of classification will have to be applied, such as are suggested by the study of natural history; and we shall have to be satisfied with the criteria of a morphological affinity, instead of those of a genealogical relationship. (1862, 78)

Konsequent wird auch hier ein Modell aus den physischen Wissenschaften herangezogen: Eine typologische Klassifizierung soll dann die genealogische ersetzen. Wie sehr damit noch einmal die Axiomatik der vorangegangenen Festlegungen unterlaufen wird, das thematisiert Müller nicht.

Was von Müllers *Lectures on the Science of Language* bleibt, ist der Eindruck einer eloquenten und bildreichen, theoretisierenden, aber oft nicht ins Detail explizierten, nicht genügend empirisch abgesicherten und manchmal auch schlichtweg ideologischen Darstellung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft in der beginnenden zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit einem unverkennbar deutschen Einschlag. Den empiristischen Anspruch an die Sprachwissenschaft, wie Müller ihn in der sechsten Vorlesung formuliert – „But the science of language has nothing to do with mere theories, whether conceivable or not. It collects facts, and its only object is to account for these facts, as far as possible“ (1862, 220) – kann er selbst nur selten einlösen. In ihrer theoretischen Essenz sind die *Lectures* ein unsicherer, oft doppelsinniger Übergang von den Vorstellungen der ersten zu denen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei das Standbein kaum einmal die konservative Seite verlässt. Der für die Sprachwissenschaft der ersten Dekaden so wegweisende Organizismus wird zwar als mythisch verworfen und progressiv die wissenschaftliche Stringenz unter Rekurs etwa auf Bilder aus der Geologie oder auf den Axiombegriff aus der Logik herzustellen versucht. Doch alle diese Versuche bleiben halbherzig, denn in der Sache verharret auch Müllers Sprachbegriff in den überlieferten Analogien zu den Naturorganismen (epistemisch separate Einheiten, von den Sprechern weitgehend autonom, organisierbar in einem Stammbaum etc.). Die von der zweiten Hälfte des Jahrhunderts herüberscheinende, innovative darwinsche Evolutionslehre weist Müller energisch zurück, übernimmt aber dann doch ihr Vokabular und ihre Konzepte sowie (zumindest teilweise) ihr vielleicht wichtigstes Denkelement: die aktualistische Deutung historischen Wandels.

Müller schwankt zwischen Innovation und Restauration, wobei das Erstere oft nur rhetorisch hergestellt wird und das Letztere unterm Strich immer zu überwiegen scheint. Das Axiom von der Grammatik als Kern der Sprache ist ebenso wie die hergeleitete Position der Sprachwissenschaft unter den Naturwissenschaften höchstens in Müllers Formulierung innovativ, der axiomatische Ausschluss der Mischsprachen gleichfalls nur eine konsequente Weiterführung der Annahmen F. Schlegels, Bopps oder Schleichers: Wenn Sprache eine Existenz unabhängig von den Sprechern hat und Grammatik ihr unveränderlicher Kern ist (Axiom 1), auf den die klassifizierende Sprachwissenschaft aus diesem Grund baut, dann ist die Unmischbarkeit der Grammatik (Axiom 2) schon in der ersten Annahme, die wir mindestens bis zu Schlegel zurückverfolgen können, vollständig enthalten.

Müllers Stärke liegt am Ende mehr in der Präsentation als im Theoretisieren. Die *Lectures* sind ein populärwissenschaftliches Werk, im positiven wie im negativen Sinn, das mehr als alle anderen Schriften dieses Autors zu dessen erheblicher Popularität schon zu Lebzeiten beigetragen hat. Müllers Ruf als allgemeiner Sprachwissenschaftler, und insbesondere als Theoretiker, ist hingegen schon damals umstritten. Die vielleicht ausführlichste, substantielle Kritik kommt aus Yale, von William Dwight Whitney, der sich über Jahrzehnte einen Schlagabtausch mit Müller liefert, welcher nach anfänglichem Wohlwollen Züge einer Intimfeindschaft bekommen und letztlich beiden Seiten nicht nur akademisch relevante Beiträge entlocken sollte.²⁴⁸ Wie wir sehen werden, ist es aber Whitneys Sprachtheorie, die den entscheidenden

²⁴⁸ Kurz erwähnt sei aber auch eine ähnlich harsche Kritik seitens des Philosophen Fritz Mauthner an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Im ersten Band seiner *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* (1901–1902) schreibt Mauthner: „Max Müller war kein Denker. Nur ein eleganter Gelehrter. Immer unzureichend, wo es sich um erkenntnis-theoretische Fragen handelte; trotz seiner Beschäftigung mit Kant. ‚Alles wahre Wissen beruht auf Klassifikation‘ und ‚Jede Wissenschaft muß in ihren eigenen Grenzen bleiben‘. Solche Kollegienheftweisheit liest man in seiner ‚Einleitung i. d. vgl. Religionswissenschaft‘ [...], wo doch, als auf Grenzgebieten verschiedener Disziplinen, von Klassifikation am wenigsten die Rede sein sollte. Sein ‚Denken im Lichte der Sprache‘ ist, wo er nicht durch sein Sanskritwissen zu Dank verpflichtet, noch reicher an Banalität und Schlimmerem. In der Vorrede gesteht er ein, daß ihm Orden und Titel ein starker Antrieb waren, mit Orden und Titeln belohnte Werke zu schaffen. So konnte ihm niemals der sprachkritische Gedanke kommen: das Denken sei ebenso elend wie die Sprache. Er war Engländer genug geworden, um seine geliebte Sprachwissenschaft mit einer ‚vernünftigen‘ Theologie zu versöhnen und so lehrt er: die Sprache ist ebenso göttlich wie das Denken. Halb-göttlich wenigstens. Darum ist ein so großer Teil des Buchs der Polemik gegen den Darwinismus, gegen die Artgleichheit von Mensch und Tier gewidmet. Darum die Deklamationen gegen die Entwicklungslehre. Schlimme Tiraden wie: ‚Sprache ist unser Rubicon;

Schlüssel für das Thema dieser Arbeit liefern wird. Sie ist in vielen Belangen eine explizit anti-müllersche und ebenso eine anti-schleichersche Theorie, was noch einmal auf die, trotz aller Rhetorik, große Schnittmenge zwischen Müller und Schleicher verweist und beide, Müller und Schleicher, zu dialektisch wegweisenden Impulsen der whitneyschen Sprachtheorie macht. Es ist in der Tat fraglich, ob Whitney die gleichen Gedanken in derselben theoretischen Prägnanz zu Papier gebracht, und ob es dann eine Konstitution des Sprachkontaktparadigmas im Sinne dieser Arbeit gegeben hätte, wenn kein Müller und kein Schleicher als dialektische Gegenüber dagewesen wären. Auch in unserem Kapitel zu Whitney werden Müller und Schleicher deshalb noch einmal eine wichtige Rolle spielen. Eine bei weitem zurückhaltendere Kritik an Müllers sogenanntem „Axiom“ von der Unmischbarkeit der Grammatik kommt allerdings zunächst von dem Briten Clough, um den es im übernächsten Abschnitt gehen soll. Zuvor müssen wir uns aber noch einem anderen Beitrag widmen, der wiederum im Einflussbereich Whitneys entstanden ist und einen wichtigen Teilbereich der späteren Kontaktlinguistik theoretisch fundiert: die Kreolistik.

4.5 Addison Van Name

Primärtext: 1869–70, „Contributions to Creole Grammar“.

Die Konstitution des Sprachkontaktparadigmas lässt sich als vordergründig theoretisch ausgerichteter Diskurs in der Sprachwissenschaft über weite Strecken durchaus chronologisch rekonstruieren, weshalb in diesem Kapitel auch eine entsprechende Ordnung zur Darstellung der einzelnen Positionen und Diskursschritte favorisiert wurde. So haben wir verfolgen können, wie in der ersten Generation der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (Friedrich Schlegel, Franz Bopp, Rasmus Christian Rask, Jacob Grimm) ein vergleichs-

und kein Tier wird es wagen, ihn zu überschreiten“ (S. 162). Wie viel Humor in dem einen kleinen Satze! Und seine Komik wird noch überboten, wenn Müller (S. 49) ganz richtig sagt, der Franzose habe kein Wort für ‚stehen‘, wohl aber den Begriff ‚stehen‘, dann aber weise hinzufügt, ‚zumal wenn er das lateinische stare kennt‘. Sonst fällt er also um. Max Müller war kein Denker; sein Buch versucht es gar nicht, die Begriffe Sprache und Denken zu analysieren; über den alten Plunder, daß Sprechen und Denken untrennbar seien, kommt er eigentlich nicht hinaus“ (Mauthner 1906a, 183f.). – Trotz dieses bissigen Tones ist Mauthners Kritik aber nicht Selbstzweck: „Wie viel ich dem Gelehrten Max Müller schulde, trotz meinem unziemlichen Lachen, mag der II. Band zeigen“ (ebd., 184) – dies ist der Band *Zur Sprachwissenschaft* (Mauthner 1906b).

weise neuer und kohärenter methodisch-theoretischer Apparat geschaffen und verfeinert wurde, wie in der zweiten Generation (August Schleicher, Max Müller) manches, das bis dahin noch zu vage oder implizit geblieben war, als konkrete Modelle (Stammbaum) oder konsequente Postulate (Sprachen als Naturorganismen und die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft, Unmischbarkeit der Sprachen) ausbuchstabiert wurde, und wie das historisch-vergleichende Paradigma sich auf diese Weise von jenem der traditionellen Philologien emanzipieren konnte. Im Resultat meint *Sprachwissenschaft* in der Mitte des 19. Jahrhunderts *historisch-vergleichende Sprachwissenschaft* unter den von Schlegel bis zu Schleicher entwickelten theoretisch-methodischen Maßgaben.

Die 1860er und 1870er Jahre markieren nun einen Wendepunkt. Das historisch-vergleichende Paradigma gerät in eine Krise, die allerdings sehr produktiv in die sprachwissenschaftliche Theoriebildung hineinwirkt. Ein wichtiger Kristallisationspunkt ist dabei die Negierung beziehungsweise Denaturalisierung von grammatischer Mischung, die freilich nur aus einer viel grundlegenderen, nun ebenfalls zunehmend problematisch erscheinenden Annahme deduziert ist: dem sprecherunabhängigen Wirken der Sprache und der daraus begründeten Position der Sprachwissenschaft im Kreis der Naturwissenschaften. Die Sprache ist, mit anderen Worten, *entmenschlicht* und die Sprachmischung aus dieser Entmenschlichung heraus *denaturalisiert*. Die Krise zeigt sich zum Beispiel darin, dass, wie auch Hans Arens hervorhebt, sogar in Deutschland um 1870 kein Sprachforscher mehr die Sprachwissenschaft als Naturwissenschaft bezeichnet, sondern vielmehr weitgehend Konsens darüber besteht, „daß die Linguistik eine Kultur- (Geistes-, Geschichts-) Wissenschaft sei“ (Arens 1955, 277). Aus dieser Krise wird bis zum Ende der 1870er Jahre ein alternatives Paradigma hervorgehen, zwischen dessen Rändern, und analog abgeleitet aus grundsätzlichen Annahmen über das Wesen der Sprache, sich auch das zu formieren beginnt, was in dieser Arbeit als *Sprachkontaktparadigma* bezeichnet wird.

Die entscheidenden Impulse kommen bezeichnenderweise nicht aus Deutschland, sondern aus dem anglophonen und dem romanophonen Raum, insbesondere aus den USA. Die beiden Beiträge, um die es in diesem und im nächsten Unterkapitel geht, bringen eine spürbare Dynamik und neue Polemik in den theoretischen Diskurs ein, wie sie vielleicht typisch für solche Paradigmenkrisen sind, auch wenn sie die für die Krise ursächlichen Probleme noch nicht lösen, vielleicht noch nicht einmal benennen können. Diametral entgegengesetzt zu Bopps und Schleichers Ablehnung einer für das Sprachleben relevanten Rolle des Sprachkontaktes und Müllers Axiom von der Unmischbarkeit sprachlicher Strukturen widmen sich der US-Amerikaner Addison Van Name und der Brite James C. Clough aber der Beschreibung und ansatzweise auch schon Theoretisierung von Sprachen, die ihre Existenz

nichts anderem verdanken als konkreten, intensiven Kontaktsituationen, und die sich mitunter auch durch profunde grammatische Mischung auszeichnen. Was sie im selben Moment nicht leisten, ist eine neue allgemeine Sprachtheorie vorzulegen oder eindeutig zu rezipieren, die diese Phänomene *grundsätzlich* anders einordnen würde als das die europäische, vornehmlich deutsche Sprachtheorie bislang getan hat. Hier steht man vor der Aufgabe, die *denaturalisierte* grammatische Mischung auf eine schlüssige Weise zu *renaturalisieren* – und das bedeutet nicht weniger, als zu einem grundlegend anderen Bild über das Wesen der Sprache zu gelangen. Der wichtigste Knotenpunkt, der diese beiden Beiträge mit dem allgemeinen sprachtheoretischen Diskurs verbindet, ist der Amerikaner William D. Whitney, der mit verschiedenen ab 1867, maßgeblich aber in den 1870er Jahren publizierten Beiträgen eben dieses Desiderat einlöst, und mit dem wir uns deshalb im Anschluss ausführlich beschäftigen werden.

Van Names „Contributions to Creole Grammar“ befasst sich als erste Studie systematisch-vergleichend und theoretisch mit einer Gruppe von Sprachen, die von der europäischen Sprachwissenschaft beziehungsweise Philologie bis dahin weitestgehend ignoriert wurde.²⁴⁹ Es handelt sich um Sprachen, oder für den Moment neutraler ausgedrückt *Varietäten*,²⁵⁰ die sich in den europäischen Kolonien der Neuen Welt unter recht eigenwilligen Bedingungen im Kontakt mit den importierten Kolonialsprachen entwickelt haben und oft neben diesen gesprochen werden. Van Name hat mehrere karibisch-kreolische Varietäten auf der Basis verschiedener europäischer Kolonialsprachen im Blick, sein Text zielt auf die Darstellung einer analogen Genese und gemeinsamen Struktur dieser Varietäten. Damit gilt dieser zu Recht als die eigentliche Gründerschrift der

²⁴⁹ Baker und Mühlhäusler (2007) resümieren die Geschichte des Begriffes *Kreol* und der kreolischen Linguistik. Danach datiert die erste Anwendung von *Kreol* auf eine Sprachform auf das Jahr 1685 und ist die erste vergleichende Arbeit zu den Kreolsprachen in William Greenfields „A Defence of the Surinam Negro-English Version of the New Testament“ aus dem Jahr 1830 zu sehen (abgedr. in Holm und Michaelis 2009b). Greenfields knappe Verteidigung fasst in der Tat mehrere Kreols in den Blick, vergleicht aber nicht systematisch. Insgesamt unterbewerten Baker und Mühlhäusler in ihrem Beitrag die Rolle Van Names, insbesondere indem sie Hugo Schuchardt einige Erkenntnisse zuschreiben, die schon in Van Names Beitrag hervorscheinen, wie z.B. die Konzepte des Kreolkontinuums und der Dekreolisierung. Vgl. [Kap 4.9](#).

²⁵⁰ Im Sinne von Chambers und Trudgill (1998, 5): „We shall use ‘variety’ as a neutral term to apply to any particular kind of language which we wish, for some purpose, to consider as a single entity.“

Kreolistik,²⁵¹ also jenes Zweiges der Kontaktlinguistik, der sich heute mit den Charakteristika von sogenannten Pidgin- und Kreolsprachen befasst. Die Fachgeschichtsschreibung widmet sich Van Name nicht immer mit der nötigen Ausführlichkeit²⁵² (mehr als nur eine Randnotiz halten aber z.B. Ludwig 2003; Hancock und Deumert 2004; und Holm 2004a bereit), dabei sind Timing und Kontext seiner Studie, der Umgang mit dem Thema und nicht zuletzt Umfang und Prägnanz der angestellten Erörterungen höchst bemerkenswert und verdienen, gerade auch mit Blick auf unsere Fragestellung, eine genaue Analyse.

Zwar ist die große Mehrheit der Pidgin- und Kreolsprachen im Kontext des europäischen Kolonialismus entstanden, doch wurde schon früh vermutet, und darf heute als wahrscheinlich gelten, dass die involvierten Prozesse allgemeinerer Natur sind, mithin auch schon in anderen Epochen ähnliche Resultate hervorgebracht haben und möglicherweise auch bei der Ausprägung mancher europäischer Sprachen (insbesondere Englisch und der romanischen Sprachen) eine Rolle gespielt haben.²⁵³ Bereits im Mittelalter dokumentiert waren zum Beispiel ein pidginisiertes Arabisch und die auf romanischer Grundlage ausgebildete Lin-

251 Unter dem v.a. theoretisch-historiografischen Blickwinkel der vorliegenden Arbeit ist ein Begriff wie *Kreolistik* freilich enger zu fassen als unter einer auch oder ausschließlich deskriptiven Perspektive. Beschreibungen einzelner Kreolsprachen, auch mit Gespür für die Besonderheiten dieser Sprachen, gab es schon deutlich vor Van Names „Contributions“, etwa J.M. Magens’ *Grammatica over det Creolske Sprog* der damals dänischen Jungferninseln aus dem Jahr 1770 oder E. Tezas Abhandlung zum Papiamentu von 1863. Holm und Michaelis (2009a) sowie Krämer (2014a, 2014b) edieren und kommentieren auch die Anfänge der deskriptiven Kreolforschung und verstehen folglich auch diese Autoren schon als Kreolisten (kritisch dazu Krämer 2014b, 5 ff.). Eine ergänzende Übersicht über Vorarbeiten zu den kreolischen Sprachen gibt es z.B. auch bei Coelho (1881). Gute Einführungen in das Themengebiet sind z.B. Holm (1988, 2004a) und rezent Velupillai (2015). Die Rezeptionsgeschichte resümiert, mit Fokus auf die romanischbasierten Kreolsprachen, Ludwig (2003).

252 Typisch ist z.B. ein Umgang wie in Bartens (2013, 73), die in Van Name eine erste komparative Analyse, aber v.a. in Schuchardts quantitativ überwältigender Leistung die eigentlichen Anfänge der (komparativen) Kreolistik sieht: „It seems warranted to say that creole languages became the subject of scientific enquiry only during the second half of the 1800s. Addison Van Name’s *Contributions to Creole Grammar* (1869–1870) draws on earlier descriptions and work with informants and constitutes the first comparative study. One of the pioneers of comparative Creole studies, the German-Austrian Hugo Schuchardt, published approximately 700 pages on creole languages, most of them during the 1890s.“

253 Für eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Theoretisierungsansätze zu Kreol, Kreolisierung und Kreolität sowie der entsprechenden Diskurse in den letzten Jahrzehnten ist hier freilich kein Raum; zentrale Orientierungsmarken sind aber z.B. Hall (1966), Bickerton (1981), Mühlhäusler (1986), Thomason und Kaufman (1988), Chauden-

gua franca des Mittelmeerraumes (Holm 2004a, 15); Letztere galt, wie wir in [Kapitel 3.5](#) gesehen haben, auch schon Gottfried Wilhelm Leibniz (beziehungsweise dessen Figur Theophilus) als Beleg für die Universalität der Sprachmischung im Kulturkontakt. Erste Dokumentationen einzelner Kreolvarietäten der europäischen Kolonialsprachen liegen im 17. Jahrhundert vor (1671 Frankokreol auf Martinique, 1692 Malayo-Portugiesisch in Ostindien, Holm 2004a, 17), umfassende Studien, Grammatiken und Wörterbücher dann ab dem 18. Jahrhundert (J.M. Magens 1770 und Ch. Oldendorp 1777 zum Negerhollands, C.L. Schumann 1778 zum Saramaccaans und 1783 zum Sranan; dazu z.B. Holm 2004a, 18 ff.; Holm und Michaelis 2009b). Ihr Erscheinen mag auf eine gewisse Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit diesen Sprachen im kolonialen Tagesgeschäft schließen lassen (viele Texte stammen zum Beispiel aus dem Missionskontext), zeugt aber auch von einem Perspektivwechsel in Bezug auf ihre linguistische Bewertung. Die augenfälligen Übereinstimmungen und oft andauernde Koexistenz mit den Kolonialsprachen hat dazu geführt, dass die Kreols lange Zeit als korrumpierte, inferiore Varianten derselben verstanden wurden, davon zeugen zum Beispiel Fremdbezeichnungen wie „broken English“, „Bastard Portuguese“, „Nigger French“ (Holm 2004a, 1), aber auch von den Sprechergemeinschaften aufgegriffene und in die linguistische Nomenklatur übernommene Denominationen wie „Chabacano“ (Sp. ‚plump, grob, vulgär‘).²⁵⁴ „Der historisch erste Schritt der Reflexion über die Kreolsprachen ist ihre Wahrnehmung als

son (1992), McWhorter (2000; 2005), Mufwene (2000; 2001), DeGraff (2003; 2005), Ansaldo, Matthews und Lim (2007), sowie Bakker et al. (2011, 2017); vgl. auch die Reprints in Holm und Michaelis (2009a).

²⁵⁴ Vgl. auch Mühlhäuslers (1986, 25ff.) Schau auf Kommentare und Ansichten von Reisenden und Kolonialpersonal zu den Kreolsprachen als ‚Karikaturen‘ der europäischen Sprachen. Für die vermeintliche Einfachheit der kreolischen Sprachsysteme – verstanden als ursprüngliche Natürlichkeit frei von intellektueller Kultivierung und Verzerrung – ist später aber auch immer wieder offene Bewunderung ausgedrückt worden. DeGraff (2001, 215f., Hervorh. i. Orig.) zitiert (in eigener Übersetzung) z.B. Alfred de Saint-Quentin (1872): „[Creole grammar] is, therefore, a spontaneous product of the human mind, freed from any kind of intellectual culture. [...] [W]hen one studies its structure, one is so very surprised, so very charmed by its rigor and simplicity that one wonders if the creative genius of the most knowledgeable linguists would have been able to give birth to anything that so completely reaches its goal, that imposes so little strain on memory and that calls for so little effort from those with limited intelligence. An in-depth analysis has convinced me of something that seems paradoxical. Namely: if one wanted to create ab ovo an all-purpose language that would allow, after only a few days of study, a clear and consistent exchange of simple ideas, one would not be able to adopt more logical and more productive structures than those found in Creole grammar“; und Lucien Adam (1883): „[Cayenne Creole] grammar [...] is nothing but the grammar that is common to the languages of Guinée. The latter we can call langues *naturelles* as opposed to langues *cultivées*. For the

besondere Sprache beziehungsweise als von der offiziellen Verwaltungssprache geschiedene Sprachform“, bemerkt Ludwig (2003, 298) richtig; die Dokumentation und Beschreibung im europäischen Grammatikmodell sind nächste Schritte und verweisen auf ein verändertes Verständnis als autonome linguistische Systeme.²⁵⁵ Van Names analytisch-komparativer Beitrag eröffnet eine neue Dimension der Reflexion, indem er zeigt, dass sich die Kreolvarietäten nicht nur durch strukturelle Reduktion, sondern auch durch innovative Rekonstruktion auszeichnen, und das vielfach nach analogen Mustern. Er transferiert damit den Autonomiegedanken auf die Ebene der typologischen Klasse.

Die „Contributions“ bestehen aus einem knapp dreiseitigen theoretischen Abriss zum Wesen und zur Genese der „kreolischen Dialekte“ (1869, 123), auf die vier unterschiedlich lange Darstellungen der grammatischen (inklusive phonologischer) Charakteristika französischer (unter anderem Haiti, Martinique, Guadeloupe), spanischer (Papiamentu), niederländischer (Negerhollands) und englischer (Sranan) Kreolvarietäten folgen. Die Ausführungen zu den französischen Kreolvarietäten nehmen den mit Abstand größten Teil des Aufsatzes ein, die demgegenüber sehr kurzen Betrachtungen zum „Dutch Creole“ und dem „Negro English of Surinam“ dienen explizit nur dem Vergleich (1869, 126). Wie der Titel verrät, geht es dem Autor um eine Grammatik *aller* Kreolsprachen, die damit erstmals als eigener Sprachtyp in Erscheinung treten. Die Stu-

botanist, plants that are *naturelles* are superior to plants that are *cultivées* to the extent that the former are pristine products that are free of intentional adulteration. Likewise, for the linguist, the speech of peoples considered primitive has primacy over the speech of civilized peoples: the former is closer to the sort of grammatical instincts of which children's utterances reveal processes that are simple, logical and fast. [...] [Cayenne Creole] grammar is more *naturelle* than that of Sanskrit, Latin and French. But this grammar did not spontaneously emerge in Guyane; it was imported from Africa.“ McWhorter (2011) beschäftigt sich im Rahmen einer Monografie mit dem Problemfeld der Einfachheit und Komplexität sprachlicher Systeme bzw. mit der, explizit auch auf die Kreolsprachen bezogenen, Frage: „Why do languages undress?“

²⁵⁵ Eine bemerkenswerte ‚Verteidigung‘ der strukturellen Unabhängigkeit der Kreols, in diesem Fall des surinamischen Sranan, haben wir in W. Greenfields „A Defence of the Surinam Negro-English Version of the New Testament“ (1830, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b). Mühlhäusler (1986, 28) fasst Greenfields Argumentation prägnant zusammen: 1. Kreols und ihre Lexifizierer sind nicht untereinander verständlich; 2. Kreols sind gemischte, und damit von den Lexifizierern separat zu fassende Sprachen, so wie auch das Mittelenglische eine Hybridisierung des Angelsächsischen und Normannischen darstellte und seinerzeit deshalb genauso abschätzig betrachtet wurde; 3. eine etymologische Schreibweise kann den Blick auf die Kreols verzerren; 4. Kreols sind nur ‚einfacher‘ in Relation zur Struktur ihrer Lexifizierer, aber sie sind vollständige Sprachsysteme mit gleicher Ausdrucksbreite; 5. Kreols sind das authentische Kommunikationsmedium ihrer Sprecher und können ein Schlüssel zu ihrer Befreiung sein.

die steckt trotz überschaubaren Umfangs das spätere Feld der Kreolistik in seinen wesentlichen Grenzen ab, offeriert Interpretationen, Beispiele, Synthesen, Fragen und Probleme, kurz: einen Kanon oder ein Paradigma, das in den meisten Belangen noch immer verbindlich und aktuell ist.²⁵⁶

Der Text beginnt mit einer scheinbar selbstverständlichen, im Detail, wie wir sehen werden, aber gleichermaßen innovativen wie komplizierten Verortung der Kreolvarietäten:

The Creole dialects which have grown out of different European languages grafted on African stock, though inferior in general interest to even the rudest languages of native growth, are in some respects well worth attention. (1869, 123)

Schauen wir zunächst auf den Begriff *Kreol*: Er dürfte hier durch die Seme [zu den Kolonien gehörig] und [mit afrikanischen Wurzeln] beziehungsweise [im Kontext der Sklaverei entstanden] eingegrenzt sein. In Anwendung auf den Bereich Sprache scheint er etabliert genug, dass Van Name diesen Zusammenhang nicht erläutern muss, und gleichzeitig spezifisch genug, dass er als Eigenname in Großschreibung geführt werden kann.²⁵⁷ Der Terminus führt aber offenbar auch bestimmte Konnotate mit sich, die ein sprachwissenschaftliches Interesse an den so bezeichneten Varietäten bislang verhindert haben. Dazu gehören, so können wir vermuten beziehungsweise vorausgreifen, das Milieu der Sklaven, in dem diese Varietäten entstanden sind, und ihre vermeintlich parasitische, das heißt an die Kolonialsprachen angelehnte, Struktur oder allgemeiner: ihr Mischcharakter. Gegen solche, letztlich anonym bleibenden Konnotate postuliert Van Name zunächst einmal, dass die Kreolvarietäten für sich genommen einen heuristischen Wert haben und sich deshalb auch als Studienobjekte der Sprachwissenschaft empfehlen – im Jahr 1870 eine sehr progressive Einstellung, die heute manchmal zu Unrecht erst mit den späteren Kreolisten Hugo Schuchardt, Francisco Adolfo Coelho und Lucien Adam in Verbindung gebracht wird.²⁵⁸

²⁵⁶ Holm (2004a, 24) trifft diesen Punkt, wenn er schreibt: „[I]ndeed, one is hard put to think of a single recent article that would serve as a better introduction to comparative creole studies“. Warum Meijer und Muysken (1977, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b, 193) hingegen den Beginn der systematischen Kreolforschung (erst) mit Coelho ansetzen, führen sie nicht weiter aus.

²⁵⁷ Die Begriffsgeschichte ist in den letzten Jahren sehr gut aufgearbeitet worden, dazu sei insbesondere auf Ludwig (2003), Stewart (2007a), Baker und Mühlhäusler (2007), Knörr (2009), und Klimenkowa (2017) verwiesen.

²⁵⁸ Exemplarisch für viele andere sieht z.B. Mühlhäusler in Schuchardt den „father of pidgin and creole studies“ (1986, 33), doch diese Einschätzung ist durchaus zu hinterfragen.

Um zu verstehen, wie mit diesen Konnotaten umzugehen ist, damit eine berechtigte Relevanz für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts herausgelesen werden kann, hilft uns eine nochmalige Durchsicht der Perspektiven des historisch-vergleichenden Paradigmas und eine Ableitung der zu erwartenden Konflikte im Umgang mit den Kreolsprachen. Einen interessanten Versuch finden wir zum Beispiel bei Mühlhäusler (1986, 32f.):

Among the opinions widely held by the scholarly establishment of the day were the following:

- 1 that it was possible to reconstruct family trees for languages and to trace back contemporary languages to an original ancestral language;
- 2 the idea of linguistic evolution: highly inflected languages were often regarded as developmentally more advanced;
- 3 that languages change from within, following natural laws: both language mixing and man-made changes were regarded as marginal, and sound changes, in particular, were regarded as mechanical, exceptionless processes;
- 4 scientific treatment is seen as historical.

It is easy to see why pidgins and creoles were not popular within this paradigm. In particular:

- 1 they apparently resulted from convergent (mixture) rather than divergent processes;
- 2 they had few inflectional properties;
- 3 regular sound changes and correspondences were difficult to establish: more frequently than in the case of the older languages studied by the philologist, exceptionless sound laws turn out to be a myth;
- 4 as pidgins and creoles were short-lived, their study must have appeared unlikely to throw any light on the question of an ancestral human language.

Wir werden sehen, dass Van Name behutsam, diplomatisch und auch rhetorisch geschickt mit diesen Konflikten umgeht, was allerdings, und vielleicht wenig überraschend, zu Lasten der theoretischen Innovation und Stringenz geht.

Um absehbaren Bedenken entgegenzuwirken und ein sprachwissenschaftliches Interesse an den Kreolvarietäten wachzurufen, tut Van Name vorderhand dreierlei: Erstens, er identifiziert die Kreols im Modell der genetischen Sprachverwandtschaft als „Dialekte“ – und hier lohnt es sich, die oben zitierte Passage noch einmal wörtlich zu übersetzen –, die *aus* verschiedenen europäischen Sprachen, die *an* einen afrikanischen Stamm verpflanzt wurden, gewachsen sind.

gen. Wir werden uns in [Kap. 4.9](#) ausführlich Schuchardt widmen und dabei auch auf Coelho und Adam zu sprechen kommen.

Wie diese Einordnung begründet ist, dazu kommen wir gleich. Zweitens, er behauptet, dass die Faktoren und Prozesse, die zur Emergenz dieser „Dialekte“ geführt haben, keine der Sprachwissenschaft fremden oder unbekannt sind:

The changes which they have passed through are not essentially different in kind, and hardly greater in extent than those, for instance, which separate the French from the Latin, but from the greater violence of the forces at work they have been far more rapid, and, what constitutes the peculiar interest of the case, the languages from which they have sprung are still living and are spoken side by side with them. Under ordinary conditions these changes proceed at so slow a pace as to become appreciable only at considerable intervals of time, but here two or three generations have sufficed for a complete transformation. (1869, 123)

Damit werden die Kreols rhetorisch näher in den Erfahrungskreis der vornehmlich abendländisch-westlichen, weißen, gebildeten Leserschaft gerückt: Die Kreolwerdung unterscheidet sich weder in der Sache noch im Umfang des Sprachwandels von der Entwicklung anderer, auch europäischer Sprachen. Eine Seite später interpretiert Van Name in einem Nebensatz auch das Englische als „already so thoroughly *creolized* in its grammar“ (1869, 124, Hervorh. i. Orig.). Was die Kreolsprachen (und damit dann wohl auch das Englische) auszeichnet, ist allein ein extrem beschleunigter Sprachwandel, für den später Gründe zu suchen sein werden. Mit dem Verweis auf die im kulturellen Gedächtnis des Westens noch nahe Herausbildung der romanischen Sprachen aus dem Latein kommt erneut ein Topos zur Sprache, den wir schon seit Beginn der Neuzeit im Diskurs um die Sprachmischung kursieren sehen konnten (zum Beispiel bei Dante Alighieri, Flavio Biondo, Joseph Justus Scaliger, J. Grimm und sogar Schleicher) und der sich nun von Van Name über Clough und Whitney auch bis in die aktuelle Kontaktlinguistik und Kreolistik (z. B. bei S. Mufwene) hinein verfolgen lässt. Die außergewöhnliche Geschwindigkeit des Sprachwandels erklärt auch eine weitere Anomalie im Zusammenhang mit den Kreolgesellschaften: die Koexistenz der Kreols mit den Kolonialsprachen – in der von Van Name anvisierten genetischen Deutung also der ‚Sprösslinge‘ oder ‚Tochtersprachen‘ und ihrer ‚Muttersprachen‘. Im zeitgenössischen europäischen Erfahrungshorizont, und deshalb implizit auch im Stammbaummodell, gehören diese Entitäten zu verschiedenen Zeitstufen, in unterschiedliche Epochen.²⁵⁹ Van Name versucht

²⁵⁹ Würde man das Szenario zu Anschauungszwecken nach Europa verlagern, hätte sich dort also das Vulgärlatein innerhalb von zwei oder drei Generationen in das moderne Französische, oder das Angelsächsische in das moderne Englische transformiert, und beide, Ausgangs- und Endpunkt des Wandelprozesses (sowie ggf. Zwischenstufen) würden seitdem nebeneinander fortleben.

damit ansatzweise einzulösen, was zum Beispiel Mühlhäusler (1986, 24) neben dem offensichtlichen soziohistorischen Stigma als Grund für die frühere Marginalisierung der Pidgin- und Kreolsprachen anführt: Es fehlte an einem deskriptiven Modell, das unter anderem mit Variabilität und rapidem Sprachwandel umgehen konnte. Ein solches Modell skizzieren die „Contributions“, und ein historisches Vorbild liefern letztlich die romanischen Sprachen und das Englische. Verbliebene Zweifel an der Relevanz der Kreolvarietäten für die Sprachwissenschaft räumt Van Name aus, indem er sie, drittens, anknüpfend an die bereits erfolgte genetische Einordnung in jenem Sprachmischungsdiskurs identifiziert, mit dem wir uns in den letzten Abschnitten auseinandergesetzt haben, und ihnen unter Verweis auf die noch immer dominante Position in diesem Diskurs genetische Homogenität bescheinigt:

It is scarcely necessary to remark that these languages are not of mixed blood, half African and half European, for languages do not mingle so readily as races. Even in the Creole vocabularies, the proportion of African words is very small. [...] Still more remote must be the influence of African on Creole grammar. (1869, 123f.)

Eine Korrelation von Völker- und Sprachmischung schließt Van Name aus: Den ‚rassischen‘ oder ethnischen Hybriden entspricht auf der Ebene der Ausdrucksformen keine, oder wenigstens keine gleichteilig, gemischte Sprache (halb *A*, halb *B*). Auch die Kreolvarietäten sind deshalb für ihn *keine* Mischsprachen, sondern, im Gegenteil, sogar Evidenz für die Richtigkeit der These: *Nicht einmal sie*, die Ausdrucksformen besonders hybrider Sprechergruppen sind, lassen eine nennenswerte Einmischung afrikanischer Lexik, geschweige denn afrikanischer Grammatik in den europäischen Grundbestand erkennen. Ob Mischsprachen, insbesondere grammatisch gemischte, *prinzipiell* denkbar sind, das bleibt aber offen.

Es lohnt sich, diesem Argumentationsgang noch einmal Schleichers Thesen gegenüberzustellen: Der hatte die Existenz von Mischsprachen resolut verneint; ihm galten aber auch die Sprachen als auf natürliche Weise mit ihren Sprechern verbunden, gewissermaßen den Sprechergemeinschaften *intrinsisch*, und deshalb, anders als manche äußerlichen Merkmale wie die Hautfarbe, als sichere Anzeichen für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse. In Kombination lassen diese beiden Annahmen eigentlich auch gar keine gemischten Rassen oder Ethnien zu, was Van Names Kreolgesellschaften entweder als nicht gemischt oder aber als ethnische Anomalien charakterisieren würde, denen wiederum eine sprachliche Anomalie entsprechen müsste. Andersherum gedacht, müsste nach den schleicherschen Thesen vom positiven Befund einer echten Mischsprache direkt auf eine defektive Transformation und Aneignung

von Sprache und gleichfalls auf ethnische Defektivität geschlossen werden.²⁶⁰ Gegen diese und vergleichbare Interpretationen und Widersprüche verteidigt Van Name die Kreolvarietäten und tut einen ideologisch zwar unauffälligen, aber theoretisch weitreichenden Schritt, indem er Sprache und Ethnie beziehungsweise Rasse, oder allgemeiner gesprochen: Sprache und Sprecher, logisch voneinander entkoppelt.

Unter der postulierten Homogenität lassen sich die Kreolvarietäten damit genetisch eindeutig klassifizieren und ist ein sprachwissenschaftliches Interesse an ihnen auch deshalb gerechtfertigt, *weil* sie sich genetisch unauffällig verhalten. Hybridität wäre im Stammbaummodell der Sprachverwandtschaft gleichbedeutend mit genetischer Abnormalität, die sich aus der Organismus- oder genauer: der Parthenogenese-Analogie leicht herleiten lässt, die diesem Modell zugrunde liegt (vgl. Noonan 2010): Neue Sprachorganismen entstehen im Rahmen dieser Analogie nicht durch Paarung, das heißt sexuelle Fortpflanzung, sondern durch Abspaltung, also auf asexuellem Weg. Wenn sich die „innere Struktur“ (Schlegel 1808, 28) der Kreolsprachen also aus verschiedenen Quellen speisen würde, dann würden sie die Parthenogenese-Analogie eindeutig verletzen. Die Existenz genetisch hybrider Sprachen würde zwar einen fundamentalen Schwachpunkt des Stammbaummodells offenlegen, aber auch die berechtigte Frage aufwerfen, warum das Modell so überaus erfolgreich in der Darstellung der Verwandtschaftsverhältnisse der anderen Sprachen ist.²⁶¹ Diesen komplizierten Weg über eine sprachtheoretische Grundlagendebatte geht Van Name nicht, was aber eine spürbare Unsicherheit in seiner genetischen Einschätzung hinterlässt.

²⁶⁰ Interessant mit Blick auf Van Names Vergleich mit dem Französischen oben ist deshalb Schleichers biologisch-analogische Deutung der Ausbildung der romanischen Sprachen aus dem Latein als „Kreuzung“ (Schleicher 1863, 19f.).

²⁶¹ Das Problem wird erst Ende der 1980er Jahre durch Thomason und Kaufman gelöst, indem sie Kreolsprachen als *eine* Form von Mischsprachen definieren, der Kategorie Mischsprachen eine nicht-genetische Entstehung bescheinigen und sie folglich von der Möglichkeit der genetischen Klassifizierung prinzipiell ausschließen, aber das allgemeine Vorkommen von Mischsprachen als quantitativ wenig relevant beschreiben und damit das Stammbaummodell als primäres Organisationsprinzip retten. In ihren eigenen Worten: „Our major conclusions are these: there are indeed mixed languages, and they include pidgins and creoles but are not confined to them; mixed languages do not fit within the genetic model and therefore cannot be classified genetically at all; but most languages are not mixed, and the traditional family tree of diversification and genetic relationship remains the main reference point of comparative-historical linguistics owing to the fact that it is usually possible (except in relatively rare borderline cases) to distinguish, whose origins are nongenetic, from languages whose development has followed the much more common genetic line“ (Thomason und Kaufman 1988, 3).

Rhetorisch strebt er, das zeigen zum Beispiel die bisher zitierten Textpassagen, eine Klassifizierung in den jeweiligen Zweigen der indoeuropäischen Kolonialsprachen an, also eine Interpretation etwa des Frankokreols als Affiliat des Französischen oder des Papiamentu als Affiliat des Spanischen.²⁶² Nach einer eindeutigen diesbezüglichen Formulierung sucht man jedoch vergeblich. Theoretisch schlüssig kann eine solche Verortung mit den Mitteln des 19. Jahrhunderts im Prinzip auch nur dann gelingen, wenn sie affirmativ im Rahmen einer der beiden Interpretationen genetischer Sprachverwandtschaft ausfällt, die Noonan (2010, 50 f.) als *generational transmission approach* beziehungsweise als *essentialist approach* bezeichnet. Der erste Ansatz attestiert genetische Verwandtschaft beziehungsweise Abstammung dann, wenn eine linguistische Tradition, oder anders ausgedrückt: ein Sprachsystem, in weitgehend identischer Form von einer Sprechergeneration auf die nächste übertragen worden ist. Für den zweiten Ansatz genügt zur Konstatierung genetischer Verwandtschaft schon, dass eine bestimmte Menge von als für das Sprachsystem essentiell verstandenen Elementen (insbesondere morphosyntaktische Formen und Strukturen) weitergegeben worden ist. Die Kreolvarietäten in der Darstellung Van Names scheitern jedoch in beiden Ansätzen an einer genetischen Affiliation mit ihren europäischen Lexifizierern: Weder werden sie, wie wir gleich im Detail sehen werden, als dieselben Sprachen angesehen, die der ersten Generation von Sklaven und dann den kommenden Generationen der kolonialen Sprachgemeinschaft vermittelt wurden, noch befinden sich unter den tatsächlich weitergegebenen Elementen die in der Tradition der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft als wesentlich verstandenen Charakteristika wie Flexion, grammatische Morpheme oder Lautapparat.

Einen schmalen, schon in die Ansätze des 20. Jahrhunderts vorausweisenden Weg, die Kreols als genetische Fortsetzungen der europäischen Kolonialsprachen zu interpretieren, offeriert allerdings eine Bemerkung in einem Nebensatz. In Bezug auf die im französischbasierten Kreol verlorene Pluralflexion stellt Van Name fest, dass „[p]ractly the *spoken* French, **which alone**

²⁶² Vgl. auch Holm (2004a, 26): „Van Name’s position is similar to that of Hall *et al.* (1953), who considered Haitian Creole French to be genetically derived from French rather than from African languages.“ Holms Lesart (ebd.), nach der Van Name (wie etwa Bickerton 1981) für die Kreols verschiedene genetische Affiliationen auf verschiedenen linguistischen Ebenen annimmt, ist hingegen fragwürdig: Wenn bestimmte Elemente des Vokabulars oder Lautapparates afrikanischen Substraten zugeschrieben werden, dann geht es Van Name um die reine Zuordnung oder um typologische Charakteristik, nicht um genetische Zugehörigkeit. Entsprechend werden in den für die genetische Affiliation hauptsächlich bedeutsamen Zonen Morphologie und Syntax keine afrikanischen Einflüsse genannt.

has influenced the Creole, distinguishes the plural by the article *les* when definite, *des* when indefinite“ (1869, 132 f., Hervorh. i. Orig. kursiv, meine Hervorh. fett). Dass die gesprochenen Varietäten der Kolonialsprachen die eigentlichen Agentien in den untersuchten Sprachkontakten sind, ist eine zentrale und für die Zeit alles andere als selbstverständliche Beobachtung mit weitreichenden Konsequenzen auch für die genetische Klassifizierung. Das Beispiel der französischen Pluralflexion zeigt, dass auch in den oralen Varietäten der indoeuropäischen Sprachen nicht alle Eigenschaften enthalten sind, die als grundlegend für ihren genetischen Apparat verstanden werden, und dass der genetische Diskurs deshalb mit mehr Variablen umzugehen hat als angenommen. Zwei dieser Variablen sind die Achse Mündlichkeit-Schriftlichkeit (beziehungsweise die Varianz von Sprache im Allgemeinen) und die Perzeption der Sprecher im Spracherwerb (vgl. Van Name 1869, 139). Die größere Komplexität des Diskurses wirkt wiederum direkt auf die genetische Klassifizierung der Kreolvarietäten zurück: Die Definition dessen, was indoeuropäisch ist, muss weiter gefasst werden; eine Interpretation der Kreols als genetische Fortführungen der Kolonialsprachen, wie auch Van Name sie anzustreben scheint, wird damit greifbar. Vergleichbare Ansätze aus den letzten Jahrzehnten, die die Kreolgenese als fortschreitende oder serielle Abstraktion vorwiegend gesprochener kolonialer Varietäten unter signifikantem Einfluss demografischer, sozialer und anderer Faktoren, aber im Rahmen einer grundsätzlich ‚normalen‘ Sprachweitergabe verstehen, finden wir zum Beispiel bei Chaudenson (1992; 2001), DeGraff (2001; 2003; 2005), Mufwene (2001; 2008) und Ansaldo, Matthews und Lim (2007). Mit seinem Verweis auf die Rolle der Mündlichkeit und den Parallelismus zur Entstehung romanischer Sprachen eröffnet Van Name ebenfalls schon diese Perspektive. Er kann deshalb durchaus, wie zum Beispiel Baker und Mühlhäusler (2007, 87) vorschlagen, als *erster Superstratist* gelten, also als Befürworter jener Theorie zur Entstehung der Kreolsprachen, die eine mehr oder weniger einsträngige, im klassischen Modell der genetischen Sprachverwandtschaft zu verortende Abstammung der Kreolsprachen von ihren (hier europäischen) Lexifizierern annehmen. Die für uns wichtigste Implikation dieser Genesetheorie ist, dass Kreolsprachen als genetische Fortsetzungen ihrer Lexifizierer keine Mischsprachen im engeren Sinne darstellen.

Rhetorisch mag Van Names genetische Verortung der Kreolvarietäten mehr oder weniger überzeugen, theoretisch ist sie aber ein Drahtseilakt und gerät deshalb in manchen Details intransparent und widersprüchlich, was auch die Zurückweisung der Interpretation als Mischsprachen wieder infrage stellen muss. Sprachen, die *aus* europäischen Sprachen, aber *an* einem afrikanischen Stamm entstehen, kann es in den Umgrenzungen des Stammbaummodells eigentlich nicht geben. Die Organismusanalogie wird korrumpiert,

wenn die beteiligten afrikanischen Sprachen als bloßer Nährboden für die europäischen Sprösslinge erhalten und ihr Status als Organismen *sui generis* damit aufgegeben wird. Unsicher ist auch die Identifizierung der Kreols in der vertikalen Hierarchie des Stammbaummodells: Im ersten, einleitenden Satz ist von „Creole dialects“ (1869, 123), *Dialekten* also die Rede, die aus europäischen *Sprachen* erwachsen sind („have grown out of European languages“). Eine Klassifikation als Dialekte, als „Wipfel des Stammbaums“ (Schuchardt 1884, 6) indoeuropäischer Sprachen wäre also denkbar und wird unterstützt durch die folgende, recht konsequent durchgehaltene Bezeichnung als „French Creole“, „Spanish Creole“, „Dutch Creole“ usw.²⁶³ Schon wenige Zeilen später sind aber aus den Dialekten „these languages“ geworden, kreolische *Sprachen* also („It is scarcely necessary to remark that these languages are not of mixed blood“, 1869, 123), beziehungsweise sogar „five dialects of the French Creole and the Spanish“ (1869, 126), was ebenfalls eine Interpretation der Kreols als mit eigenem Diasystem ausgestattete individuelle *Sprachen* und nicht als Dialekte ihrer Lexifizierer nahelegt. Wiederum zwei Seiten später heißt es dann „the Creole of each dialect“ (1869, 128) – nun geht es also um kreolisierte Varianten der europäischen *Dialekte* Französisch, Spanisch usw. Intransparenz und Widersprüchlichkeit haben ihre Ursachen im noch unbetretenen sprachtheoretischen Raum, in dem die Kreolvarietäten beziehungsweise der Prozess der Kreolisierung anzusiedeln sind, und zweifellos auch in der prinzipiellen Unschärfe der Begriffe *Dialekt* und *Sprache*. Eine dritte Ursache ist aber womöglich auch im gesellschaftshistorischen Kontext zu suchen, auf den wir deshalb kurz aufmerksam machen wollen.

Zeit, Ort und Umstände der Publikation sind in mehrfacher Hinsicht für ein Verständnis des Textes bedeutsam. Van Names Aufsatz erscheint 1870 in den ersten „Transactions“ der in Poughkeepsie, New York, frisch formierten *American Philological Association* (seit 2014 *Society of Classical Studies*). Zeitgenössisch fällt die Publikation damit in die Rekonstruktionsphase nach dem Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges 1865. Schon im Januar des letzten Kriegsjahres war der 13. Zusatzartikel zur Verfassung verabschiedet worden, der die Sklaverei auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten offiziell beendete; drei Jahre später, 1868, folgte der 14. Zusatzartikel, der den ehemaligen Sklaven formal Bürgerrechte garantierte. Van Names Beitrag hat 1870 also eine unmittelbare gesellschaftspolitische Relevanz; die Wahl des Themas und möglicherweise auch Aspekte des genetischen Diskurses lassen sich als Akte der

²⁶³ In der Kategorie „dialeto“, in diesem Fall entstanden durch „Korruption“ des Spanischen und Niederländischen, hat wenige Jahre zuvor, 1864, E. Teza auch das Papiamentu Curaçaos beschrieben („Il dialetto currassese“, abgedr. in Krämer 2014a).

Integration auslegen, durch die spezifische, stigmatisierte Varietäten der Sklavengesellschaften auf Augenhöhe mit den europäischen Sprachen gebracht und in den Zuständigkeitsbereich und ins Portfolio der Sprachwissenschaft gerückt werden.

Die Integration kann jedoch keine uneingeschränkte sein: Van Names Anliegen als Philologe ist es sogar vordergründig, die *Besonderheiten* seines Untersuchungsgegenstandes herauszukehren. Dabei teilt die betrachtete Menge sprachlicher Varietäten nicht nur eine spezifische Genese im Kontext von Sklaverei und Kolonialismus, sondern auch linguistische Merkmale, die sie aus der Gesamtheit der Sprachen hervorzuheben scheinen. *Genetisch* mögen die Kreolvarietäten also auf vertrautem Boden stehen, *typologisch* tun sie es jedoch nicht. Der Aufsatz proklamiert eine gemeinsame Grammatik aller Kreolvarietäten, die sich weder aus der postulierten genetischen Abkommenschaft von den europäischen Sprachen noch aus einem Faktor wie der geografischen Nähe (und entsprechenden Entlehnungs- oder Konvergenzprozessen) restlos herleiten lässt. Auf diesem Wege führt er drei essentiell neue (beziehungsweise im Fall des dritten: aus dem Fokus geratene) Aspekte in die linguistische Theorie ein, auf die wir nun nacheinander eingehen wollen:

1. einen eigenen Sprachtyp *Kreol*;
2. einen neuen Prozess des Sprachwandels, der Sprachen dieses Typs hervorbringt: die *Kreolisierung*;
3. ein vor allem *soziohistorisches* Erklärungsmodell für diesen Sprachwandelprozess.

Formal bedeutet die Annahme eines autonomen Sprachtyps, verstanden als individuelle typologische Klasse, dass die darunter gefasste Gruppe von Varietäten eine *hinreichende* Schnittmenge gemeinsamer sprachlicher Strukturen aufweist, die in dieser Kombination bei keiner anderen, nicht zu der Gruppe gehörenden Sprache vorkommt und jede Sprache, die diese Kombination aufweist, eindeutig als Mitglied der Gruppe ausweist. Streng genommen müsste die typologische Klasse deshalb rein synchronisch, das heißt ohne jeglichen Rekurs auf diachronische oder andere außerhalb der unmittelbaren sprachlichen Merkmale liegenden Daten identifizierbar sein. Mit anderen Worten: der Blick in eine deskriptive Grammatik einer zu klassifizierenden Varietät müsste genügen, um die Varietät eindeutig als Mitglied oder Nicht-Mitglied, in unserem Fall als Kreol oder Nicht-Kreol zu identifizieren. Van Name argumentiert in seinem Text freilich noch nicht unter solch strengen formalen Anforderungen, aber er trägt einzelsprachliche Realisierungen unter dem gemeinsamen Dach der *Kreolgrammatik* zusammen, beschreibt damit gewissermaßen die *typologische Kreolität*, und gibt so die Richtung des kreolisti-

schen Diskurses vor, der sich heute durchaus auch diesen Anforderungen stellen muss.²⁶⁴

„[T]he Creole of each dialect approximates to a uniform standard“, so liest sich etwa die grundlegende Idee. Dieser „Standard kreolischer Reinheit“ („standard of Creole purity“), wir können auch sagen: die *Kreolität*, sei dort zu suchen, wo das Kreol sich am weitesten von der Kolonialsprache entfernt hat (Van Name 1869, 128). In dieser Interpretation stecken gleich mehrere Konzepte, die in der späteren Kreolistik aufgegriffen werden: der Prozess der *Kreolisierung* selbst, der in mehreren Stadien abläuft und ein ganzes Spektrum von Varietäten hervorbringt („intermediate forms, representing different stages in the Creole progress“, ebd.), die zusammen mit dem Anfangs- und dem Endprodukt des Prozesses fortbestehen – ein (*Post-*)*Kreolkontinuum* also.²⁶⁵ Aber auch der gegenläufige Prozess der *Dekreolisierung* wird bereits anvisiert, wenn nämlich die weiter koprärente (und prestigereiche) Kolonialsprache ihrerseits den durch abgeschlossene Kreolisierung erreichten „Reinheitsstandard“ des Kreols wieder „korrumpiert“ („Especially the contact with the French, which has never entirely ceased, has been a disturbing influence and a source of corruption“, ebd.). In der Summe zeichnen sich die Kreolszenarien durch ein breiteres Variationsspektrum aus als die Räume jener Sprachen, die auf ein „natürlicheres Wachstum“ („a more natural growth“, 1869, 128) verweisen können. Die Natürlichkeitsmetapher hat hier kaum dieselbe, wertende Bedeutung wie bei Bopp, J. Grimm oder Schleicher, sie ist eher im Zusammenhang mit der besonderen Intensität und Geschwindigkeit der involvierten Sprachwandelprozesse zu deuten und steht damit in der Nähe einer der zentralen Bedeutungen des Markiertheitsbegriffes:²⁶⁶ ‚Unnatürlich‘ meint in Bezug auf die Kreolsprachen also nicht ‚wider die Natur‘, ‚abnorm‘, sondern eher ‚außergewöhnlich‘, ‚markiert‘.

Als abstrakte Form beschreibt Van Name den postulierten Kreolstandard (oder -typ) in seinem „brief outline“ (1869, 128) letztlich nicht, er trägt jedoch eine große Anzahl von Merkmalen der beziehungsweise Entwicklungen zu den einzelnen Kreolvarietäten, insbesondere den französischbasierten, zusammen und stellt diesen häufig eine Aussage zu ihrer Generalität zur Seite. Zwei allge-

²⁶⁴ Hier sei besonders auf McWhorter verwiesen, der diesen formalen Anspruch minutiös einzulösen versucht hat (z.B. 1998, 2000, 2001, 2005; 2007; 2008, 2011). Seine Resultate sind beeindruckend, aber nicht unumstritten (insb. Gil 2001; Ansaldo, Matthews und Lim 2007; vgl. auch Pagel 2010, 2015). Vgl. Kap. 5.3.

²⁶⁵ Die Bezeichnungen *Akrolekt* und *Basilekt* für die Superstratsprache und das Kreol sowie *Mesolekt(e)* für die Zwischenstufe(n) liefern später William A. Stewart (1964) und Derek Bickerton (1975).

²⁶⁶ Zum Verhältnis von Natürlichkeitsbegriff und Markiertheitskonzept vgl. Gadet und Pagel (2019).

meine Charakteristika der Kreolvarietäten schickt er seiner Studie jedoch voran. Das ist zum einen die Tendenz zur Vermeidung von Konsonantenclustern sowie von Konsonanten in finaler Position, die hauptsächlich afrikanischem Einfluss zugeschrieben wird, und zum anderen „[t]he simplification of grammatical structure [...], which is characteristic of the Creole“ (1869, 124). Auch dieses zweite Charakteristikum versucht Van Name zu erklären, und in dieser Erklärung, der wir uns deshalb gleich detailliert widmen müssen, steckt eine weitere, vielleicht die entscheidende Neuerung seines Ansatzes. Zuvor wollen wir aber einige der darunter aufgezählten Kreoleigenschaften zusammentragen, um eine Vorstellung vom postulierten Typ zu bekommen. Ein Abgleich mit analogen Auflistungen in aktuellen Standardtexten der Kreolistik ist problemlos möglich.

Die Beschreibung des involvierten grammatischen Wandels als „Vereinfachung grammatischer Strukturen“, so wird schnell klar, ist zu eindimensional. Denn neben einer den Formenapparat (insbesondere die Flexion) der involvierten europäischen Sprachen reduzierenden, destruktiven Seite der Kreolisierung ist auch eine den Abbau kompensierende, konstruktive Seite erkennbar (1869, 139). So steht zum Beispiel in der Nominalgrammatik dem Verlust des definiten Artikels (beziehungsweise dessen funktionsloser Agglutination an das Nomen) oft die Gewinnung eines postpositiven Artikels aus einem Demonstrativum gegenüber (z. B. Fr. Kr. *là*) (1869, 131) und wird die verlorene Pluralflexion durch die Postposition eines pluralischen Personalpronomens (Sp. Kr./Pap. *nan*) kompensiert (1869, 132 f., 153). Genus ist in den Kreolvarietäten keine grammatische Kategorie mehr; bei Bedarf kann lexikalisch, etwa durch Ergänzung um die Elemente ‚Mann‘/ ‚Frau‘, differenziert werden (1869, 131 f.). Relativpronomina werden oft (wie auch in vielen nicht-kreolischen Sprachen) aus Demonstrativa, und Reflexivpronomina aus einem Lexem mit der Bedeutung ‚Körper‘ (Fr. Kr. *corps*, Sp. Kr./Pap. *curpa*) gewonnen (1869, 139, 155).

Am sichtbarsten sind die dekonstruierenden wie auch die rekonstruierenden Kräfte der Kreolisierung jedoch dort, wo die europäischen Sprachen ihrerseits die flektionalen Strukturen am besten bewahrt haben: in der Verbgrammatik. In den Kreolvarietäten hat das Verb keine Flexionsendungen und ist auf eine einzelne Form reduziert (etymologisch meist eine Partizip-, Infinitiv- oder Indikativform), deren Wahl, so die weitsichtige Analyse von Names, nicht durch funktionale oder andere abstrakte Erwägungen, sondern durch Frequenz und die Perzeption der Sprecher – „by the frequency of its occurrence and the strength of the impression it has made on the ear“ (1869, 139) – motiviert ist. Die Aufgabe der Differenzierung von Person und Numerus fällt in den Kreolvarietäten allein dem Subjekt zu (1869, 139); Tempus (beziehungsweise Aspekt) und Modus werden durch vorangestellte und zum Teil miteinander kombinierbare Auxiliare angezeigt, die ihren Ursprung in Verbformen oder Präpositionen

der europäischen Superstrate und nicht in den afrikanischen Substraten haben: „It is however extremely improbable that while the African element, even in the Creole vocabulary, is so small, a word having such an important *grammatical* use should have been borrowed from this source“ (1869, 144, Hervorh. i. Orig.). Nullmarkiert, in seiner Basisform hingegen zeigt das Verb Präteritum, Perfekt oder Imperativ an (ebd.). Auch im Bereich Syntax erweisen sich die Kreolvarietäten schließlich als „simplified [...] quite as much as in grammatical form“ (1869, 146), der funktionale Zusammenhang beider Reduktionen wird vom Autor ebenso registriert wie, noch einmal, die historische Analogie in der Herausbildung der romanischen Sprachen: „The loss of inflections has narrowed the freedom of position, just as for a similar reason the French order is more rigid than the Latin. Little is in fact left besides position, to determine the relation of words in Creole“ (1869, 146). Die immer präverbale Position des grammatischen Subjekts leitet sich für Van Name daraus ebenso ab wie die Absenz von Inversionstechniken bei der Generierung von Fragesätzen.

Über die zweite wesentliche Innovation von Van Names „Contributions“ sind wir im vorvergangenen Abschnitt ungehörig schnell hinweggegangen: Die Rede ist vom Prozess der *Kreolisierung*. Der Begriff selbst fällt im Aufsatz zwar nicht,²⁶⁷ doch Van Name spricht von „Creole progress“ (1869, 128) und beschreibt damit einen Vorgang, durch den an verschiedenen Orten der Neuen Welt über Zwischenstufen aus den Kolonialsprachen („reine“) Kreolvarietäten mit den von ihm beschriebenen Merkmalen entstanden sind. Erstmals bezeichnet damit eine Ableitung des Begriffes *Kreol* einen Sprachwandelprozess, der vielleicht spezifisch für die besonderen Bedingungen der Kolonialgesellschaften in der Neuen Welt, wissenschaftlich aber in jedem Fall ein unbeschriebenes Blatt ist. Lautgesetze, Analogiebildung, ansatzweise auch Lexikalisierung und Grammatikalisierung sind in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft anerkannte Prozesse, in deren Bahnen sich Sprachen verändern, wachsen oder verfallen. Sie gelten als weitestgehend oder sogar ausschließlich sprachintern motiviert. Dazu kommt eine Handvoll Faktoren, durch die in begrenztem Maße von außen auf das Sprachleben (zum Beispiel auf Umfang und Geschwindigkeit des intern motivierten Wandels) eingewirkt werden kann: Dazu gehören Entlehnungen und Konvergenz im Sprachkontakt oder auch die normierende Rolle von Schrift und Literatur. Aber ein Prozess, der in das „natürliche“ Sprachleben so elementar und gründlich eingreift wie die Kreolisierung, der die europäischen Kolonialsprachen an ganz unterschiedlichen Orten der Welt in ihrer

²⁶⁷ Zur Geschichte und dynamischen Semantik des Begriffes vgl. Stewart (2007b). Baker und Mühlhäusler (2007, 93) zitieren als Erstverwendung von *creolize* und *decreolize* eine Passage aus Bloomfields *Language* (1933, 474).

Gesamtstruktur simplifiziert, den Rückbau durch die Emergenz neuer Formen kompensiert und dabei noch auf einen gemeinsamen strukturellen Nenner bringt, ist in der europäischen (insbesondere in der deutschen) Sprachwissenschaft bislang unbekannt und stellt deshalb für die dortige Sprachtheorie eine immense Herausforderung dar.

Ein solcher Sprachwandelprozess, der das von Van Name postulierte und exemplarisch beschriebene Ergebnis – typologische Kreolität – entstehen lässt, verlangt zudem nach einer schlüssigen Erklärung. Wir wollen kurz die Möglichkeiten durchspielen, die die bislang besprochenen Ansätze der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts bieten: Die Sprachtheorien Schleichers und Müllers, mit denen wir uns zuletzt beschäftigt haben, bieten kaum genügend Spielraum für eine Erklärung des Phänomens – zu sehr wird hier die Rolle des Sprachkontaktes im Sprachwandel beschnitten, zu radikal ist die Verankerung der Sprache und der sie formenden Prozesse im Reich der Natur. Dabei passt der für die Kreols charakteristische Rückbau sprachlicher Strukturen aber grundsätzlich in das zweistufige Geschichtsbild der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, das die zweite, die historische Stufe entlang einer stetigen Verfallskurve definiert. Auch lässt sich der aus dem Rückbau resultierende analytische Sprachbau der Kreols unschwer in Übereinstimmung mit den rassistischen oder nationalistischen Auslegungen der schlegelschen und humboldtschen Typologie bringen: Synthetische Strukturen gelten hier als analytischen prinzipiell überlegen und lassen über die enge Verbindung Sprache-Denken analoge Schlüsse auf den ‚Volksgeist‘ der Sprecher zu. Den Inferioritätstopos vermeidet Van Name jedoch konsequent: Er möchte die Kreols ja als genetisch einwandfreie Transformationen der Kolonialsprachen und damit als legitime und gleichberechtigte Objekte der Sprachwissenschaft verstanden wissen. Der Verfallstopos taucht an einer zentralen Stelle auf, ist aber dort ganz auf die sprachliche Struktur bezogen und frei von jeder Bewertung des Immateriellen, Außersprachlichen: „The process has to be sure been mainly one of decay; the extent of the loss has made some compensation necessary, and we find, if not many new formations, numerous instances of old material put to new uses“ (Van Name 1869, 123).

Bessere Anknüpfungspunkte liefern deshalb insbesondere das humboldtsche und das grimmsche Sprachbild: Wilhelm von Humboldt hatte, wie wir in [Kapitel 3.5](#) gezeigt haben, die Vermischung von Sprachmaterial zwar als Interferenz bei der organischen Entfaltung der Sprachen beschrieben – als universale Interferenz allerdings, die hauptverantwortlich für die Entstehung neuer Sprachen zu sein scheint. Reine Abspaltung ohne Mischung, wie wir sie im Stammbaummodell schematisiert finden, hatte er höchstens als Sonderfall angenommen. Sprachmischung kann deshalb schwerlich den organischen Bau der Sprachen zerstören. Vielmehr assimiliert sich das Material der in der

Mischung quantitativ schwächer repräsentierten Sprache an die Strukturen der stärker repräsentierten und alteriert mithin dessen Organizität, aber es bleibt keine „ganz unorganische Masse zurück“ (Humboldt 1812, 495f.).

Für J. Grimm war die Evolution der Sprachen ein telischer Prozess, der von einem vollkommenen Urzustand höchster formaler Ausprägung hin zu immer größerer Formenarmut und Analytizität, aber auch zu größerer semantischer Eindeutigkeit führte, und der auch bestimmte Resynthetisierungen (auch solche, wie Van Name sie für die Kreolgenese beschreibt) beinhaltete. Von diesem langsamen, dem Sprachleben immanenten Prozess unterschied er den äußerlich herbeigeführten Sprachwandel. Dieser verändert die Sprachen zwar auch entlang der beschriebenen Linien, kann dies aber in ganz anderer Intensität und Geschwindigkeit. Als besonders wirkungsvoller Modus galt Grimm hier die Sprachmischung, bei der durch Zusammenfügung dessen, was nicht zusammengehört und nicht zusammenpasst, die natürliche Verfallskurve stark gebogen, der Verfall beschleunigt wird. Die „rohe verwendung des fremden stoffs“ zwingt den „Sprachgeist“ zur Vernachlässigung der eigenen Formen, deshalb ist die „gewaltsame mischung zweier sprachen [...] widernatürlich und zieht den schnelleren untergang der formen beider nach sich“ (Grimm 1890, 51). Wir hatten (Kap. 4.2) aber auch Grimms Anerkennung *aller* sprachlicher Varietäten, auch der ‚rohen‘ und gemischten, als legitime Objekte sprachwissenschaftlicher Betrachtungen vermerkt, die sich nun selbstverständlich auf die von Van Name beschriebenen Kreolvarietäten übertragen lässt. Auch das romantische Bild von der Sprache als wichtigstem Bindemittel der Nation, das sich deshalb nicht mit anderen Sprachen vermischen *darf*, weil dies zur Auflösung der Nation führen würde, ließe sich von Van Name zur Erklärung nutzen: In einer Spiegelung des Arguments könnte die koloniale Expansion der europäischen Sprachen hin zu Sprechern anderer Sprachen und ‚Nationalitäten‘ auch zur Auflösung dieser Sprachen, etwa durch extensive Mischung führen.

Tatsächlich rekurrieren die von Van Name zur Erklärung der Kreolgenese angeführten Gründe aber kaum auf die naturhistorische beziehungsweise die romantische Tradition. Für relevant und Auskunft gebend hält er gerade *nicht* die Rasse oder Nationalität der Kreolsprecher, sondern, wie die folgende Passage zeigt, die soziokulturellen Begleitumstände der Sprachkontakte. Damit rückt eine Größe in den Vordergrund, die es im 19. Jahrhundert erst wieder neu zu entdecken gilt: die Rolle des Sprechers im Sprachwandel.

The simplification of grammatical structure [...] arises rather from the general conditions of its [= the creole's] growth than from the nationality of those who speak it.

Of the causes which have contributed to the formation of these dialects the chief are: first, the mature age of the slaves, who were brought from Africa at a time of life when the vocal organs are no longer flexible, and

when the intellectual effort necessary for the mastery of a new language is even under the most favorable circumstances very considerable [...]; secondly, the fact that they constituted the great body of the population, the whites being in a minority seldom as large as one-fourth. The language spoken by the first generation of blacks was a broken French or Spanish, as the case might be, which, in the course of time, developed into a well defined Creole. (Van Name 1869, 124)

Das fortgeschrittene Alter der ersten Sklavengeneration sowie die spezifische demografische Situation der Kolonialgesellschaft, in der Weiße eine Minderheit darstellten, verhinderten ein vollständiges Erlernen der Kolonialsprache durch die Sklaven. Am Anfang der Kreolgenese stand deshalb eine notwendig „gebrochene“ Variante der Kolonialsprache, die wir mit großer Sicherheit als das identifizieren können, was in der späteren Kreolistik als *Pidgin/Pidginisierung* eine (in der heutigen Forschung nicht als zwingend notwendig erachtete) Vorstufe der Kreols bezeichnet.²⁶⁸ Mit der Zeit wurde der Strukturverlust durch neue, innovative Anwendungen des ererbten Materials kompensiert und so ein (basilektales) Kreol geschaffen, das sich aus struktureller Sicht hinreichend von der Kolonialsprache abhebt. Van Name registriert in diesem Zusammenhang auch schon die auffällige Abwesenheit von karibischen Kreolvarietäten auf der Basis des Spanischen: „It is a matter of surprise at first view that while the French Creole is so widely spread, in the Spanish islands, Cuba, San Domingo, Porto [sic] Rico, and Margarita, we find no Creole“ – und begründet, seinem Argument entsprechend, demografisch: „but the difference in the relative numbers of the two races, the African and the European, affords a ready explanation; the blacks are here outnumbered by the whites“ (1869, 124).²⁶⁹ Nicht Sprachmischung ist in diesem Kreolisierungsszenario der ausschlaggebende Prozess, sondern Dekonstruktion im unvollständigen Spracherwerb und anschließende Restrukturierung, motiviert durch die Notwendigkeit eines voll funktionstüchtigen Kommunikationsmittels. Die Sprecher treten hier zwar noch nicht als aktiv konstruierende Subjekte in Erscheinung, doch sind es *ihre* Konditionen,

²⁶⁸ Vgl. Holm (2004a, 25), der zeigt, dass der Terminus *pidgeon* in dieser Bedeutung erstmals 1859 im englischsprachigen Raum vorliegt, also wenige Jahre vor Van Names Publikation. Weder der Begriff noch die theoretische Abstufung *Pidgin/Kreol* sind damit Errungenschaften der Kreolistik seit den 1960er Jahren, sondern bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angelegt.

²⁶⁹ Er erkennt aber auch in der Sprachstruktur, genauer im Vokalismus des Spanischen einen die Kreolisierung bremsenden Faktor: Der spanische Vokalismus stehe nämlich dem der afrikanischen Sprachen näher und sei deshalb leichter zu erlernen gewesen als der des Französischen (1869, 125). McWhorter (2000) hat sich später ausführlich mit der Frage nach dem Verbleib der spanischbasierten Kreols befasst.

ihr Umfeld und *ihre* Bedürfnisse, die maßgeblichen Einfluss auf die Sprachentwicklung üben. Die Sprache tritt als Akteur, als das naturhistorische Subjekt, als das insbesondere die deutsche historisch-vergleichende Sprachwissenschaft sie verstanden hat, dafür merklich in den Hintergrund; es bleiben lediglich organische und psychologische Barrieren des Zweitsprachenerwerbs. In der uralten Frage, ob die Sprache mit der Wirklichkeit in einer natürlich-physischen (*physei*) oder in einer durch menschliche Konvention (*thesei*) definierten Beziehung steht, bezieht Van Name in der Nähe des *thesei*-Pols Position und damit in ausdrücklicher Distanz zu den Sprachtheorien etwa Schleichers und Müllers.

Die Gründe für diesen Abstand zu erörtern, hat die Fachgeschichtsschreibung bislang noch zu wenig versucht. Auch wenn Van Name seine Betrachtungen nicht in ein theoretisches Gesamtkonzept integriert, seine Ausführungen deshalb im Detail manchmal zu vage oder widersprüchlich bleiben, das Neue mehr andeuten als es konsequent einlösen (was allerdings, wie wir gesehen haben, genauso für die Anfänge der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, etwa F. Schlegel und Bopp, gilt), scheint doch klar, dass diese Betrachtungen auch nicht in einem theoretischen Vakuum entstehen konnten. Zu Van Names Prägung ist bisher aber kaum etwas geschrieben worden. Seine Anstellung als Bibliothekar an der Universität Yale wurde hervorgehoben und immer wieder repetiert, doch die Bedeutung insbesondere des Ortes nicht erkannt. Holm, dem wir eine der umfangreicheren Exegesen des Textes verdanken, sieht in Van Name dazu einen erfahrenen Philologen mit guten Kenntnissen verschiedener europäischer Sprachen, mit einem „surprisingly good feel for the languages“, jedoch auch einer philologisch naiven Seite (2004a, 24f.). Er hebt ebenso hervor, dass Van Name „grasped the importance of certain social factors in creolization“ (ebd., 26) – doch eine mögliche Quelle dieser um 1870 durchaus nicht gewöhnlichen Argumentation vermag auch er nicht zu benennen.

Wir können Van Names Beitrag durchaus stärker kontextualisieren, mit anderen sprachwissenschaftlichen Perspektiven der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts synchronisieren. Diese Perspektiven lassen sich fassen als, erstens, eine intensivierete Auseinandersetzung mit nichteuropäischen Sprachen sowie mit zum Teil außergewöhnlichen Phänomenen der Sprachmischung außerhalb Europas und, zweitens, eine maßgeblich in den USA und durchaus antithetisch zum deutschen Organizismus geprägte Sprachtheorie, welche die Sprache als *soziale Institution* fasst und damit ganz der Agentivität der Sprecher unterstellt. Den entscheidenden Schlüssel zu dieser Synchronisierung liefern Van Names Anstellung als Bibliothekar in Yale und das Publikationsorgan, in dem die „Contributions“ erscheinen (vgl. Alter 2005, 109). Natürlich bietet ihm die Universitätsbibliothek einen exzellenten Zugriff auf die philologischen Arbeits- und Erkenntnisfelder der Zeit, auch auf existierende Beschreibungen von

Kreolsprachen und sogar den Kontakt mit Kreolsprechern.²⁷⁰ Weit wichtiger ist aber, dass ihn der Ort Yale im intellektuellen Umfeld des dortigen Professors für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft Whitney verortet. Denn Whitneys Sprachtheorie, die in einer Monografie erstmals 1867 vorliegt, markiert den Beginn eines neuen, auf der Sprache als *sozialer* Realität fußenden Paradigmas der Sprachwissenschaft und kann mithin als zentrale Quelle der soziolinguistischen (z.B. Koerner 1995f.) und anderer an diesem Paradigma partizipierenden Teildisziplinen verstanden werden. Als ein Derivat dieser Sprachtheorie wird Whitney 1881 zudem eine erste allgemeine Theorie der Sprachmischung (das heißt des kontaktbedingten Sprachwandels) vorlegen, in die sich wiederum Van Names Abhandlung zu den Kreolsprachen – zwar nicht völlig nahtlos, aber doch ohne prinzipielle Hindernisse – eingliedern lässt. Auch die Publikationsumstände sind in dieser Hinsicht mehr als aussagekräftig: Van Names „Contributions“ erscheinen, wie bereits erwähnt, im Publikationsorgan der *American Philological Association*; Mitinitiator der APA und ihr erster Präsident, auch zum Zeitpunkt der Publikation der „Contributions“, war Whitney.²⁷¹ Zwei unscheinbare Verweise Van Names auf die Notwendigkeit *positiver*, also erfahrbarer, empirischer Befunde für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortgang (1869, 126, 140) können als weiteres Indiz für die Vernetzung mit Whitney (und freilich der anglophonen Philosophie im Allgemeinen) gelesen werden, denn dieser tritt in seinen Texten nachdrücklich für ein positivistisches Wissenschaftsideal ein und konfrontiert dieses, wie wir uns später genauer ansehen werden, mit der aus seiner Sicht tief im Metaphysischen verhafteten deutschen Sprachwissenschaft eines Schleicher oder Müller.

Whitney wird uns erst in [Kapitel 4.8](#) ausführlich beschäftigen, folgen seine prägnantesten und hinsichtlich des Themas dieses Buches wichtigsten Beiträge doch chronologisch auf Van Names Text, auch wenn sie diesen theoretisch unverkennbar stützen. Sozusagen unter Whitneys Augen entsteht mit den „Contributions“ ein frühes kreolistisches Paradigma, das sich retrospektiv

²⁷⁰ In Bezug auf die Kreolsprachen gibt Van Name freimütig, und gleichzeitig realistisch, Auskunft: „At this distance from the field in which the [Creole] languages are spoken, very small addition to the stock of positive knowledge concerning them could be expected, and I have not been successful in all cases in obtaining the material which has been already collected. The more important part of the printed works I have perhaps had, and also in the case of three of the French dialects, the Spanish, and the Dutch Creole, the opportunity of gathering, from one or more individuals who spoke them, new material, so that though necessarily very incomplete the results reached may not be all-together without value“ (1869, 126).

²⁷¹ Zu Entstehung und Zielen der APA sowie Whitneys durchaus gemischten Gefühlen gegenüber diesem Verband siehe Alter (2005, 104–9).

einem frühen Sprachkontaktparadigma zuordnen lässt, dessen Rahmen ebenfalls Whitney in einem Aufsatz 1881 prägt. Dieses frühe Sprachkontaktparadigma integriert sich wiederum in ein größeres, auch maßgeblich von Whitney gestaltetes, wir können vorausschauend sagen *proto-soziolinguistisches* Paradigma, und ist ebenso wie Van Names Artikel ohne dieses im Grunde nicht denkbar (vgl. Kap. 2.3). Bevor wir uns Whitney widmen, müssen aber noch zwei andere Texte besprochen werden, die in den 1870er Jahren, aus einer ganz anderen Richtung kommend, den Diskurs um Sprachmischung und Mischsprachen bereichern.

4.6 Johannes Schmidt

Primärtext: 1872: *Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanischen Sprachen*.

Der Titel des aus dem Blickwinkel dieser Arbeit wichtigsten Textes des Schleicherschülers Johannes Schmidt, *Die Verwandtschaftsverhältnisse der Indogermanischen Sprachen*, lässt vielleicht ein monumentales Kompendium oder Lehrbuch erwarten. Das ist er aber durchaus nicht: Es handelt sich um einen Aufsatz von bescheidenem Umfang, die schriftliche Ausarbeitung eines Vortrages, gehalten in „der sprachwissenschaftlichen section der achtundzwanzigsten philologenversammlung zu Leipzig“ (Schmidt 1872, iii). Der scheinbar beliebige Anlass ist aus historischer Sicht von einigem Interesse: Schmidts Artikel markiert, wie wir sehen werden, einen Wendepunkt in der Theorie über die sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse, denn er legt überzeugend dar, dass das bisher dominierende, maßgeblich von dem 1868 jung verstorbenen August Schleicher geprägte Stammbaummodell im Grunde unhaltbar ist, und stellt eine Alternative vor, die unter dem Begriff des *Wellenmodells* beziehungsweise der *Wellentheorie* Eingang in die Sprachwissenschaftsgeschichte gefunden hat. Ebenfalls zu einem Vortrag auf der genannten „philologenversammlung“ im Mai 1872 in Leipzig erscheint ein anderer deutscher Gelehrter,²⁷² etwa gleichaltrig, der in den 1880er und 1890er Jahren die Mischsprachenforschung ganz

²⁷² Einige Details gibt es in den Erläuterungen der Herausgeber des *Hugo Schuchardt Archivs* zu einem Brief Schuchardts an A.F. Pott: „Die 28. *Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen* vom 22. bis zum 25.05.1872 war die erste im neugegründeten Kaiserreich nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 ([o.A.] 1873). Im Verzeichnis der 920 angemeldeten Besucher findet sich sowohl ‚Schuchardt, Dr., aus Leipzig‘ als auch ‚Pott., Dr. Aug. Friedr., Professor in Halle‘ ([o.A.] 1873: xf.). Schuchardt war auch aktiv präsent mit einem Vortrag ‚Ueber die syntaktischen Modifikationen anlautender

oben auf die sprachwissenschaftliche Agenda setzen wird, aber schon in seiner Dissertation (publiziert zwischen 1866 und 1868) und in einer Probevorlesung, 1870 in Leipzig gehalten, die Kerngedanken von Schmidts Artikel anhand der romanischen Sprachen eruiert und sogar ein beinahe identisches Modell vorgeschlagen hat: Hugo Schuchardt.

Schuchardt und Schmidt begegnen sich auf dieser Konferenz und werden auch darüber hinaus in freundlich-kollegialem Austausch bleiben; auf Betreiben Schmidts wird Schuchardt 1876 seinen Ruf an die Universität Graz erhalten. Die Bedeutung jener Ideen, die Schmidt in seinem Artikel publiziert und um die es in diesem Kapitel gehen wird, zeigt sich vielleicht am eindrucksvollsten im apologetischen Vorwort Schuchardts zu seiner dann im Jahr 1900, also mit dreißig Jahren Verspätung publizierten Leipziger Probevorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“: Er möchte bezeugen, so begründet Schuchardt seine Entscheidung, dass er nicht über Andere, sondern selbstständig zu gewissen Gedanken gelangt ist, die auch für seine späteren Ansichten über die Entwicklung von Sprachen charakteristisch sind. Dessen ungeachtet fallen Schuchardts wichtigste Beiträge das Thema dieses Buches betreffend in die 1880er und 1890er Jahre, deshalb wird in der intendierten, obgleich unmöglich immer ganz präzise durchzuhaltenden chronologischen Ordnung dieser Arbeit Schuchardt erst in diesem Zeitfenster und damit nach Schmidt zu besprechen sein. Dort wird auch die genannte Probevorlesung eingehend betrachtet, wobei ihr Entstehungsjahr 1870 – zwei Jahre vor der „philologenversammlung“ und Schmidts Aufsatz – dabei nicht aus dem Blick geraten soll. Auf Schuchardts und Schmidts gedankliche Parallelen werde ich deshalb auch schon in diesem Kapitel an den entsprechenden Stellen hinweisen.

Schmidts Artikel befasst sich, dem konferenziellen Anlass gemäß, vordergründig mit einem *bestimmten Problem bei* der Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse der indoeuropäischen Sprachen, allerdings einem, das symptomatisch auf ein tiefer liegendes, ja ein Grundproblem des bisherigen Klassifizierungsansatzes verweist und dabei noch einmal die Frage nach der Bedeutung lateraler beziehungsweise horizontaler, also kontaktbedingter Einflüsse in der Diachronie der Sprachen stellt. Er kommt – im Gegensatz zum zuletzt Besprochenen – wieder aus einem genuin indogermanistischen Umfeld und ist auch mit Blick auf die historiografische Perspektive dieses Buches von großem Interesse, weil er zeigt, dass Schleichers fulminantes Erbe auch in der

Consonanten im Mittel- und Süditalienischen‘ ([o. A.] 1873: 208). In den *Verhandlungen* ist jedoch nur eine kurze Zusammenfassung von diesem abgedruckt. Ein Vortrag Potts wird in den *Verhandlungen* nicht erwähnt“ (Mücke 2007, Brief (01-Yi_5_I_S_1221), Fn. 1, Hervorh. i. Orig.).

Indogermanistik als vorläufig wahrgenommen und kritisch reflektiert wurde und nicht lange ohne theoretische Alternativen beziehungsweise Ergänzungen blieb. Schmidt extrahiert das von ihm diskutierte Grundproblem unter einer im historisch-vergleichenden Paradigma legitimen Fragestellung und auf der Grundlage der anerkannten komparativen Methode; er identifiziert die Struktur des schleicherschen Stammbaummodells als dessen Ursache und stellt dem Modell eine einfache, das Grundproblem auflösende Alternative gegenüber, die heute als *Wellentheorie* oder *Wellenmodell* bekannt ist.²⁷³ Schlussendlich wird der Text damit seinem im Titel formulierten Anspruch, die Verwandtschaftsverhältnisse der indoeuropäischen (und in letzter Instanz *aller*) Sprachen zu betreffen, also doch vollauf gerecht.

Das Ziel seiner Untersuchung stellt Schmidt vor als die Überprüfung der „allgemein herrschende[n]“ (1872, 2) Ansicht, nach der

alle europäischen sprachen innerhalb unseres sprachstammes eine engere einheit bilden und sich als solche von den arischen [= indoarischen] sprachen absondern, dass als ausgangspunkt aller späteren sprachdifferenzierungen eine zerteilung in die arische und die europäische grundsprache notwendig erscheint. (1872, 4)

Eine erneute Überprüfung der strukturellen Kohärenz innerhalb der Gruppe der europäischen Sprachen und ihrer (hinreichenden) Divergenz gegenüber der indoarischen Sprachgruppe soll klären, ob die Annahme einer ersten Spaltung der indoeuropäischen Ursprache in eine europäische und eine indoarische „grundsprache“, aus denen alle weiteren Differenzierungen hervorgingen, gerechtfertigt ist, ob, anders gesagt, die aktuelle Modellierung des Stammbau-

²⁷³ Die Begriffe *Theorie* bzw. *Modell* sind hier (und allgemein in den Geisteswissenschaften insbesondere vor dem 20. Jahrhundert) mit Bedacht zu genießen, denn sie meinen nicht unbedingt das, was die moderne Wissenschaftstheorie darunter versteht, nämlich *systematisierte*, wissenschaftlich begründete Aussagen bzw. im Rahmen und im Sinne einer so verstandenen Theorie entworfene, verkürzte Abbildungen der Realität (z.B. Poser 2012). Bisweilen werden diese Termini auch weit über das Tolerierbare hinaus verwendet, worauf ich im Zusammenhang mit dem Herder zugeschriebenen, sogenannten „Kugelmodell“ schon aufmerksam gemacht habe und später auch mit Blick auf G.I. Ascolis sogenannte „Substrattheorie“ noch einmal hinweisen werde. Auf den Punkt gebracht ist es der Aspekt der *kohärenten und kohärenzstiftenden Systematisierung*, der solchen Ansätzen (oder Konzeptionen, oder Hypothesen, oder einfach Ausführungen) meist fehlt, um auf der Ebene einer *Theorie* bzw. eines *Modells* im engeren wissenschaftlichen Sinne zu rangieren. Nicht zu vernachlässigen ist in diesem Zusammenhang auch der – modern bibliometrisch gesprochen – *Impact Factor* auf den wissenschaftlichen Kanon einer Disziplin durch die kontinuierliche Wiederholung solcher oft leider nicht an den Quellen überprüften oder anderweitig kritisch reflektierten Zuschreibungen.

mes der indoeuropäischen Sprachen *beobachtungsadäquat* (und das soll hier der Einfachheit halber auch rekonstruierte Formen beinhalten) ist. Die Versuchsanordnung ist methodisch ebenso einfach wie schlüssig: Als Prüfstein empfehlen sich diejenigen europäischen Sprachen, die an der Grenze der aus der postulierten ersten Spaltung resultierenden Makrosprachräume gesprochen werden. Das sind im Osten die slawischen und baltischen Sprachen – bei Schmidt der damaligen Einordnung entsprechend als „slawolettische“ zusammengefasst – und im Süden das Griechische. Konkret muss herausgefunden werden, ob diese Sprachen, wie es die gegebene Modellierung vorhersagen würde, den anderen europäischen Sprachen, mit denen sie auf derselben Hierarchieebene verwandt sind, strukturell (das heißt auch hier wieder in erster Linie in Phonologie und Morphologie, aber auch im Wortschatz) insgesamt näher stehen als den ihnen zwar geografisch benachbarten, aber nicht auf derselben Hierarchieebene verwandten indoarischen Sprachen. Zu erwarten ist, dass der Faktor *geografische Nähe* (der hier als Platzhalter für *Sprachkontakt* verstanden werden kann) keine Rolle spielt, da strukturelle Nähe und die daraus deduzierte genetische Verwandtschaft in der Schleichers Stammbaum zugrunde liegenden Spaltungstheorie ausschließlich vertikal, aber nicht horizontal, durch Sprachkontakt, verursacht wird. Sollte das aus der Theorie heraus Prognostizierte nicht zutreffen, die „slawolettischen“ Sprachen und das Griechische also größere strukturelle Kongruenz zumindest *auch* zu den benachbarten indoarischen Sprachen aufweisen, dann müssen die internen Verwandtschaftsverhältnisse und postulierten Spaltungsvorgänge im indoeuropäischen Stamm neu bewertet, vielleicht sogar ein völlig neuer theoretischer Ansatz in Betracht gezogen werden.

Der deutlich überwiegende Teil des Aufsatzes gilt nun den vergleichenden grammatischen Analysen sowie, in Form eines extensiven Anhangs, Wortlisten, die das Verhältnis der „slawolettischen Sprachen“ einerseits zum Deutschen (mit dem sie am nächsten verwandt sind; 1872, 9), andererseits zu indoarischen Sprachen, und analog das des Griechischen zum Latein (denen ebenfalls die engste Verwandtschaft zugeschrieben wird; 1872, 19) und zu indoarischen Sprachen bestimmen sollen. Auf sie braucht hier nicht im Einzelnen eingegangen werden, wir wollen uns gleich den Ergebnissen und den daraufhin von Schmidt angeratenen theoretischen Konsequenzen widmen.

Allgemein erweisen sich die aus den Analysen zu schlussfolgernden Nähe- und Verwandtschaftsverhältnisse als weitaus komplexer als es die geläufige, zu überprüfende Modellierung abbildet. Wie erwartet teilen die slawischen Sprachen mit den baltischen und dem Deutschen größere Merkmalsätze, aber es finden sich auch Strukturmerkmale, die sie nur mit den benachbarten iranischen Sprachen, nicht aber mit den europäischen und den indischen, und wieder andere, die sie nur mit den indischen Sprachen, nicht aber mit den europäischen und den iranischen teilen (1872, 15). Parallel zeigt sich im Südosten

Europas das Griechische als „ebenso unzertrennlich mit dem lateinischen wie mit dem arischen verbunden“ (1872, 24) – und in einem Ausblick auf die anderen europäischen Sprachgruppen (ebd., 24 ff.) letztlich jede auf unübersehbare Weise auch eng mit ihren Nachbarn verknüpft. Seit Friedrich Schlegels Pionierarbeit hat die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft zwischen einer „wesentlichen“, das heißt aus gemeinsamer Abstammung resultierenden und sich bis in die „innerste Structur“ ausdehnenden, und einer „zufälligen“, das heißt „aus Einmischung“ resultierenden und nur oberflächlichen Übereinstimmung (Schlegel 1808, 3) unterschieden. Die erdrückende Evidenz in Schmidts Analyse lässt nun den Zufall (in dieser oder einer ganz allgemeinen Bedeutung) als Erklärungsmoment ausscheiden und deutet zweifellos auf eine erhebliche Relevanz geografischer Nachbarschaft bei der Ausbildung ähnlicher Strukturen und damit für die Bestimmung sprachlicher Verwandtschaftsverhältnisse hin:

wir werden anzuerkennen haben, dass die geographisch einander zunächst ligenden sprachen mer mit einander gemein haben als die ferner ligenden, dass also eine continuierliche vermittelung vom indischen durch die eranischen sprachen zum slawischen und von disem zum litauischen führt, dass das slawische mer arische züge enthält als das litauische, das eranische mer slawische züge als das sanskrit. (Schmidt 1872, 15f.)

Überall sehen wir continuierliche übergänge aus einer sprache in die andere, und es lässt sich nicht verkennen, dass die indogermanischen sprachen im ganzen und grossen desto mer an ursprünglichkeit eingebüsst haben, je weiter sie nach westen vorgerückt sind, und je zwei an einander grenzende sprachen immer gewisse nur inen gemeinsame charakterzüge zeigen. (1872, 26)

Umgekehrt ist damit auch die im historisch-vergleichenden Paradigma kanonisierte Vorstellung, es gebe diskrete Grenzen zwischen den einzelnen Stammesbaumsträngen, vom Tisch: „Wie Europa-Asien geographisch keine grenze haben, so schwindet auch die bisher gezogene scharfe demarcationslinie zwischen den arischen und europäischen sprachen“ (1872, 19); „wir sehen überall nur stufenweisen, continuirlichen übergang von Asien nach Europa“ (1872, 24).

Sprachen vermitteln also Strukturen zumindest *auch* horizontal, über geografische Distanzen, das ist das scheinbar eindeutige Ergebnis der Analysen – und der Impuls dazu kommt nicht, wie für Schlegel, Franz Bopp und vor allem Schleicher, aus dem Sprachorganismus selbst, sondern von außen, wie Schmidt für den slawolettischen Wortschatz festhält. Dieser sei, schreibt er (1872, 18), „das organische mittelglied zwischen dem deutschen und arischen, ersterem naturgemäss näher stehend wegen des langdauernden einwirkens des deutschums auf Slawen und Litauer.“ Freilich ist die Mittelstellung des Slawolettischen auch in der Grammatik „unverkennbar“ (ebd.) und muss in letzter Konsequenz als kontaktinduziert interpretiert werden; mit einer expliziten Zuschreibung

der wirkenden Prozesse auf die Ebene der Sprecher beziehungsweise der Sprachgemeinschaft hält er sich an dieser Stelle jedoch zurück.²⁷⁴

Die Konsequenzen des Analyseergebnisses sind in jeder Hinsicht beträchtlich, zunächst einmal für den konkreten zeitgenössischen Entwurf des indoeuropäischen Stammbaumes: Dieser, das war ja der Ausgangspunkt des Aufsatzes, sah eine erste Spaltung der indoeuropäischen Ursprache in eine europäische und eine indoarische Protosprache vor, die sich nun in Anbetracht komplexer Strukturkognate auch über die postulierten Sprachgrenzen hinweg als unhaltbar erweist. Aber auch andere Entwürfe *im selben theoretischen Rahmen* werden mit der Generalisierung der Brückenstellung von Sprachen, von durch horizontalen Transfer geschaffenen strukturell-sprachlichen Übergängen in einem gegebenen geografischen Raum obsolet. Schmidt spielt selbst einige Szenarien durch: zum Beispiel eine nordeuropäische (slawo-balto-germanische) und eine osteuropäisch-asiatische (slawo-balto-indoarische) Protosprache, oder eine erste Spaltung in eine südeuropäische (graeco-italo-keltische) und eine nordeuropäisch-asiatische (slawo-balto-germano-indoarische) Protosprache (1872, 15–17) – kein im Stammbaummodell denkbare Szenario scheint letztlich mit Blick auf das Vorgefundene widerspruchsfrei und mithin als wissenschaftliche Erklärung hinreichend zu sein. Die größere Konsequenz aus Schmidts Analyseergebnissen muss also notwendig eine allgemein-theoretische sein:

Man mag sich also drehen und wenden wie man will, so lange man an der anschauung fest hält, dass die in historischer zeit erscheinenden sprachen durch merfache gabelungen aus der ursprache hervorgegangen seien, d. h. so lange man einen stammbaum der indogermanischen sprachen annimmt, wird man nie dazu gelangen alle die hier in frage stehenden tatsachen wissenschaftlich zu erklären. (1872, 17)

Damit steht nun, überraschend plötzlich und dazu in einem recht unscheinbaren Rahmen, das seit F. Schlegel wohl wichtigste organisierende Prinzip und maßgebliche Ordnungsinstrument der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft auf dem Prüfstand. Schmidts Mentor Schleicher erst hatte dieses Prinzip methodisch harmonisiert und in ein kohärentes, auch visualisierbares Modell gebracht²⁷⁵ – nun spricht für den Eleven vieles dafür, es fallen zu lassen

²⁷⁴ Die Position ist allerdings eindeutig und wird gleich mehrfach wiederholt: „dass das slawolettische weder vom arischen noch vom deutschen losgerissen werden kann, sondern die organische vermittelung beider ist. Diese anerkennniss nötigt uns die grammatik ab, zu ir zwingt uns auch der sprachschatz“ (1872, 17f.).

²⁷⁵ Das meint Schmidt auch, wenn er schreibt (1872, 4), Schleicher habe „mit den mitlern der neueren wissenschaft“ die bereits von Anderen wie J.K. Zeuß oder J. Grimm postulierten Verwandtschaftsverhältnisse stützen können.

und durch ein anderes, adäquateres Modell zu ersetzen.²⁷⁶ Daran lässt sich zunächst ablesen, dass die konzeptuellen Schwachpunkte des Stammbaummodells beziehungsweise der ihm zugrunde liegenden Spaltungstheorie bereits in den 1870er Jahren, ja sogar schon zu Schleichers Lebzeiten in den 1860er Jahren diskutiert wurden; sie offengelegt zu haben ist kein Verdienst der Dialekt- oder Mischsprachenforschung des späten 19. Jahrhunderts, noch weniger der Kontaktlinguistik des 20. Jahrhunderts. Schmidt selbst legt dar, dass sein Befund ganz auf einer Linie liegt mit dem des Keltologen Hermann Ebel, der 1861 in den von Adalbert Kuhn und Schleicher herausgegebenen *Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slawischen Sprachen* für die keltischen eine Mittelstellung zwischen dem germanischen und dem italischen Zweig gefordert und in diesem Zusammenhang auch schon die Idee eines Sprachenkontinuums formuliert hatte:

Die europäischen glider des arischen sprachstammes bilden eine kette, deren beide enden nach Asien hinübergreifen; unverkennbar zeigt die meisten berührungen mit den asiatischen sprachen das griechische, wogegen das slavische wol die meisten speciellen übereinstimmungen mit den iranischen aufweist. Ebenso wie hier schliessen sich auch innerhalb diser kette die nächst gelegenen glider anerkanntermassen zunächst an einander an, griechisch und italisch, slavisch und litauisch, litoslavisch und deutsch. Ganz natürlich werden sich also auch im celtischen, welches so ziemlich in der mitte zwischen den andern liegt, die meisten berührungen mit dem italischen einer-, dem deutschen andererseits und durch beide mit den bisher fest gestellten zweigen des europäischen astes finden. (Ebel 1861, 137)

Auch der Romanist Schuchardt hat sich bereits früh (chronologisch sogar vor Schmidt) kritisch zur schleicherschen Theorie geäußert. So wird für Schuchardt gerade im romanischen Sprachgebiet exemplarisch deutlich,

dass benachbarte Dialekte, Mundarten, Untermundarten u. s. w. nicht schroff gegeneinander abgränzen, sondern sich aneinander annähern, ineinander

²⁷⁶ Clynes (2004, 799) Interpretation, nach der Schmidt „challenged the Darwinian approach of his contemporaries“ (gemeint ist sicher vor allem Schleicher), halte ich dagegen für unglücklich. Wie wir gesehen haben, zeichnen sich auch die rigorosen naturhistorischen Sprachauffassungen Schleichers oder Müllers keineswegs durch einen darwinistischen Zugang aus: Schleicher verweist lediglich auf einige oberflächliche Parallelen der Sprachwissenschaft zu C. Darwins Biologie, aber er ist kein Darwinist. Auch das für Darwins Evolutionstheorie grundlegende aktualistische Geschichtsverständnis bleibt seiner Sprachtheorie fremd. Müller stellt sich (zumindest rhetorisch) sogar offen gegen die darwinistische Lehre. Es wäre eigentlich richtiger, zu sagen, dass Schmidt (und andere) sich mit einem neuen Ansatz gegen ihre Zeitgenossen stellen, der manches Element (wie den Aktualismus) mit der darwinschen Theorie gemeinsam hat.

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

überfließen. [...] Der Grund der angegebenen Erscheinung, die sich ebenso auf anderen Sprachgebieten zeigt, indem sich ihre Intensivität nach der Höhe der Zivilisation richtet, liegt in dem gegenseitigen Verkehr. Wir haben [...] gesehen, dass derselbe die Entwicklung von Individualsprachen verhindert. (Schuchardt 1868, 32f.)

Kontakt und Austausch zwischen den Sprechern verhindern eine Ausdifferenzierung von Einzelsprachen; Stagnation und Isolation hingegen – letztlich also soziohistorische Faktoren – begünstigen sie. Das auch in Schuchardts Probevorlesung in Leipzig 1870 konstatierte romanische Dialektkontinuum und die sich entsprechend schwierig gestaltende genealogische Klassifikation der romanischen Sprachen lässt daher auf grundlegende Unstimmigkeiten im Stammbaummodell schließen. Der Ausschluss von kontaktbedingten, horizontalen Einflusslinien zwischen den einzelnen Varietäten ist eine erste, die kategorisierte Sprachdifferenz als taxonomisches Prinzip eine zweite dieser Unstimmigkeiten, auf die Schuchardt aufmerksam macht: „Es liegt dies im Wesen der Sprachdifferenz, die eine allmählich wachsende ist. Untermundart, Mundart, Dialekt, Sprache sind relative Begriffe“ (1866, 101). Schuchardt skizziert in diesem Zusammenhang auch schon ein alternatives „Bild“ zum Stammbaum:

Ein Bild möge diese komplizierten Verhältnisse veranschaulichen. Denken wir uns die Sprache in ihrer Einheit als ein Gewässer mit glattem Spiegel; in Bewegung gesetzt wird dasselbe dadurch, dass an verschiedenen Stellen desselben sich Wellencentra bilden, deren Systeme, je nach der Intensivität der treibenden Kraft von größerem oder geringerem Umfange, sich durchkreuzen. (1868, 34)

Die Tatsache, dass die unter anderem von Ebel und Schuchardt²⁷⁷ aufgezeigten Widersprüche zwischen Empirie und Sprachverwandtschaftsmodell in methodisch (aus Sicht des historisch-vergleichenden Ansatzes) einwandfreien Analysen herausgearbeitet wurden, dürfte auf eine prinzipielle und anerkannte Vorläufigkeit der schleicherschen Sprachtheorie verweisen, die sich in der Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft so nicht immer wiederfindet.²⁷⁸

²⁷⁷ Letzterer z. B. verweist in einer Fußnote (1900, 6) auch noch auf E. Förstemann, der vergleichbare Übergänge und d. h. Probleme bei der genealogischen Auslegung der europäischen Sprachlandschaft konstatiert hat.

²⁷⁸ Hier wird meist erst bei den Junggrammatikern ein ‚Bruch‘ mit Schleicher angesetzt; lebhaftere theoretische Diskussionen innerhalb der zeitgenössischen Indogermanistik und in anderen Disziplinen wie hier bei Ebel und Schmidt, aber auch außerhalb Europas wie bei W. D. Whitney (ab den späten 1860er Jahren publiziert) werden dabei unterschlagen. Zu Whitney und den Junggrammatikern vgl. [Kap. 4.8](#).

Das von Schuchardt angeregte Bild der wellenartigen Beeinflussung von sprachlichen Varietäten stößt in der ausführlicher formulierten und zentraler positionierten Version Schmidts auf eine breitere Resonanz.²⁷⁹ Schmidt identifiziert ausdrücklich das Stammbaummodell und eigentlich die Theorie der Sprachspaltung als Ursache für die Diskrepanz zwischen der von ihm überprüften Annahme und dem empirischen Befund. Ein alternatives Wellenmodell der Sprachverwandtschaft kann helfen, Empirie und Theorie wieder in Einklang zu bringen.²⁸⁰

Wollen wir nun die verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen in einem bilde darstellen, welches die entstehung irer verscheidenheiten veranschaulicht, so müssen wir die idee des stammbaumes gänzlich aufgeben. Ich möchte an seine stelle das bild der welle setzen, welche sich in concentrischen mit der entfernung vom mittelpunkte immer schwächer werdenden ringen ausbreitet. Dass unser sprachgebiet keinen kreis bildet, sondern höchstens einen kreissector, dass die ursprünglichste sprache nicht im mittelpunkte, sondern an dem einen ende des gebietes ligt, tut nichts zur sache. Mir scheint auch das bild einer schiefen vom sanskrit zum keltischen in ununterbrochener linie geneigten ebene nicht unpassend. Sprachgrenzen innerhalb dises gebietes gab es ursprünglich nicht, zwei von einander beliebig weit entfernte dialekte des selben a und X waren durch kontinuierliche varietäten B, C, D, u. s. w. mit einander vermittelt. Die entstehung der sprachgrenzen oder, um im bilde zu bleiben, die umwandlung der schiefen ebene in eine treppe, stelle ich mir so vor, dass ein geschlecht oder ein stamm, welcher z. b. die varietät F sprach, durch politische, religiöse, sociale oder sonstige verhältnisse ein Übergewicht über seine nächste umgebung gewann. Dadurch wurden die zunächst ligenden sprachvarietäten G, H, I, K nach der einen, E, D, C nach der anderen seite hin von F unterdrückt und durch F ersetzt. Nachdem dis geschehen war, grenzte F auf der einen seite unmittelbar an B, auf der anderen unmittelbar an L, die mit beiden vermittelnden varietäten waren auf gleiches niveau mit F auf der einen seite gehoben, auf der anderen herabgedrückt. Damit war zwischen F und B einerseits, zwischen F und L andererseits eine scharfe sprachgrenze gezogen, eine stufe an die stelle der schiefen ebene getreten. (1872, 27 f.)

Mit Schleichers Bild teilt dieses nur noch den vage an eine biologische Analogie erinnernden Begriff der *Verwandtschaft*. Schmidts – und wir müssen genauso

²⁷⁹ Das heißt konkret: Schuchardts Wellenbild finden wir in einem fußnotenartigen Nachtrag im dritten Band der deutschen Publikationsfassung seiner 1864er Dissertationsschrift *De sermonis Romani plebei vocalibus*; Schmidts Bild hingegen stellt die theoretische Synthese und damit durchaus die eigentliche Pointe seines Aufsatzes dar.

²⁸⁰ Erstmals formuliert Schmidt das Wellenbild – allerdings ganz nebenbei – in seiner Monografie *Zur Geschichte des indogermanischen Vocalismus* (1871).

sagen: Schuchardts²⁸¹ – Visualisierung beseitigt mit dem Stammbaum auch den Organismus (beziehungsweise die Organismusanalogie), die Spaltung als Fortpflanzungsprinzip (beziehungsweise die Parthenogenese-Analogie) und im Resultat notwendig auch das Primat der genealogischen Klassifikation in der und die exakte Rekonstruktion als Ziel der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. An die Stelle des *gestuften*, weil die Verwandtschaftsverhältnisse von *unitären Organismen* abbildenden Stammbaumes tritt hier ein ursprüngliches *Varietätenkontinuum*, in dem sprachliche Merkmale sich wellenartig, in mit zunehmendem räumlichen Abstand immer schwächer werdenden Kreisen fortpflanzen, beziehungsweise, als Variante, eine ebenso *kontinuierliche* geneigte Ebene, auf der die Distribution von sprachlichen Merkmalen, etwa analog zur Gravitation, proportional zum Abstand der Varietäten voneinander abnimmt. Die Bilder ziehen Parallelen nicht mehr zur Biologie, sondern zur Physik, ihr Fokus ist nicht auf die Evolution, sondern auf die räumliche Position und Relation von Merkmalen beziehungsweise Varietäten gerichtet. Dabei schwingt unmissverständlich die Implikation mit, dass zu den beiden seit Anfang des 19. Jahrhunderts in der europäischen Sprachwissenschaft verankerten Prinzipien der Klassifikation von Sprachen – dem genealogischen und dem typologischen – ein drittes, ganz neues hinzukommen muss: das *areale*.²⁸² Sprachverwandtschaft, das ist die wohl entscheidende Konsequenz aus Schmidts (und analog Schuchardts) Ausführungen, kann nicht allein durch genealogische und typologische Interpretation und Klassifikation nachgewiesen werden, denn sie umfasst neben den *vertikalen* (diachronischen), sprachin-

²⁸¹ Ein kleiner, aber feiner Unterschied zwischen beiden Wellenbildern liegt im jeweiligen Fokus: Schmidt nimmt die gleichförmige, sich mit zunehmender Entfernung von einem gedachten Mittelpunkt abschwächende Ausbreitung von Merkmalen in den Blick, Schuchardt hingegen stärker die von vielen Zentren wellenartig ausgehenden Kontaktimpulse und ihre Überlagerungen.

²⁸² Passend dazu erläutert Hoinkes (2003, 125): „Die wissenschaftliche Klassifikation der Sprachen wird meist in drei Arten eingeteilt, die als (1) ‚genealogisch‘, (2) ‚typologisch‘, und (3) ‚areal‘ gekennzeichnet sind. Dabei gehen alle drei Arten zunächst von der formalen Identifikation, d.h. Unterscheidbarkeit, der Sprachen selbst und von der Methodik des Sprachvergleichs aus.“ – Die Prämisse von der formalen Unterscheidbarkeit der zu klassifizierenden Sprachen kann für Schmidt noch im Wesentlichen gelten, da er das von ihm beschriebene Kontinuum als einen ursprünglichen Zustand begreift, aus dem in historischer Zeit, motiviert durch die im weitesten Sinne sozialen Bedingungen der Sprecher, sich Einzelsprachen herauskristallisiert haben. „Scharfe sprachgrenzen“ hält Schmidt deshalb synchronisch für gegeben (1872, 28). Ganz anders Schuchardt, der schon in seiner 1870 gehaltenen Probevorlesung (publiziert 1900) den diskreten Grenzen und damit auch einer wissenschaftlich präzisen Unterscheidung zwischen Sprache, Dialekt, Mundart etc. eine Absage erteilt (vgl. Kap. 4.9).

tern durch die ‚Vererbung‘ von Merkmalen hergestellten, und den rein *formalen* (synchronischen) Beziehungen auch *horizontale* (diachronische), also durch die Weitergabe von Merkmalen bei räumlicher Nähe etablierte Relationen, die von einer arealen Interpretation und Klassifikation in den Blick genommen werden müssen. Diese Verzahnung von drei – letztlich nur theoretisch strikt zu trennenden – Perspektiven findet Eingang in den Methodenkanon der Sprachwissenschaft.

Gegenüber dem Wellenbild hat das Bild der geneigten Ebene sogar gewisse Vorzüge, denn es erlaubt Schmidt, den Übergang vom „ursprünglichen“ (der Begriff ‚natürlich‘ wird vielleicht bewusst vermieden) Varietätenkontinuum zu diskreten Sprachen zu verdeutlichen. Die geneigte Ebene ist zu einer Treppe geworden, weil die Sprecher bestimmter Varietäten im Kontinuum größere Ausstrahlungskraft gewannen und dadurch die Sprecher benachbarter Varietäten zur Assimilation bewegten. Diskrete Sprachen entstehen also, formal gesehen, durch die Schaffung von Lücken im Varietätenkontinuum: von den skalar ineinander übergehenden Varietäten B, C, D, E, F, G, H, I, K und L in Schmidts Szenario bleiben nach der Assimilation von beiden Seiten an F neben dieser nur noch B und L übrig. Aufgrund der nun diskreten Abstände zwischen ihren Formenapparaten bilden sie drei diskrete Sprachen; die geneigte Ebene ist zu einer Treppe geworden. Auslöser der Assimilation sind aber nicht den Sprachen allgemein oder nur bestimmten Varietäten naturgemäß inhärente Anlagen, kein (wie wir Schleicher auslegen könnten) genetisches Programm und auch keine zufällige Mutation, und auch kein (mit Georg Friedrich Wilhelm Hegel gesprochen) vom allgemeinen Gang der Geschichte vorgezeichneter Weg. Auslöser sind „politische, religiöse, sociale oder sonstige verhältnisse“ *der Sprecher*, durch die eine Asymmetrie im soziopolitischen Gefüge einer Region induziert wird, die andere Sprecher in der Region zur Assimilation bewegt.

Dieser Perspektivwechsel von der Sprache *zum Sprecher als Agens des Sprachwandels* ist ein überaus radikaler Schritt, der aus dem naturhistorischen Paradigma der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft (mit seinen verschiedenen Äußerungsformen von F. Schlegel und Bopp bis zu Schleicher und Max Müller) heraus und in ein neues, *soziales* Paradigma herüberweist. Den gleichen Schritt vollzieht, im Zusammenhang mit einer analogen Auffassung von der räumlichen Kontinuität von Sprachen beziehungsweise „Mundarten“ und einem, wie wir gesehen haben, im Grunde identischen Bild zur Visualisierung von sprachlicher Dispersion, auch Schuchardt schon in seinen frühesten Arbeiten. In seiner in Leipzig 1870 gehaltenen Probevorlesung verweist er mit der Übernahme einiger Ausführungen des Amerikaners William D. Whitney auch auf einen möglicherweise wegweisenden außereuropäischen Impuls (vgl. [Kap. 4.8](#) und [4.9](#)). Schuchardt selbst hat Schmidt nach dessen Vortrag bei der eingangs erwähnten „philologenversammlung“ darauf aufmerksam gemacht,

dass er hinsichtlich der Verwandtschaftsverhältnisse der romanischen Sprachen zu ähnlichen Schlüssen gekommen war; das geht zum Beispiel aus einem Brief Schmidts an Schuchardt aus dem Jahr 1874 hervor (vgl. Kap. 4.9). Über die Frage der Urheberschaft der „Theorie der geographischen Abänderung“, wie er es nennt, hat Schuchardt kurz vor seinem Tod noch einmal ausführlich reflektiert und kommt dabei (Schuchardt 1925b, 16 f.), obgleich er die früheste Schriftsetzung bei sich sieht, zu dem Ergebnis, dass die entsprechende Idee „eben in der Luft“ gelegen und folglich so etwas wie „elementare Verwandtschaft“ ohne einen bewussten Austausch zwischen ihm und Schmidt vorgelegen habe.²⁸³

Die letztlich damit beiden, Schmidt und Schuchardt, zuzuschreibende Kontinuumshypothese und das passende Bild von der Welle, beziehungsweise bei Schmidt auch der geneigten Ebene, eignen sich keineswegs nur zur Erfassung der von ihnen besprochenen Verhältnisse indoeuropäischer Sprachen: Sie lassen sich genauso auf die vermeintlich exotischen beziehungsweise in einem ganz anderen Maßstab vergleichenden Befunde Addison Van Names, die wir im letzten Abschnitt diskutiert haben, und Cloughs, die Thema des nächsten Unterkapitels sind, anwenden. In der Tat ist es das, was den beiden Letztgenannten zur besseren Verdeutlichung ihres aus Sicht des Stammbaummodells und der Spaltungstheorie unerhörten, weil im Sprachkontakt massiv geformten oder gar entstandenen Untersuchungsgegenstandes fehlt: ein adäquates Modell und das dazu passende Bild – Schuchardt und Schmidt können diese Lücke schließen. Van Names Kreolsprachen zum Beispiel ließen sich verstehen als das koloniale, und das heißt auch: regionale, Produkt der Überlagerung zweier importierter geneigter Ebenen: einer afrikanischen, in der Kolonie durch den Import verschiedenster Muttersprachen stark gestuft beziehungsweise regelrecht gebrochen, und einer europäischen, zum Beispiel basierend auf dem Französischen, aber durch die Präsenz unterschiedlicher Varietäten sowie eine allgemeine migrationsbedingte Dynamik eher skalar organisiert. Bei der Überlagerung assimilieren sich die Sprecher der afrikanischen Sprachen vollständig an die soziopolitisch weit überlegenen, aber zahlenmäßig unterlegenen Sprecher der Kolonialsprache. Im Ergebnis wird die geneigte Ebene der Kolonialsprache (ausschließlich *regional*, also in der Kolonie) um ein kreolisches Spektrum erweitert: Das Kreolkontinuum ist entstanden. Auf diesem Kontinuum teilen

²⁸³ Interessant ist die an gleicher Stelle wiedergegebene, von ungenannten Dritten geäußerte Vermutung, der Ursprung der Kontinuumshypothese sei bei Schmidts und Schuchardts gemeinsamem Lehrer Schleicher zu suchen. Schuchardt weist die Vermutung als einigermassen absurd zurück, denn es sei „sehr unwahrscheinlich, daß Schleicher, der lebhaft Verfechter der Stammbaumtheorie den Keim des Abfalls in unsere Köpfe gesenkt haben sollte, noch dazu in ziemlich auseinanderliegenden Zeiten“ (Schuchardt 1925b, 16).

die jeweils benachbarten Varietätenausschnitte – vom sich noch mit der afrikanischen Ebene überlagernden Basilekt bis hin zum Akrolekt – die meisten Merkmale. Im Laufe der Zeit verschwindet die afrikanische Ebene und es kristallisiert sich neben der regionalen Ausprägung der Kolonialsprache als einer Stufe auch eine (sich ggf. weiter in Richtung Akrolekt dekreolisierende und das Spektrum insgesamt kontrahierende) kreolische Stufe heraus.

Bemerkenswert ist nicht zuletzt auch Schmidts kritische Aufmerksamkeit den Bildern gegenüber, mit denen wissenschaftliche Modelle und Theorien illustriert oder veranschaulicht werden, die aber für linguistische Analysen prinzipiell keine Aussagekraft besitzen:

Bilder haben in der wissenschaft nur ser geringen wert, und misfallen jemand die hier gewälten, so mag er sie nach belieben durch treffendere ersetzen, an dem ergebnisse der vorstehenden untersuchung wird dadurch nichts geändert. (1872, 28)

Dies ist insbesondere wichtig mit einem Seitenblick auf Schleicher, bei dem das Bewusstsein für das Metaphorische beziehungsweise Analogische des Organismusbildes in der Sprachwissenschaft ganz verschwunden zu sein schien, der Stammbaum oder das darwinsche Evolutionsmodell sich geradezu wie notwendige Konsequenzen aus der *organischen* Natur der Sprachen und, aus Sicht einer *Naturwissenschaft Linguistik*, als ebenso notwendige methodische Pendants zu den Modellierungen in den biologischen Naturwissenschaften aufdrängten. Whitney, der uns im übernächsten Kapitel beschäftigen wird, setzt sich etwa zur gleichen Zeit wie Schmidt mit der begrenzten heuristischen, aber gefährlich hohen Suggestivkraft solcher Bilder auseinander, was die sich ebenfalls (wenigstens rhetorisch) von der schleicherschen Sprachwissenschaft distanzierenden Junggrammatiker (konkret Karl Brugmann) einmal als dessen herausragendste Leistung hervorheben werden (vgl. [Kap. 4.8](#)) – dieselbe Leistung dürfen wir also auch Schmidt schon zuerkennen.

Was Schmidt aber nicht liefert, und dies ist kaum allein mit dem begrenzten Umfang des hier besprochenen Textes zu begründen, ist eine allgemeine Sprachtheorie, aus der sich das vorgeschlagene Wellen- oder Schiefe-Ebene-Modell deduzieren lässt. Wie genau beeinflussen die politischen, religiösen, sozialen und anderen „Verhältnisse“ der Sprechergemeinschaften die sprachlichen Strukturen? Wo ist der Übergang vom Sprecher zur Sprache anzusetzen? Was ist die treibende Kraft hinter dem Sprachwandel? Was bedeutet dies für die Natur des sprachlichen Zeichens (zum Beispiel im Rahmen der *physei-thesei*-Debatte)? Wie verhalten sich ererbte zu kontaktinduziert erworbenen Merkmalen? – Auf diese Fragen findet ebenfalls Whitney eindrucksvolle Antworten.

Eine andere wichtige Konsequenz aus Schmidts Analysen und theoretischen Erwägungen ist eine Neubewertung der von der Sprachwissenschaft

rekonstruierten beziehungsweise zu rekonstruierenden Formen und Varietäten. Ohne die Spaltungstheorie und den Stammbaum, vor dem Hintergrund eines tendenziell sozialen und skalar ausgerichteten Modells der Diachronie von Sprachen lassen sich kaum Rekonstruktionen vom gleichen Wert wie in den Naturwissenschaften oder der Mathematik gewinnen:

Fallen also die in neuerer Zeit konstruierten Grundsprachen, die europäische, nordeuropäische, slawo-deutsche, südeuropäische, graecoitalische oder italo-keltische dem Reiche des Mythos anheim, so schwindet auch die mathematische Sicherheit, welche man für die Reconstruction der indogermanischen Ursprache schon gewonnen zu haben glaubte. [...] [In vielen Fällen] finden wir schon in der für unsere wissenschaftlichen Mittel letzterreichbaren Sprachepoche dialektische Variation, und es ist heute noch reine Willkür, wenn man dann eine der letzterreichbaren Wortformen [...] als Ausgangspunkt für die anderen ansetzt. (1872, 28 f.)

Klar ist, auch wenn es hier unausgesprochen bleibt, dass dann der Sprachwissenschaft wenigstens in ihrer gegenwärtigen Ausführung ebenfalls ein anderer Status als der einer Naturwissenschaft zukommen muss. Schmidt zeigt sich abschließend jedoch optimistisch, dass in absehbarer Zukunft präzisere Resultate in Bezug auf die Rekonstruktion der sprachlichen Verwandtschaftsverhältnisse erzielt werden können, allerdings nur wenn die Sprachwissenschaft zumindest *auch* eine andere Ausrichtung (wir könnten auch sagen: ein anderes Paradigma) als die bisherige verfolgt. Mit den aktuellen Ergebnissen jedenfalls müsse man behutsamer, bescheidener umgehen. Der selbstsichere Habitus insbesondere der schleicherschen Sprachwissenschaft scheint übereilt, die viel beschworene Progressivität angesichts auseinanderklaffender theoretischer und empirischer Befunde überspitzt. Auch dass sich der Stammbaum und das vorgeschlagene Wellen- beziehungsweise Schiefe-Ebene-Modell gegenseitig ergänzen, scheint am Ende eine denkbare Option zu sein; die genaue Reichweite seines Entwurfes zu ermitteln, empfiehlt Schmidt selbst als ein Etappenziel kommender Forschung:

Die Ursprache bleibt demnach bis auf weiteres, wenn wir sie als Ganzes betrachten, eine wissenschaftliche Fiction. Die Forschung wird durch diese Fiction allerdings wesentlich erleichtert, aber ein historisches Individuum ist das, was wir heute Ursprache nennen dürfen, nicht.

In dieser Untersuchung habe ich das arische, slawolettische, griechische, italische u. s. f. [...] je als ein Ganzes betrachtet. In Wirklichkeit sind sie dies nicht, und es muss weiterer Forschung vorbehalten bleiben zu entscheiden, ob die für das Grosse Ganze der indogermanischen Sprachen hier abgewiesene Vorstellung der Sprachtrennungen und des Stammbaumes auf beschränkterem Gebiete ihre Richtigkeit hat [...] oder ob sich auch hier die einzelnen Sprachen durch allmähliches Wachsen der dialektischen Verschiedenheiten von einander entfernt haben, wie ich es für eine frühere Periode der indogermanischen Sprachgeschichte zu erweisen versucht habe. (1872, 31)

Ein weiterer wichtiger Schritt wird hier noch einmal deutlich: Schmidt stellt die Vorstellung von den Sprachen als in sich abgeschlossene Einheiten zur Diskussion. Die Wesenhaftigkeit der Sprachen, ihre systemische und historische Individualität, ihre Organizität war einfach vorausgesetzt, trotz aller Bemühungen um Stringenz und Methode aber nie wissenschaftlich überprüft, nie schlüssig hergeleitet worden. In Wechselwirkung vor allem mit dem romantischen Diskurs war eine Denkfigur an den Boden der deutschen Sprachtheorie gerückt, die unergründet blieb, weil sie in der romantischen Vorstellung letztlich unergründlich war – ein Mythos, der sich nun, ebenso wie die letztlich arbiträre Idee von der Spaltung als einzigem genetisch relevanten Prinzip oder die rekonstruierte Ursprache, als Fiktion erweist. Aber auch das von Schmidt als Alternative vorgeschlagene Wellenmodell kann aus demselben Grund nicht aus sich selbst heraus evident sein, sondern muss seine Nützlichkeit erst im Rahmen umfassender empirischer Überprüfung, die über Schmidts ersten Versuch hinausgeht, unter Beweis stellen. Es ist die empirische Überprüfbarkeit *aller* Modelle beziehungsweise Rekonstruktionen, die Schmidt hier als Notwendigkeit der sprachwissenschaftlichen Forschung anerkennt und einfordert, ganz im Sinne eines positivistischen Wissenschaftsideals.

Unter diesem Blickwinkel ist Jankowskys (2001, 1329) Darstellung, nach der Schmidts Wellenmodell in der Vorstellung seines Autors den Stammbaum allumfassend ersetzen sollte, obwohl es letztlich genau wie dieser nur *eine* Perspektive auf die insgesamt komplexere Sprachentwicklung verfolgt, vielleicht etwas voreilig. Schmidts Versuch umfasst mehr als nur die Intention, ein Modell durch ein anderes abzulösen: Er sucht und wirbt für die Suche nach theoretischen Konzeptionen, die erklären können, was die Sprachwissenschaft seit Schleicher an Erkenntnissen hinzugewonnen hat und was folglich jedem Sprachwissenschaftler seiner Generation vor Augen liegt. Ob es Schmidts eigenes Modell ist oder eines der von ihm vorgeschlagenen Bilder dieses Modells, oder ob am Ende Geltungsbereiche für den Stammbaum und ein anderes Modell definiert werden müssen, darauf kommt es nicht so sehr an. Ob und inwieweit sein arealisch interpretierendes Modell und der genealogisch interpretierende Stammbaum sich ergänzen können, darauf geht Schmidt aus dem gleichen Grund nicht ein. Jankowsky (ebd.) sieht eine grundsätzliche Komplementarität der beiden Modelle darin, dass der Stammbaum auf den Erhalt und die Entwicklung proto-indoeuropäischer Elemente in den einzelnen indoeuropäischen Sprachen fokussiert, während er kontaktinduzierte Elemente, die nach den individuellen Abspaltungen aus benachbarten Sprachen hinzugekommen sind, ausblendet; wohingegen das Wellenmodell die im Stammbaum fokussierte Retention und Entwicklung innerhalb einer Abstammungslinie stillschweigend voraussetzt und sich stattdessen auf die (spätere) kontaktbedingte Beeinflussung von ‚Schwestersprachen‘ konzentriert. Schmidt nehme, so Jankowsky, neben der im

Stammbaum erfassten Mutter-Tochter-Beziehung auch kontaktbedingte Relationen zwischen (Schwester-)Sprachen an, ohne zwischen ererbten und erworbenen sprachlichen Elementen zu unterscheiden.

Das ist jedoch nur teilweise richtig: Schleichers Stammbaum blendet die kontaktinduzierten Elemente nicht nur aus, sondern die ihm zugrunde liegende Theorie negiert explizit – und muss negieren, wie wir gesehen haben – die Möglichkeit signifikanter kontaktbedingter Einflüsse in allen Sprachen. Und unter anderem aus diesem Grund, so ist Schmidt zu verstehen, versagt der Stammbaum als Modell. Schmidts eigener Vorschlag, in all seiner Tentativität, setzt deshalb die im Stammbaum erfassten Beziehungen keineswegs voraus, sondern er legt sie als *ebenfalls zumindest potentiell auch kontaktinduzierte Relationen* aus: „Die Entstehung der sprachgrenzen oder, um im bilde zu bleiben, die umwandelung der schiefen ebene in eine treppe“ – Schmidt stellt sie sich, das können wir hier nur noch einmal wiederholen, so vor, „dass ein geschlecht oder ein stamm, welcher z. b. die varietät F sprach, *durch politische, religiöse, sociale oder sonstige verhältnisse ein übergewicht über seine nächste umgebung gewann*“ (1872, 28, Hervorh. i. Orig.). Jankowsky verkennt, dass Schmidt nicht nur den Stammbaum, sondern – beziehungsweise, weil Bilder und Modelle für sich genommen für ihn keinen großen Aussagewert haben, *vor allem* – die diesem Modell zugrunde liegende Spaltungstheorie hinterfragt. Neue Sprachen entstehen *zumindest nicht ausschließlich* durch Spaltung, sondern *wenigstens auch* durch die Verschiebung soziopolitischer (und anderer, aber den Sprachen äußerlicher) Gewichtsverhältnisse.²⁸⁴ Losgelöst von den ihnen von Schleicher beziehungsweise Schmidt zugedachten sprachtheoretischen Basisannahmen mögen Stammbaum und Wellenmodell *als reine Abstraktionen* kombinierbar sein – sie referieren aber keinesfalls auf komplementäre Theorien. Die Sprachen können nicht, wie Schleicher meint, Naturorganismen sein, die sich spalten und niemals mischen, und gleichzeitig, wie Schmidt und auch Schuchardt es andeuten, sozial veränderbare Konstrukte ihrer Sprecher. Die Sprachwissenschaft kann nicht gleichzeitig Naturwissenschaft und historische Wissenschaft sein. Wenn die Junggrammatiker August Leskien und Brugmann später die Komplementarität dieser beiden Theorien hervorheben,²⁸⁵ dann

²⁸⁴ Auch Morpurgo Davies scheint die zitierte Deutung Schmidts zu übersehen, denn sie schreibt (1998, 286): „A more realistic image of the relationship of the Indo-European languages would represent them as situated on concentric circles with the parent language at the centre and the individual languages more or less distant from it but still linked to each other.“

²⁸⁵ „August Leskien [...] rightly contended that the two theories supplement each other [...]. This view was endorsed by Brugmann [...] who used the more descriptive terms ‘Spaltungstheorie’ and ‘Übergangstheorie’, respectively, for Schleicher’s and Schmidt’s concepts“ (Jankowsky 2001, 1329).

müssen wir das als Zusammenführung in einer neuen, dritten Theorie verstehen, die auch entscheidende Aspekte der beiden ursprünglich nicht vereinbaren Ansätze fallen gelassen hat.²⁸⁶ Der ebenfalls von Jankowsky (2001, 1329) zitierte amerikanische Strukturalist Leonard Bloomfield berührt am ehesten diesen Punkt, wenn er über die von ihm zuvor ausführlich (und in beinahe identischen Worten wie Schmidt) vorgestellte „*wave theory*“ und die „*older family-tree theory of linguistic relationship*“²⁸⁷ schreibt: „Today we view the wave process and the splitting process merely as two types – perhaps the principal types – of historical processes that lead to linguistic differentiation“ (Bloomfield 1933, 318, Hervorh. i. Orig.). Die Theorien Schleichers und Schmidts sind nicht vereinbar, aber einige ihrer Kernelemente können, zusammengeführt in einer neuen Theorie, in diesem Fall der junggrammatischen oder der strukturalistischen, komplementäre Funktionen erfüllen.

Abgesehen von einer vor allem dialektisch gegenüber dem Stammbaum definierten, deshalb aber immerhin festen Position in der Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft, war dem Wellenmodell kein übermäßiger Erfolg beschieden, was aber im Sinne dessen sein dürfte, was zum Beispiel Schmidt über die Bilder beziehungsweise Visualisierungen wissenschaftlicher Ideen gedacht hat: Es sind beliebig austauschbare Bilder ohne nachhaltige Wirkung, weder auf die zugrunde liegende Theorie noch auf individuelle Analyseergebnisse. Die Schmidts und auch Schuchardts Ausführungen zugrunde liegende Ablehnung der Spaltungstheorie – oder in einer Minimalversion: ihres Anspruches auf Universalität – sollte hingegen in den kommenden Jahren regen Zulauf und Unterstützung von verschiedenen Seiten bekommen und die Diskursivität der biologischen beziehungsweise naturhistorischen Sprachauf-fassung in der deutschen Sprachwissenschaft brechen. Kommentiert hat diesen Ablösungsprozess zum Beispiel der in Halle habilitierte und später in die USA emigrierte Indogermanist Hermann Collitz, der Mitte der 1880er Jahre schreibt:

Ferner haben Schleichers anschauungen über das wesen der spaltung einer sprache in verschiedene dialekte und sprachen mehr und mehr der theorie

²⁸⁶ Schuchardt gibt uns über seine eigene Ansicht zur Frage der Komplementarität bereitwillig Auskunft: Über die Einschätzung H. Günterts, für den Wellentheorie und Stammbaum „durchaus gleich brauchbar sind“, schreibt er: „Ich kann nicht finden daß das Bild des Stammbaums zu der Vorstellung passe die ich vom Wesen der Sprachverwandtschaft habe“ (Schuchardt 1925b, 17; Güntert 1925, Grundfragen der Sprachwissenschaft, zit. nach ebd.).

²⁸⁷ Auch Bloomfield geht mit den Bezeichnungen für die beiden Modelle recht frei um, er spricht von „*family-tree diagram*“, „*family-tree principle*“, „*wave hypothesis*“ (1933, 317) und eben „*wave*“ und „*family-tree theory*“ (ebd., 318, Hervorh. i. Orig.).

weichen müssen, die Schmidt in seiner Schrift „Die verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen“ (1872) aufgestellt hat. So liesse sich noch manches andere nennen. (Collitz 1886, 9)²⁸⁸

Auch Jankowsky (2001, 1330) konstatiert für die (späten) 1870er Jahre eine Verschiebung der Verhältnisse, durch die die Anzahl der Gegner der schleicherschen Lehre größer wird als jene der Unterstützer (zu welchen er aber Collitz und Schmidt ausdrücklich rechnet). Unmittelbare Gründe erkennt Jankowsky in der Entdeckung neuer Lautwandelgesetze, die Schleichers Methode und Rekonstruktionen infrage stellten, allen voran das Verner'sche Gesetz (Verner 1876) und das zuerst bei Collitz (1878) publizierte Palatalgesetz. Den Schlüssel zur Auflösung der in den 1860er Jahren einsetzenden „Krise“ der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft²⁸⁹ liefert in dieser Interpretation eine „thorough revision of the Proto-Indo-European sound system which necessitated far-reaching changes and adjustments in the grammatical analysis of all individual Indo-European languages“ (Jankowsky 2001, 1335). Aus einer indogermanistisch-technischen Perspektive mag diese Schlussfolgerung gerechtfertigt sein – aus allgemein-sprachwissenschaftlicher Sicht ist die Krise mit neuen Lautgesetzen allein aber noch nicht überwunden. Schmidt selbst bleibt nicht bei der Neujustierung des indogermanischen Lautapparates oder einem neuen Entwurf des indogermanischen Stammbaumes stehen, sondern er stößt eine dezidiert *theoretische* Diskussion an und gibt erste, vorsichtige Impulse, die in Richtung einer stärker sozialen Auslegung des Phänomens Sprache weisen. Eine neue allgemeine Sprachtheorie, die die mit der Spaltungstheorie konkurrierenden Entwürfe Schmidts und Schuchardts stützen und integrieren und mithin die Krise auch konzeptuell auflösen kann, liegt auf der anderen Seite des Atlantiks zu dieser Zeit schon vor, und zumindest Schuchardt war mit ihr auch bereits vertraut. Mit ihrem Urheber, Whitney, beschäftigen wir uns in [Kapitel 4.8](#).

²⁸⁸ Collitz' Freund und der Nachfolger auf dem Lehrstuhl F.A. Potts in Halle, Fritz Bechtel, wird wiederum von Jankowsky (2001, 1329) zitiert als jemand, der „makes the claim that with the discovery of the law of the palatals the family-tree concept loses its validity.“ Bechtels Position in der betreffenden Monografie *Die Hauptprobleme der indogermanischen Lautlehre seit Schleicher* (1892) scheint allerdings differenzierter zu sein: Er spricht von einer „Fehde“ (1892, 8) bzw. einem „Streit um den Stammbaum“ (ebd., 36), bezieht in diesem Streit aber nicht eindeutig Stellung.

²⁸⁹ „The Crisis of Historical-Comparative Linguistics in the 1860s“ lautet der Titel von Jankowskys Beitrag.

4.7 James Cresswell Clough

Primärtext: 1876, *On the Existence of Mixed Languages*.

Nahezu völlig unberücksichtigt in den Geschichtsschreibungen der Kontaktlinguistik ist die erste vergleichende Auseinandersetzung mit Sprachmischung und Mischsprachen durch den Briten James C. Clough geblieben. Rezipiert wird Cloughs Essay von wenigen wie Grant (2001), Hancock (2000) und Nicolai (2014); eine etwas ausführlichere Referenz gibt es meines Wissens nur in Hancock und Deumerts' (2004) Abriss der Geschichte der Erforschung von Pidgin- und Kreolsprachen. Zur Person Cloughs hält selbst das Internet kaum Informationen bereit: Auf der Webseite des *Salamanca Corpus*, eines digitalen Archivs zu historischen, dialektalen Texten des Englischen, wird als Geburtsjahr 1839 und als Sterbejahr 1894 genannt.²⁹⁰ Nach Angaben der für das Korpus verantwortlich zeichnenden Forschungsgruppe an der Universität Salamanca war Clough Fellow der *Royal Historical Society* und Mitglied der *English Dialect Society*, Assistent und Rektor an diversen englischen Colleges und Informant für den Cheshire-Dialekt bei mehreren Dialektstudien.²⁹¹

Cloughs Essay ist aus mehreren Gründen bemerkenswert und für dieses Buch von allerhöchstem Interesse: Zunächst handelt es sich dabei um die erste Monografie, die sich ausschließlich mit Sprachmischung und Mischsprachen befasst, dabei das gesamte Spektrum zu berücksichtigen bemüht ist und mithin dieses bisher nur randständig distanziert (etwa bei Friedrich Schlegel, Franz Bopp und Jacob Grimm), offensiv ablehnend (August Schleicher und Max Müller), regional und soziohistorisch spezifisch (Addison Van Name), oder aber sprachspezifisch (zum Beispiel die Beschreibungen einzelner Kreolsprachen) behandelte Thema in eine größere, empirisch und theoretisch ausgerichtete und damit bereits als kontaktlinguistisch zu bezeichnende Debatte überführt. Clough diskutiert unter dem Oberbegriff *Mischsprache* die verschiedensten Formen von kontaktbedingtem Sprachwandel („Sprachmischung“): von im Kontakt emergierten „Jargons“ beziehungsweise „Pigeons“ über restrukturierte Varietäten, wie sie Van Name unter dem Terminus „creole languages“ beschrieben hat, und das, was die moderne Kontaktlinguistik *bilingual mixed* oder *intertwined languages* nennt, bis hin zu den stark gemischten und auch den kaum kontaktveränderten europäischen Sprachen. Die Bandbreite der besprochenen Phänomene sticht

290 http://www.thesalamancacorporus.com/dl_wm_chs_p_1800-1950_clough_bessy-bresskittle-s-pattens_1879.html (Zugriff 13.08.2022).

291 http://salamancacorporus.usal.es/SC/DL_WM_1800-1950_CHS_Prose_Clough_Bio.html (Zugriff 13.08.2022).

heraus, aber noch innovativer ist Cloughs Ansatz, *alle* bekannten Sprachen unter dem Aspekt der Sprachmischung zu betrachten und zu vergleichen – wohl wissend um dessen Konfliktpotential in Bezug auf das tradierte genetische Modell der Sprachverwandtschaft – und damit die vermeintlich aus der Art geschlagenen, ‚barbarischen‘ und ‚exotischen‘ Sprachen etwa der Kolonien mit den ehrwürdigen europäischen Sprachen, die gemeinhin nicht mit dem Stigma der Gemischtheit behaftet sind, in eine neue Beziehung zu setzen. Darin liegt der vielleicht nachhaltigste Beitrag dieses Textes: Er diskutiert innerhalb einer Kategorie, was erst im ausgehenden 20. Jahrhundert wieder auf vergleichbare Weise zusammengedacht werden wird, und er definiert diese Kategorie explizit antithetisch zu den zeitgenössischen Auffassungen über Sprache und Sprachverwandtschaft. Damit geht er ein ganzes Stück weiter als Van Name in seinen „Contributions“, der zwar auch eine Kategorie *Kreolsprache* bespricht und zur sprachwissenschaftlichen Analyse empfiehlt, aber in Hinsicht auf die Themen genetische Sprachverwandtschaft und Hybridisierung noch einen theoretischen Grenzgang hinlegt, der nicht endgültig zu überzeugen vermag.

Um aus dem Konflikt zwischen der anerkannten Ordnung des Stammbaummodells und den beobachteten, vielfältig abgestuften Sprachmischungen neue Ordnung zu schöpfen, muss der theoretische Boden neu bereitet, das Stigma vom Begriff der Sprachmischung dissoziiert werden. Auch das ist eine Leistung, die wir wenigstens teilweise für Clough in Anspruch nehmen können. Die dafür notwendigen sprachphilosophischen Grundlagen allerdings müssen wir, wie auch schon im Fall Van Names, mit einiger Wahrscheinlichkeit im Werk William D. Whitneys verorten, auch wenn Clough Whitneys Namen nicht nennt und die Vernetzung nach Yale auch sonst keine sichtbaren Spuren hinterlassen hat. Zum Zeitpunkt des Erscheinens von Cloughs Essay liegt Whitneys Sprachphilosophie jedoch schon in umfassender Form vor, zwei diesbezügliche Schriften (Whitney 1872, 1875) wollen wir im nächsten Kapitel besprechen. Der Grund, warum wir die in diesem Abschnitt der Arbeit bisher recht konsequent durchgehaltene chronologische Reihenfolge dennoch verletzen müssen, indem wir Cloughs Essay vor Whitneys Texten besprechen, ist, dass Whitney sich in seinem wohl wichtigsten Beitrag zum Thema Sprachmischung (1881) mehr oder weniger intensiv mit Cloughs Essay auseinandersetzt, weshalb es lohnenswert erscheint, *davor* zu erfahren, welche Position Clough bezieht, welche Argumente er nennt, und wie folglich sein Beitrag zur Konstitution des Sprachkontaktparadigmas zu bewerten ist.

Cloughs Essay versteht sich als grundlegender Widerspruch gegen die seinerzeit, wie der Autor behauptet, allgegenwärtige These von der Unmischbarkeit der Grammatik. Er besteht aus einer theoretisch orientierten Einleitung, zwei Hauptteilen, von denen der erste Analysen verschiedener Einzelsprachen und Sprachgruppen (etwa romanische und germanische Sprachen) in unter-

schiedlichem Detailgrad enthält, und der zweite einer ausführlichen Analyse des Englischen gewidmet ist, sowie einer abschließenden Konklusion. Neben dem Englischen gehören zu Cloughs Datenfundus Sprachen wie (in ihren aktuellen Denominationen) Chinook-Jargon, Sranan, Haitikreol und Jamaikakreol, Maltesisch, Persisch, Hindustani/Urdu, Türkisch, Baskisch, Angloromani, die historische Lingua franca, die romanischen, die keltischen und die anderen germanischen Sprachen. Seine Entstehung verdankt der Essay nach Angaben des Autors einer Ausschreibung in nicht näher benannten Literaturjournalen des Jahres 1875 „on the subject of Mixture in Languages, especially in English“ (Clough 1876, preface), was uns einen Hinweis auf die wachsende Bedeutung des Themas in den Philologien und gleichzeitig auf die zumindest nicht universale Akzeptanz von Müllers ‚Axiom‘ von der Unmischbarkeit der Sprachen gibt. Aufhänger des Essays ist dementsprechend das vielfach beschworene Dogma von der Nichtexistenz von Mischsprachen. Cloughs Polemik, das wird schnell klar, zielt insbesondere in die Richtung Müllers, wo sie letztlich beide müllerschen ‚Axiome‘, wenn auch auf unterschiedlichen Ebenen, angreift:²⁹²

The Author is aware that [the essay] possesses not a few imperfections, and that many philologists will regard the whole of it as a mistake, since they have expressly declared “a mixed language to be an impossibility”. This assertion is called an axiom, or self-evident truth, but surely it ought not to be admitted without proof. The Author has attempted to show that, in point of fact, its contrary is the truth [...]. (Clough 1876, preface)

Auf das Vorwort lässt der Autor zwei längere Zitate folgen, die er im Folgenden zu erörtern gedenkt. Das ist zum einen ebenjene Formulierung der ‚Axiome‘ in Müllers *Lectures* (Müller 1862, 74) und zum anderen eine in ein ähnliches Horn stoßende Passage aus Richard Morris’ Geschichte des Englischen mit folgendem Kern:

[S]ome writers, who have only considered the constituent parts of our *vocabulary*, have come to the conclusion that English is not only a mixed or composite language, but also a Romance language. They have, however, overlooked the fact that the *grammar* is not mixed or borrowed, but is altogether English. (Morris 1872, 34, Hervorh. i. Orig.)

Auf diese und andere Philologen bezieht sich Clough, wenn er gleich zu Beginn seiner Einleitung eine Antithese formuliert, bei der auch ein Hinweis auf die

²⁹² Davon zeugt freilich auch schon der volle Titel des Essays: *On the Existence of Mixed Languages: Being an Examination of the Fundamental Axioms of the Foreign School of Modern Philology, More Especially as Applied to the English: Prize Essay.*

Bedeutung der für die Sprachmischung verantwortlichen Prinzipien nicht fehlt.²⁹³

Certain philologists have stated that a mixed language is an impossibility, but the truth of the axiom may well be doubted; indeed, as it would, perhaps, be impossible to find any modern language which contains no foreign elements, it is evident that the principles involved in the question are fundamental.

Language consists of three parts – sounds, words, and grammar; and a mixture in any one of these points produces a mixed language.

Perfectly pure languages have only existed in very early or very rude stages of society. Whenever there is an exception, the language which violates this rule must eventually commit suicide. (Clough 1876, 1)

Freilich unterschlägt Clough hier Müllers Zugeständnis, dass Sprachmischung auf allen anderen Ebenen außer der Grammatik stattfinden könne, was Whitney später zu Recht kritisieren wird. Mehr noch: Was Clough hier als *seine* Antithese offeriert, klingt fast wörtlich wie bei Müller, der direkt im Anschluss an die Formulierung seiner ‚Axiome‘ schrieb: „There is hardly a language which in one sense may not be called a mixed language“ (1862, 74) – denn schließlich sei keine Sprache so isoliert geblieben, dass sie nicht auch Elemente aus anderen Sprachen absorbiert hätte, in manchen Fällen sogar so viele, dass das gesamte Erscheinungsbild der Sprache modifiziert worden sei. Es ist dieser „one sense“, in dem Clough hier seinen Mischsprachenbegriff entwickelt: Eine Mischung in jedem der drei sprachlichen Teilbereiche – Lautung, Vokabular und Grammatik – resultiere in einer Mischsprache. Ob damit überhaupt ein Widerspruch zu Müllers und Morris’ Auffassungen vorliegt, und wie fruchtbar dieser unspezifische Mischsprachenbegriff sein kann, das wird im Folgenden zu klären sein. Für eine nachhaltige Bedeutung von Cloughs These scheint eine Präzisierung allerdings unumgänglich.

Clough setzt den müllerschen ‚Axiomen‘ die ebenfalls oben zitierte ‚Regel‘ entgegen, nach der wirklich ungemischte Sprachen nur in sehr frühen oder primitiven Stadien in der Entwicklung einer Gesellschaft zu erwarten sind. Ins Positive formuliert klingt sie nicht sehr verschieden von Hugo Schuchardts acht Jahre später und ebenfalls mit Müllers Axiom kontrastiertem Postulat, nach dem es (fast) keine *ungemischten* Sprachen gibt. Die sprachtheoretischen Prämissen, aus denen diese ‚Regel‘ zu deduzieren ist, lassen sich wiederum mit denen, die wir aus Van Names Studie extrahiert haben, durchaus in Kongruenz bringen, sind

²⁹³ Explizit wird der Bezug auch noch einmal an späterer Stelle: „We will now proceed to notice these points, in order to test the truth of the statements quoted in the introductory pages of this essay. Professor Max Müller denies the possibility of a mixed language, while of English Dr. Morris says ‘the grammar is not mixed or borrowed, but is ALTOGETHER English’“ (Clough 1876, 100f., Hervorh. i. Orig.).

nicht nur in ihrer Explizitheit aber noch ein ganzes Stück progressiver: Clough versteht die Sprachen als mentale Phänomene, für die Vermittlung, Anpassung und Vermischung regelrechte Existenzbedingungen darstellen, die motiviert sind durch die soziale Natur ihrer Sprecher. Die naturhistorische Linie in der Sprachtheorie klingt da höchstens noch in der Suche nach einem Analogon an:

As [...] in the physical world with animals, so also in the mental with languages, mixture of blood becomes almost a necessity of existence; and, this being the case, it is well to know that as there are about a thousand languages now spoken, besides an infinite number of dialects, the various degrees of mixture are endless. Military, political, commercial, and missionary enterprise, as well as the fickle dictates of fashion, bring peoples together, and thus new ideas are circulated, which require new words to express them. New words are either composed out of the existing roots of a language, or, what is more frequent, are adopted from foreigners. Perhaps in this way every modern language has been mixed [...]. (Clough 1876, 1f.)

Viele, vielleicht die meisten menschlichen Tätigkeiten sind für Clough also *sozialer* Natur, sie bringen Ideen zwischen Menschen und Völkern zum Zirkulieren – und mit ihnen auch die Sprache, denn der Austausch generiert kontinuierlich einen Bedarf an neuen Ausdrücken, der wiederum durch die Adaptation von bereits etablierten Formen in der oder den jeweils anderen Varietäten schnell und effektiv zu befriedigen ist. Kontaktbedingter Sprachwandel ist damit sozial bedingter Sprachwandel und wird von Clough als Kerneigenschaft des natürlichen und gesunden Zustandes von Sprachen interpretiert, den, das darf hier vorausgeschickt werden, natürlich das Englische in herausragender Form verkörpert. Demgegenüber ist jeder menschliche Versuch, Sprachen in dieser Eigenschaft zu behindern, ihre laterale Entwicklung abzuschneiden, zum Scheitern verurteilt: Die Sprachen finden einen Weg an den Restriktionen vorbei, und was eigentlich erhalten werden soll, das stirbt irgendwann ab (von Clough überspitzt als linguistischer „Selbstmord“ titulierte). Nur Sprachen, auf deren Entwicklung durch bewusste (puristische) Maßnahmen Einfluss genommen wurde, wie das „streng geschützte“ Griechische oder das „eifersüchtig behütete“ (1876, 1) Latein, widersprechen deshalb Cloughs „Regel“ und sind (relativ) ungemischt. Als gesprochene Sprachen sind sie jedoch, und genau aus diesem Grund, untergegangen; an den vermeintlichen Vulgarismen und Regionalismen entlang haben sie sich weiterentwickelt in das (turkisierte) Neugriechische beziehungsweise in die romanischen Sprachen. Auch für das moderne Französische sieht Clough eine vergleichbare Entwicklung heraufdämmern; er greift den Topos deshalb im Abschnitt zu den romanischen Sprachen noch einmal auf:

It is never good for a language to be too exclusive. Greek and Latin have committed self-slaughter by this very method, and no one can fail to be

struck by the poverty of the modern French language. Mixture is a condition of existence in a language of modern times. (1876, 46)

Um die These von der Mischung als Existenzbedingung moderner Sprachen nun kontrapunktisch gegen Müllers ‚Axiome‘ setzen zu können, braucht es aber eine Präzisierung: Müller selbst hatte schließlich die Normalität von Sprachmischung außerhalb der Ebene der Grammatik betont. Clough konkretisiert, indem er, konform mit der traditionellen Sicht der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft, der grammatischen Mischung eine Sonderstellung zugesteht. Impliziert die soziale Fundierung der Kommunikation geradezu die Übernahme neuer Wörter aus anderen Varietäten, und fördert diese Übernahme genauso selbstverständlich die Einführung neuer Laute, verhält es sich bei der Grammatik grundsätzlich anders: „[M]ixture in grammar does not take place so easily. It always supposes a violent revolution, either political or religious, or else a great influx of new blood by immigration“ (1876, 2). Grammatische Mischung ist also an besondere, vielleicht extreme Bedingungen geknüpft, die (per Definition *notwendigerweise*) *außerhalb* der beteiligten Sprachen, zumeist in den soziohistorischen Bedingungen der Sprecher verortbar sind. Aus dieser relativ hohen Hürde im Sprachwandel leitet sich die relative historische Beständigkeit beziehungsweise größere Individualität der Grammatik ab. Diese wiederum ist der Grund, warum sie als erstes Klassifikationsprinzip ausgewählt worden ist. Cloughs Einwand gegen Müllers erstes ‚Axiom‘ kann daher kein genereller sein, sondern nur ein einschränkender: Die Rolle der Grammatik bei der genetischen Klassifikation sei überschätzt, die Grammatik werde „too often *practically treated as the only principle of classification*“ (1876, 2, Hervorh. i. Orig.).

Zwei Problemfälle illustrieren diesen Punkt: In einem imaginären Szenario lässt Clough alle Varietäten des indoiranischen Romani bis auf die in England gesprochene von der Bildfläche verschwinden. Da die englische Varietät (Angloromani) in ihrer Grammatik praktisch identisch mit dem Englischen ist, wäre, unter der Maßgabe der Grammatik als einziger Klassifikationsgrundlage, jeder Philologe gezwungen, sie als Dialekt des Englischen einzuordnen. Um zu verhindern, dass die Sprache der „gypsies“ klassifikatorisch allzu sehr in die Nähe des Englischen gerückt wird, würde man dann freilich auf die Wortstämme verweisen, die nämlich keinerlei Übereinstimmung erkennen lassen. Einen zweiten Fall haben wir schon im Zusammenhang mit Müllers *Lectures* angesprochen: Wenn die Grammatik das einzige Kriterium für die Rekonstruktion der Sprachverwandtschaften darstellt, dann entzieht sich eine isolierende Sprache wie das Chinesische jeglicher genetischer Einordnung, weil sie, wie Bopp und Müller ihr selbst attestiert haben, keine Morphologie, und das bedeutet im sprachwissenschaftlichen Verständnis des 19. Jahrhunderts *keine Grammatik* aufweist. Clough schlägt eine simple Lösung des Problems vor: Das Chinesische hat in der Wort-

stellung (sprich: Syntax) sein Substitut für die ‚Grammatik‘ der indoeuropäischen Sprachen, und dies könne in Verbindung mit den Wortstämmen „a most valuable secondary principle“ (1876, 3) für eine genetische Klassifikation sein.

Clough fasst hier einen weiteren und moderneren Grammatikbegriff ins Auge, der neben der flektionalen Morphologie auch die derivationale, die Syntax und die Wortstämme umfasst. Seine Argumentation harmoniert durchaus mit dem Kenntnisstand spätestens seit Bopp: Genau wie die funktionalen Elemente der Flexion, die Flektive („inflexions“), sind die (derivationalen) Affixe ursprünglich aus Wortstämmen (Nomina, Verben, Pronomina u. a.) entstanden. Diese Stämme zeigen daher sogar eine größere historische Kontinuität als die ‚Grammatik‘ im engeren Sinne (1876, 3). Wenn sich die derivationalen Affixe im Ursprung und oft auch in der Bedeutung nicht von den Flektiven unterscheiden, dann gehören sie genau wie jene zur Grammatik; aus diesem Grund wird der Wortbildung auch in den meisten grammatischen Regelwerken schon ein eigenes Kapitel gewidmet: „Word-building is, therefore, just as much grammar as declension, conjugation, syntax &c.“ (1876, 3).²⁹⁴

Auf die genetische Klassifikation angewandt, bringt dieser fraglos legitim erweiterte Grammatikbegriff (in dem auch die Grammatikalisierungstheorie anklingt) eine grundlegende Neuauslegung der Mischsprachenfrage mit sich und stellt damit das vielleicht wichtigste theoretische Fundament des Essays dar. An einfachen Beispielen wie dem englischen Suffix *-ee*, etwa in *trustee* (von Angelsächs. *trywsian* + Frz. *ée*), oder den möglichen Wortbildungen auf der Grundlage von Afrz. *feid* (Clough: *fa*) beziehungsweise *foi* wie Eng. *faith*, *faithful*, *faithless*, *unfaithful* lässt sich zeigen, dass ein axiomatischer Ausschluss grammatischer Mischung nicht zu halten ist: „[I]f ‘word-building’ is a portion of grammar, then is the English language mixed“ (ebd., 4, Hervorh. i. Orig.). Clough strebt allerdings keine strikte Antithese, sondern eine auch aus Sicht der späteren Kontaktlinguistik (vgl. etwa Thomason und Kaufman 1988, 3) realistische Synthese an: Sehr umfassend sei eine solcherart verstandene grammatische Mischung nur selten, dennoch gebiete schon die Tatsache, dass grammatische Mischung in diesem Sinne häufig auftritt, einen flexibleren Umgang mit den der genetischen Klassifikation zugrunde gelegten Kriterien.²⁹⁵

²⁹⁴ Cloughs Grammatikbegriff ist nicht immer konsistent: Spricht er im Fall des Chinesischen noch von der „collocation of words“ als einem „substitute for grammar“, wird in der hier zitierten Passage – wohlgermerkt auf derselben Seite – die Syntax schon als Element der Grammatik geführt, zu der nun auch die derivationale oder Wortbildungsmorphologie hinzutreten soll.

²⁹⁵ Thomason und Kaufman argumentieren in der Tat ähnlich, berufen sich dabei allerdings auf Boas (1917), der mit seinem Fokus auf die Klassifikation der amerindischen Sprachen freilich einen anderen Blickwinkel hat als Clough: „In fact, genetic relationship

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

Grammar, then, can be mixed, and it is often found so, though not to any very great extent. Grammatical structure may be the most essential element of classification, but it will be seen that the rules on this subject must be very elastic, or all philological enquiry will be crippled. (1876, 4)

Languages, therefore, ought to be classified according to three principles instead of one, viz: –

1. Vocabulary.
2. Grammar.
3. Pronunciation.

And it can be shown that most modern languages, and certainly English, are mixed in all three points. (1876, 5)

Clough schließt damit den Kreis, den er zu Beginn seiner Einleitung mit der Konstatierung der drei Teilbereiche der Sprache („sounds, words, and grammar“) eröffnet hat. Der letzte Satz präzisiert zudem die dort noch unspezifische These, nach der eine Mischung in jedem der drei Teilbereiche eine Mischsprache hervorbringe: Die meisten Sprachen seien in allen drei Bereichen gemischt – der Mischsprachenbegriff wird damit fraglos aussagekräftiger. Auch die eingangs konstatierten Ungenauigkeiten bei der Wiedergabe der Position Müllers dürfen wir an dieser Stelle dann als rhetorisch (im Sinne einer Polemik) motiviert und nicht etwa als Versäumnis Cloughs interpretieren: Es geht ihm nicht darum, das zu demonstrieren, was auch Müller nicht bestritten hat – dass es Sprachmischung und damit auch gemischte Sprachen gibt –; Cloughs Widerspruch richtet sich lediglich gegen die qualitative Aussage in Müllers zweitem ‚Axiom‘, nach der die Grammatik eine unüberwindbare Grenze oder, um ein anderes müllersches Bonmot aufzugreifen, einen „Rubikon“ für den kontaktbedingten Sprachwandel darstellt. Auch diese Grenze kann überschritten werden, und sie wird es zuhauf, wie die Analysen in den Hauptabschnitten des Essays nahelegen.

Charakteristisch für Cloughs Konzeption der Sprachmischung – und gleichzeitig von enormer fachhistorischer und theoretischer Bedeutung, wenn wir diese mit späteren und aktuellen Modellen des kontaktbedingten Sprachwandels abgleichen (vgl. Pagel 2015) – ist die *potentielle Unbegrenztheit und Skalarität des Phänomens* (auch wenn die quantitative Einschränkung, nach der grammatisch *stark* gemischte Sprachen als rar anzusehen seien, bestehen bleibt): „[T]he various degrees of mixture are endless“, proklamiert Clough (1876, 2) und gibt zum Ende seiner Einleitung auch eine provisorische Typologie von Mischsprachen mit

in the traditional sense of one parent per language can only be posited when systematic correspondences can be found in all linguistic subsystems – vocabulary, phonology, morphology, and (we would add) syntax as well“ (Thomason und Kaufman 1988, 8).

auf den Weg. Diese Typologie basiert auf dem vorgeschlagenen, nach den drei sprachlichen Teilbereichen differenzierten Klassifikationsprinzip – ihre Ergebnisse stellen deshalb keine distinkten, autonomen Sprachtypen dar, sondern auf dieser Grundlage definierte Segmente in einem grundsätzlich als skalar begriffenen theoretischen Raum. Ich habe sie in [Tabelle 1](#) zur besseren Anschaulichkeit in zwei Spalten organisiert und, wo möglich, in der rechten Spalte in eckigen Klammern um heutige kontaktlinguistische Entsprechungen ergänzt:

Tab. 1. Typen von Sprachmischung / Mischsprachen (vgl. Clough 1876, 5)

<i>Art der Mischung</i>	<i>Kontaktsprachentyp/Beispiele</i>	
1	„mixtures of vocabulary and pronunciation almost entirely void of grammatical structure“	„jargons“ [Jargons und Pidgins]
2	„these jargons gradually developing themselves [...] by acquiring a kind of grammatical structure“	„lingua-francas“ [Extended Pidgins und Kreolsprachen]
3	„mixtures of vocabulary and pronunciation with the mixture in grammar at a minimum“	„all modern languages“ [Sprachen mit geringer, mittlerer und hoher Entlehnungs- bzw. Kopiendichte] ²⁹⁶
4	„mixtures where two or more vocabularies, pronunciations, and grammars are joined together and arranged side by side“	„Turkish of Constantinople“ [Sprachen mit sehr hoher Entlehnungs- bzw. Kopiendichte und bestimmte verschränkte / bilinguale Mischsprachen]
5	„language which to its own vocabulary and pronunciation has added the grammar of another speech“	„the Romanny of Spain, Hungary, and England“ [bestimmte verschränkte / bilinguale Mischsprachen]

²⁹⁶ Den Begriff des *Kopierens* bzw. der *Kopie* im Sprachkontakt hat Johanson (z.B. 2002) theoretisch fruchtbar gemacht. Er soll, mit entsprechender Binnendifferenzierung, die z.T. inkonsequente und metaphorisch fehlleitende ‚klassische‘ Terminologie der Kontaktlinguistik (*borrowing*, *switching*, *mixing*, *interference*, *transfer* etc.) ersetzen und wird z.B. in Pagel (2015), Ludwig, Mühlhäusler und Pagel (2019b) und Kriegel, Ludwig und Salzmann (2019) diesbezüglich gefördert und ausgebaut.

Die Typologie bleibt aber ein Provisorium ohne größere theoretische Reichweite, denn sie wird in den Analysen nicht systematisch angewandt (in welche Klasse das Englische gehören soll, dessen Gemischtheit sich Clough schwerpunktmäßig widmet, bleibt zum Beispiel unklar) und steht im Text durchaus auch in Konkurrenz zu anderen, mehr oder weniger beiläufig formulierten Klassifikationen. Aufgabe der beiden Hauptteile des Essays ist es also nicht unbedingt, die genannten Typen beziehungsweise Segmente mit empirischem Material zu füllen, sondern überhaupt erst einmal ein Korpus der Sprachmischung und der Mischsprachen zu erstellen und es den diese Phänomene kategorisch negierenden Thesen entgegenzustellen. Als schwierig entpuppt sich dabei weniger die Suche nach Material als vielmehr die Auswahl aus dem überaus reichen Fundus. Den Grund für diese Fülle sieht Clough in der von ihm vornehmlich als sozial verstandenen Funktion von Sprache, die Mischung als potentiellen Umstand *aller* historischen Begegnungen zwischen Sprechergruppen erscheinen lässt:

In the prosecution of this enquiry the principal difficulty is the abundance of materials. Wherever one nation has conquered another, civilised another, or converted another, there may we look for mixtures in language, and thus the subject would naturally embrace a history of the world. (1876, 5f.)

Clough ist damit vielleicht der Erste in diesen für das Thema der vorliegenden Arbeit entscheidenden letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts, der kontaktbedingten Sprachwandel *auf allen sprachlichen Ebenen* als Normalfall, als eine dem Phänomen Sprache von Natur aus zukommende Eigenschaft denkt und eine möglichst breite Palette an empirischen Belegen dafür zusammenträgt. Dieses Denken ist fundiert in einem Sprachverständnis, das sich ganz wesentlich von der naturhistorischen Auffassung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft distanziert hat: Clough begreift Sprache (in diesem Punkt nicht unähnlich den sich zeitgleich in Deutschland formierenden Junggrammatikern)²⁹⁷ als kognitiv-psychologisches Phänomen, dessen Funktionalität und Potentiale vor allem im sozialen Handeln der Sprecher sichtbar werden. Nicht biologische oder physikalische Prinzipien zeichnen deshalb für den diachronischen Sprachwandel verantwortlich, sondern die Bedürfnisse und Handlungen der Sprecher. Ein solches Verständnis schlägt sich unmittelbar in der Interpretation der Verwandtschaftsrelationen zwischen Sprachen nieder, wie Clough zum

²⁹⁷ Der Vergleich ist nicht zufällig gewählt: Das Erscheinungsjahr von Cloughs Essay 1876 wird oft auch als das *annus mirabilis* des junggrammatischen Ansatzes bezeichnet. Kritisch dazu Koerner (1978a).

Beispiel in seinen Resümees zur Gemischtheit der romanischen Sprachen sowie des Englischen eindrücklich vor Augen führt:

Our general conclusion, then, with regard to the Romance languages is that they are not pure languages, but mixed, some of them very much so; and that, if they were not mixed, they would not be Romance languages, but dialects of popular Latin. (1876, 49)

English certainly presents the case of a speech which is mixed in every point of classification, being a Teuto-Romance language. (1876, 125, Hervorh. i. Orig.)

Clough interpretiert die genetische Beziehung zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen also dezidiert nicht als Ergebnis einer von den Sprechern isolierten, aus ‚natürlichen‘ (im Sinne der physischen Wissenschaften) beziehungsweise mechanischen Prinzipien abstrahierten Speziation, wie sie in der Standardversion des Stammbaummodells seit Schleicher verstanden wird. Noch begreift er sie als Repräsentation verschiedener Stadien im ‚natürlichen Wachstum‘ einer Sprache, wie zum Beispiel Müller es verstanden haben will – ein Wachstum nämlich, das gegen laterale Einflüsse auf die Grammatik immun ist, womit die historische Kontinuität der grammatischen Strukturen gewährleistet bleibt. Für Clough ist allein die Existenz der romanischen Sprachen vis-à-vis dem Latein ein unumstößliches Indiz für ihre Gemischtheit: Denn wären sie nicht gemischt, dann wären sie vom Latein nicht hinreichend zu unterscheiden und würden mithin als dessen Dialekte interpretiert werden müssen; kein sprachwissenschaftlich haltbares Kriterium würde ihre Ausgliederung aus dem Varietätenverbund des Lateins rechtfertigen. Damit, und mit der expliziten Doppelzugehörigkeit des Englischen zum germanischen wie auch zum romanischen Zweig des indoeuropäischen Stammes, wird noch einmal eine Schwachstelle des Standardmodells der Sprachverwandtschaft attackiert, das auf dem Prinzip der asexuellen (parthenogenetischen und damit nur ‚vertikal‘ relevanten), nicht der sexuellen (auch ‚horizontal‘ relevanten) Fortpflanzung basiert und folglich Sprachmischung konzeptuell ausschließen muss. Auch so kann ja Müllers ‚Axiom‘ von der Unmischbarkeit der Grammatik verstanden werden: Als Gesetzmäßigkeit, die den Begründetheitsanspruch der Parthenogenese-Analogie des Stammbaummodells unterstreichen soll. Bei Clough dagegen erhält die genetische Relation zwischen dem Latein und den romanischen Sprachen, beziehungsweise zwischen dem Englischen und den romanischen Sprachen, eine dezidiert soziohistorische Dimension: Es sind die alltäglichen menschlichen Handlungen, die kontaktbedingten Sprachwandel induzieren, ja regelrecht implizieren. In der zum Beispiel von Schleicher und Müller ausführlich diskutierten Frage, ob die Sprachwissenschaft eine physische oder eine his-

torische Wissenschaft sei, müsste sich Clough deshalb unzweideutig auf der Seite der historischen Wissenschaft positionieren.

Mit diesem Sprachbild wird Clough zu einem Pionier sozialer Ansätze der Sprachbetrachtung und steht als solcher neben einem Mann, der etwa zeitgleich einen frühen sozialen beziehungsweise soziolinguistischen Ansatz sprachphilosophisch umfassend konstituiert, von dem ironischerweise aber auch die deutlichste Kritik an Cloughs Essay kommt: Whitney. Dessen Aufsatz „On Mixture in Language“ wird unter anderem Gegenstand des nächsten Kapitels sein; es sei hier nur soviel vorausgeschickt, dass Whitneys Kritik, bei aller rhetorischen Schärfe, keine inhaltlich grundsätzliche ist. Von wem Clough sich in seiner Sprachtheorie inspirieren ließ, das lässt sich heute nur schwer feststellen. Eine explizite Bezugnahme auf Whitney gibt es, wie schon erwähnt, im Essay nicht – eine größere Rolle scheinen jedoch, wie ein Blick in die knappe Bibliografie verrät, die frühen Texte der Romanistik gespielt zu haben: Hier sind zum Beispiel George Cornewall Lewis' *Essay on [the] Origin and Formation of the Romance Languages* (1835), Diez' *Grammatik der romanischen Sprachen* (1836–44) und *Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen* (1853) sowie M. Raynouards *Lexique roman* (1838–44) aufgelistet.

Wir wollen im Folgenden die für das Thema dieses Buches wichtigsten Gedanken Cloughs aus den Analysen in den beiden Hauptteilen des Essays zusammentragen. Dabei ist der zweite Hauptteil mit seiner detaillierten Anatomie der verschiedenen Kontaktschichten im Englischen von geringerem Interesse als der erste, der an einer transkontinental orientierten Auswahl von Sprachen das Phänomen der Sprachmischung in sehr unterschiedlichen Gradierungen kontrastiert. Obgleich auch in den Analysen des ersten Hauptteils unterschiedliche Detailgrade zu erkennen sind, ist das Vorgehen in allen Abschnitten doch relativ systematisch und umfasst einen sprachgeschichtlichen Abriss, der die betreffenden Sprachkontakte verortet, eine Darstellung und Zuordnung der Fremdeinflüsse in den drei Bereichen Vokabular, Lautung („pronunciation“) und Grammatik – mit anderen Worten: eine diachronische und eine synchronische Perspektive, wobei die Geschehnisse in der ersten mit den Phänomenen in der zweiten in einer kausalen Beziehung stehen – und eine Einschätzung der Gemischtheit der besprochenen Sprache/n, mitunter, aber nicht durchgängig im Rahmen der in der Einleitung vorgeschlagenen Typologie. Dass die synchronische Struktur der Sprachen wesentlich von der Geschichte ihrer Sprecher geprägt wird, ist ein Grundgedanke in Cloughs Essay, der sich aus dem Sprachverständnis des Autors herleiten lässt. Daneben spielen aber, und in einem viel größeren Umfang als bei Van Name, auch vermeintlich ‚rassische‘, zivilisatorische und kognitive Anlagen eine Rolle.

Das untere Ende des Sprachmischungsspektrums können wir mit Typ 3 in Cloughs Typologie (vgl. [Tab. 1](#)) assoziieren. Sprachen dieses Typs zeigen „mix-

tures of vocabulary and pronunciation with the mixture in grammar at a minimum“ (1876, 5), dies trifft Clough zufolge, und noch einmal in unterschiedlichen Abstufungen, auf die meisten modernen gesprochenen Sprachen zu. Als besonders ungemischtes Exemplar wird zum Beispiel das Baskische angeführt: Auch hier sind insbesondere im Vokabular verschiedene Quellen auszumachen, doch in Morphologie („grammar“) und Syntax „Basque is so entirely different from other European grammars that it is, perhaps, free from mixture“ (1876, 28 f.).²⁹⁸ Umfangreicher und komplexer, und durchaus zum Teil auch grammatischer Natur, sind die kontaktbedingten Sprachwandelprozesse in den keltischen und germanischen Sprachen. Dass die romanischen Sprachen und insbesondere das Englische bereits über die in Typ 3 zusammengefassten Grade leichter bis mittlerer Mischung hinausgehen, scheint sicher, wird aber nirgends explizit gesagt. Einen guten Hinweis bietet aber ein anderer, recht beiläufiger, dreistufiger Klassifizierungsansatz, in dem zwischen den germanischen Sprachen auf der einen und den romanischen und dem Englischen auf der anderen Seite eine Grenze gezogen ist:

Maltese, Hindústání, the Romance languages, Turkish, and English may be taken as examples more or less perfect of this growth of a jargon into a language. Other languages, such as Teutonic and Scandinavian, are comparatively pure from foreign admixture; whilst a third class, such as modern Greek, may be regarded as practically pure. (Clough 1876, 12f.)

Die Sonderstellung insbesondere des Englischen unter den modernen (europäischen) Sprachen wird von Clough dabei durchweg positiv gedeutet, am eindrucksvollsten sicher in der *Conclusion* des Essays. Dort ist auch eine weitere Klassifikation zu finden, nämlich als Mischsprache „auf halbem Weg“ zwischen den germanischen und den romanischen Sprachen:²⁹⁹

²⁹⁸ Es ist unwahrscheinlich, dass Clough hier eine typologische Barriere für Kontakteinflüsse im Blick hat, der Kommentar ist m.E. rein synchronisch zu verstehen (das heißt: die baskische Grammatik ist *heute* so verschieden von anderen europäischen Grammatiken, dass kein Kontakteinfluss darin auszumachen ist).

²⁹⁹ Ähnlich auch an anderer Stelle (1876, 84); auch dort liest es sich wie eine Deutung des Englischen als sog. *verschränkte Sprache/bilinguale Mischsprache* (nach der Klassifizierung in der Einleitung des Essays eher Typ 4 oder 5): „English must therefore be regarded as the offspring of two languages, or perhaps as the engrafting of two languages one on the other, followed by the subsequent lopping off of most of the superfluous words and inflections.“ – Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Bezeichnung der heute vielleicht bekanntesten dieser bilingualen Mischsprachen, *Media Lengua* (lit. ‚Halbsprache‘) bzw. den Titel von Pieter Muyskens für die kontaktlinguistische Erschließung dieser Sprache wegweisenden Aufsatz „Halfway between Quechua and Spanish: The Case for Relexification“ (Muysken 1981).

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

English, then, is pre-eminently a mixed language. It defies alike the traditions of its old vocabulary, grammar, and pronunciation; it studies not the old theories, but modern practice, and keeps pace with the times. [...] English is not only the most promising modern language, but it owes its excellencies to its very irregularities, and these in turn are a result of that mixture in the language which places it halfway between Teutonic and Romance. (1876, 124)

Sprache dient für Clough der Reflexion und Begleitung der sozialen Tätigkeiten der Sprecher. Der Austausch von Konzepten und Ideen, sei es zwischen Individuen oder Völkern, ist auch ein Austausch von Worten, der Ausdrucksapparat damit immer nur ein vorübergehender, permanent zu entwickelnder und anzupassender. Die intrinsische Bindung der Sprachen an die sozialen Aktivitäten der Sprecher macht Kontaktoffenheit zu einer Voraussetzung für zivilisatorische Entwicklung und zur Überlebensecke der Sprachen, und sie macht multiple Schichten der Mischung in einer Einzelsprache wie dem Englischen (resümiert 1876, 125) zum untrüglichen Indiz eines kontinuierlichen zivilisatorischen Fortschritts. Sprachpurismus, wie ihn Clough für das Latein und gerade auch für das moderne Französische ausmacht, behindert dagegen in Extrapolation dieses Arguments wechselwirkend die Sprachen und die Sprachgemeinschaften in ihrer Entfaltung. Hier klingen vielleicht Gedanken Johann Gottfried Herders und Wilhelm von Humboldts zur Wechselwirkung von Sprache und (Volks-)Geist an – die Autorität jedoch, bei der Clough sich vor allem Unterstützung für sein Argument holt (1876, 124), ist J. Grimm, der in seinem Sprachursprungessay, ganz im romantisch-nationalistischen Tonfall, die diachronische Entwicklung des Englischen als beispiellosen Weg der Befreiung vom alten Formenkorsett hin zu einer neuen Ausdruckskraft, vom Sinnlichen hin zum Geistigen beschrieben hat, dem Englischen deshalb den Status der Weltsprache als rechtmäßig zugesprochen und dem englischen Volk eine bedeutende Zukunft prophezeit hat.

Generell findet das gleiche Argument aber auch auf die romanischen Sprachen Anwendung: Clough wehrt sich gegen die weiterhin verbreitete Hypothese, diese seien lediglich ein (zum Beispiel durch die invadierenden Goten) korrumpiertes Latein und präsentiert eine ausgewogenere, modernere Sicht, die ganz im Einklang mit seinem Sprachbild steht. Die schiere Ausdehnung des Römischen Reiches und die komplexe Stratifizierung seiner Bevölkerung verbiete bereits die Annahme eines einheitlichen Lateins in allen Provinzen und in allen Schichten. Die Goten (bei Clough alternierend „Goths“ und „Teutons“) hätten sich daher schnell ein mehr oder weniger umfangreiches lateinisches Vokabular angeeignet, aber wohl kaum bis zum vollständigen Erwerb über der lateinischen Schulgrammatik gebrütet („The conquerors of the Caesars could not be expected to sit down to the Latin grammar“, 1876, 30), sondern entsprechende Lücken mit eigenen Kreationen und oft nach analogischem Muster

gefüllt. So sind Konjugation und Deklination reduziert und transformiert, ganze Flexionsbereiche durch Präpositionen und Auxiliärverben ersetzt worden. Clough will diesen Prozess aber nicht grundsätzlich dem Kultur- und Sprachkontakt zuschreiben, sondern interpretiert ihn – und argumentiert damit ähnlich wie Van Name in Bezug auf den von ihm beschriebenen Sprachwandel bei der Kreolisierung – als „tendency in all languages to simplify their terminations. This tendency is, however, strongest at the time of any great disruption, and the Teutons no doubt hastened this change“ (1876, 40). Mit der Annahme einer universalen Tendenz der Reduktion von Endungen (sprich: von Morphologie) scheint dieser Erklärungsansatz zwar nicht völlig losgelöst vom Verfallstopos der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft; entscheidend ist aber, dass der eigentliche Impuls für den Sprachwandel als von außen, von den soziohistorischen Bedingungen der Sprecher kommend wahrgenommen wird, die Sprecher und ihre Geschichte mithin als Agentien des Wandels in Erscheinung treten. Wie schon Van Name setzt also auch Clough die Intensität gesellschaftlicher Umbrüche (wir könnten auch sagen: des Kontaktes) in ein proportionales Verhältnis zur Intensität beziehungsweise Geschwindigkeit des Sprachwandels. Das Gesagte gilt in gleichem Maße auch für die weitere Verbreitung der Innovationen: Die Stellung der Goten als Eroberer und neue Repräsentanten der politischen und militärischen Gewalt garantierte, dass die gotisch-lateinischen Eigenwilligkeiten imitiert und in die Breite propagiert wurden.³⁰⁰ Im Ergebnis „the language spoken by the courts and armies of these conquering Teutons was no more that of Cicero than the French of a Cockney boarding-school is that of Paris“ (1876, 32). Nach analogem Muster wurde schließlich auch das lateinische Lexikon umgestaltet, mit Germanismen und Germanisierungen durchtränkt, die zuerst im Dunstkreis der gotischen Machthaber („von Schmeichlern“, „sycophants“, ebd.) adaptiert und propagiert wurden und fortan ihre eigene Entwicklung im gesprochenen Latein hatten. Als weitere wichtige Quelle für den lexikalischen Apparat der romanischen Sprachen nennt Clough Wörter, die bereits im ausgedehnten Diasystem des Lateins vorhanden waren, aber in der literarischen Hochsprache bisher keine Rolle gespielt hatten, sowie das spezifisch germanische Kulturvokabular (1876, 33–39).

An den Beginn seiner Analysen setzt Clough aber nicht die europäischen Kultursprachen, sondern die für sein Argument fraglos aussagekräftigeren, in Zonen massiven interkulturellen Kontaktes geprägten „Jargons“. Der Begriff meint in der Essenz strukturell stark reduzierte, noch nicht (endgültig) stabilisierte Kontaktvarietäten und umfasst deshalb auch, nach heutiger Terminolo-

300 Vgl. Croft (2000), in dessen evolutionärem Ansatz zur Erklärung von Sprachwandel dem Begriff *propagation* ebenfalls eine zentrale Rolle zukommt.

gie, sogenannte *Pidgins* (und möglicherweise auch *Extended Pidgins*); als Beispiele führt Clough Chinook-Jargon, Sranan, Haitikreol, Jamaikakreol, das Pidgin-Englisch Kantons oder das Englische der Schwarzen in den USA an. Unabhängig davon, wie haltbar einzelne Deutungen Cloughs aus heutiger Sicht sind: Es sind einige Beobachtungen darunter, die auch in den kontaktlinguistischen Diskurs eingeflossen sind. Clough beschreibt zum Beispiel, dass „Jargons“ in einem situativen Bedürfnis nach einem gemeinsamen Kommunikationsmittel entstehen, wo kein anderes verfügbar ist, und dass dabei auf sprachliches Material aus beiden (beziehungsweise allen) am Kontakt beteiligten Sprachen zurückgegriffen wird, jedoch die mit Blick auf die Kernfunktion des Kommunikationsmittels durchaus entbehrliche Grammatik außen vor bleibt (1876, 7). Er weiß, dass diese „Jargons“ sich zu „lingua-francas“ (das heißt nach heutiger Terminologie: zu Kreolsprachen) entwickeln können, indem sie eine ‚neue‘ grammatische Struktur erwerben, die also bis zu einem gewissen Grad unabhängig von den im Kontakt involvierten Strukturen ist (1876, 5), und beschreibt damit im Prinzip den Kreolisierungsprozess. Er erkennt auch das heuristische Potential dieser Kommunikationsmittel (Jargons, Pidgins und Kreols) für ein genaueres Verständnis von Sprache im Allgemeinen und der Ursprünge und Geschichte der europäischen Sprachen im Besonderen. Clough zieht dabei insbesondere für die romanischen Sprachen einen vergleichbaren Ursprung in Betracht, eine These, die auch in den jüngeren und rezenten Publikationen der Kreolistik immer wieder auftaucht (z. B. bei Mufwene 2000):

The subject of jargons is important, for we may by their study obtain clearer ideas of many weighty points, as, for example, the formation and origin of those European languages now called Romance, which were once nothing more than jargons of various Gothic and Latin dialects. (1876, 7)

Clough hebt auch hervor, dass gerade die europäischen Kolonien beste Bedingungen für die Ausbildung solcher Kommunikationsformen bieten, was in ihrem, modern ausgedrückt, spezifischen soziohistorischen Setting begründet liegt. (Ganz im Einklang mit seinem Sprachverständnis begründet er in *allen* Analysen vornehmlich soziohistorisch). Betont wird auch die starke Variabilität und Instabilität von „Jargons“ und ihr Weg zu einer „echten Sprache“, bei dem die mehr oder weniger ausschließliche Verwendung in der multiethnischen Sprechergemeinschaft beziehungsweise die Funktion als Muttersprache einer neuen Sprechergeneration entscheidende Faktoren darstellen. Clough zitiert dazu Horatio Hale, der in den 1840er Jahren über den Chinook-Jargon schrieb (vgl. Boyd 1996, 189 ff.):

The general communication is maintained chiefly by means of the jargon which may be said to be the prevailing idiom. There are Canadians and half-

breeds married to Chinook women, who can only converse with their wives in this speech; and it is the fact, strange as it may seem, that many young children are growing up to whom this factitious language is really the mother tongue, and who speak it with more readiness and perfection than any other. (Hale, zit. nach Clough 1876, 9)

Formal umfasst die Entwicklung eines „Jargons“ zu einer „recognised language“ lediglich die Fixierung der geschaffenen Kommunikationsform, die notwendigerweise auch eine Ausbildung der im „Jargon“ ja weitgehend abwesenden grammatischen Strukturen zur Folge hat. Das Kriterium der „permanence“ unterscheidet damit ‚vorsprachliche‘ von im eigentlichen Sinne ‚sprachlichen‘ Kommunikationsformen, und auch die Grammatik (freilich in Cloughs weitem Grammatikbegriff) wird zu einer *Conditio sine qua non* des Sprachbegriffes:

There is only one essential point of difference between these jargons and usually recognised *languages* of the world. This point is permanence. If the jargons of Vancouver, Canton, or the Mediterranean become fixed, either by isolation or by writing, they will become languages, and will soon acquire some sort of a grammatical structure. (Clough 1876, 12, Hervorh. i. Orig.)

Dass Clough keine ganz kohärente Typologie von Mischsprachen vor Augen hat, wird noch einmal deutlich, wenn an dieser Stelle auch die historische *Lingua franca* des Mittelmeerraumes – eigentlich Thema des zweiten Kapitels – als „jargon“ bezeichnet wird. Noch erstaunlicher ist aber, dass Clough im direkten Anschluss an die zitierte Stelle auch das Englische und die romanischen Sprachen als Beispiele für die Stabilisierung beziehungsweise Fixierung von „jargons“ anführt, in den Worten des modernen kreolistischen Diskurses (und durchaus vereinbar auch mit Van Names Thesen) also eine zu jener der Kreolsprachen prinzipiell analoge Genese annimmt (1876, 12). Dagegen werden in der Einleitung des Essays „all modern languages“ dem oben schon besprochenen dritten Mischtypus zugeordnet (1876, 5). Eine Möglichkeit, diese doppelte Zuweisung zu verstehen und etwas mehr Kohärenz in Cloughs ersten Typologierungsversuch hineinzulesen, eröffnen allerdings die beschriebenen notwendigen Bedingungen für den Status einer ‚echten‘ Sprache: Dauerhaftigkeit durch Fixierung der Strukturen („permanence“) und das Vorhandensein beziehungsweise die Ausprägung grammatischer Formen. Dann sind zunächst *alle* modernen Sprachen in irgendeiner Form gemischt (vgl. Tab. 1, Typ 3–5), und *manche* dieser Sprachen (auch das Englische und die romanischen Sprachen) sind nach einer kontaktbedingten Destrukturierung, die sie auf das Niveau der „jargons“ (Typ 1) gebracht hat, *restrukturiert* und über das Stadium als „lingua-francas“ (Typ 2) als Sprachen *rehabilitiert* worden (Typ 3). Auf dieselbe Weise kann jeder aktuelle „jargon“ fixiert und restrukturiert werden und so (noch einmal über das Stadium als „lingua-francas“) in die Kategorie der *Sprachen* (Typ 3–5) aufrücken.

Manche der modernen Sprachen, wie zum Beispiel das Angloromani, sind aber noch einmal hinreichend anders beziehungsweise stärker gemischt; für sie sind die verbleibenden Typen (4 und 5 – eine genaue Abgrenzung zwischen diesen beiden scheint jedoch besonders schwierig) bestimmt. Dies steht zum Beispiel im Fall des Angloromani auch im Einklang mit modernen Klassifizierungsversuchen als bilinguale Mischsprache beziehungsweise verschränkte Sprache (z.B. Bakker und Mous 1994; Matras und Bakker 2003).

Auf Cloughs weitere Analysen einzelner Sprachen und ihrer Mischverhältnisse wollen wir hier nicht im Detail eingehen, denn sie spielen für unser Thema nur eine untergeordnete Rolle. Bedeutsam – und erneut aussagekräftig im Hinblick auf das im Essay transportierte Verständnis von Sprache als sozialem Phänomen – ist allerdings das knappe Schlusswort des ersten Hauptteils, denn hier setzt Clough dem müllerschen ‚Axiom‘, das ja ein Auslöser für den Essay war, ein eigenes entgegen, das die *grundsätzliche Gemischtheit moderner Sprachen* postuliert. Mehr noch: Er stellt diesem „Axiom“ auch ein „Dogma“ zur Seite, demzufolge das Potential der Sprachen, die Entwicklung der Menschheit voranzutreiben, mit dem Grad ihrer Gemischtheit korreliert:

The testimony of the languages chosen in the preceding pages for illustration is certainly in favour of the axiom proposed – namely, that a very large number, if not all, modern languages are more or less mixed in grammar, pronunciation, and vocabulary; to which might be added the dogma that the more mixed they are the better adapted will they be to forward the well-being of mankind. (Clough 1876, 52)

Spätestens an dieser Stelle wird eine Präzisierung des Axiombegriffes bei Clough – und mutatis mutandis bei Müller – notwendig. Müller hatte die Kriterien seines Axiombegriffes nicht transparent gemacht, Clough aber gibt in seinem Preface („This assertion [von Müller und anderen, SP] is called an axiom, or self-evident truth“) einen sicheren Hinweis darauf, dass beide nicht den heute überwiegend verwendeten formalen Axiombegriff im Sinn haben. Dieser formale Axiombegriff bezeichnet grundlegende Aussagen, die die Fundamente eines konkreten formalen Aussagensystems darstellen und (deshalb) innerhalb dieses Systems nicht begründet oder logisch abgeleitet sind. Das Axiomatische ist dabei eine rein formale Eigenschaft, unabhängig von Evidenz oder dem ontologischen Status des Axiominhalts. Weder Clough noch Müller, soviel ist klar, vollführen ihre Betrachtungen und Analysen im Rahmen formaler Aussagensysteme; zudem entwickelt der formale Axiombegriff ohnehin erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts, unter maßgeblicher Wirkung der Mathematiker David Hilbert und Kurt Gödel, seine Zugkraft. Der Axiombegriff, der in der Mischsprachendebatte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Anwendung kommt, ist also ein anderer, nämlich der meist auf Aristoteles zurückgeführte ‚klassische‘ Axiombegriff der

Philosophie, der selbstevidente oder allgemein akzeptierte, deshalb als notwendig wahr betrachtete Aussagen bezeichnet, die keines Beweises bedürfen oder nicht bewiesen werden können. In einer Anwendung dieses Axiombegriffes auf die Naturwissenschaften werden darunter auch grundlegende Prinzipien oder Gesetze verstanden, deren Wirksamkeit in der Empirie ausführlich belegt sind, etwa die Newton'schen Bewegungsgesetze (bei Isaac Newton auch explizit als *axiomata sive leges*, ‚Axiome oder Gesetze‘ bezeichnet). Während Müllers Axiombegriff diesem ‚klassischen‘ der Philosophie sehr nahekommt, ist Cloughs viel stärker von der Empirie her gedacht: Nicht umsonst beinhaltet sein Essay vor allem Sprachanalysen, die in Müllers erster und zweiter Vorlesung, in der er die Sprachwissenschaft vor allem theoretisch als physische Wissenschaft zu etablieren versucht, so gut wie keine Rolle spielen. Was für Müller also apriorisch, aus sich selbst heraus einsichtig und notwendig wahr erscheint, und deshalb nicht bewiesen werden muss, ist für Clough nur der Prätext für seine Präsentation und Katalogisierung empirischer Daten, die Müllers „Axiom“ widersprechen. Cloughs eigenes „Axiom“ ist daher weniger aus selbstevidenter, konventioneller oder anderweitig ‚notwendiger‘ Einsicht, sondern aus empirischen Fakten gewonnen und kommt daher vielleicht auch dem eben zum Beispiel für Newton skizzierten, ‚naturwissenschaftlichen‘ Axiombegriff näher – auch wenn dies im Widerspruch zu Cloughs Sprachbild steht, das gerade *kein* naturwissenschaftliches ist, sondern eines, das Sprache als mentales und soziales Phänomen zu fassen versucht.

Der Begriff des *Dogmas*, mit dem Clough hier sein „Axiom“ erweitert, passt durchaus zu diesem Verständnis: Außerhalb des kirchlichen Kontextes bezeichnet *Dogma* eine Aussage oder Lehrmeinung mit absolutem Gültigkeits- beziehungsweise Wahrheitsanspruch. Dieser Anspruch ist üblicherweise begründet, wenn auch nicht in zureichender Form. Eine Begründung für Cloughs „Dogma“ ist leicht in dessen Sprachphilosophie zu eruieren: Wenn menschliche Tätigkeiten kontinuierlichen Bedarf an neuen Ideen schaffen und der ‚Naturzustand‘ von Sprachen darin zu sehen ist, dass sie sich diesem Bedarf unterwerfen, sich also auch im Kontakt verändern, und wenn Clough seine eigene Gegenwart als eine Zeit der allgemeinen Intensivierung von Kultur- und Sprachkontakten deutet, dann ist es nur folgerichtig, dass die stärker gemischte Sprache die besser angepasste ist und bessere Voraussetzungen auch für die weitere progressive Entwicklung des Menschen schafft. Philologisch-philosophischen Rückhalt holt Clough sich da, soviel hatten wir im Essay schon vorausgeschaut, von J. Grimm, der dem Englischen aufgrund von dessen gemischtem, und das heißt in dieser Interpretation dezidiert auch *fortschrittlichem* Charakter hervorragende Eignung in dieser Hinsicht sowie eine große Zukunft bescheinigt hatte.

Ausschließlich dem Englischen gilt deshalb der zweite Hauptteil und quantitativ damit mehr als die Hälfte des Essays. Cloughs Intention diesbezüglich herzuleiten, ist nicht schwierig: Es geht darum, zu zeigen, dass Mischsprache

chen kein exotisches Phänomen oder ein Symptom unzivilisierter Gesellschaften sind, sondern dass mit dem Englischen (und ähnlich mit den romanischen Sprachen) jedem europäischen Philologen, und das betrifft insbesondere den in Cambridge lebenden und lehrenden Müller, tagtäglich eine solche Mischsprache vor Augen steht. Diese These zieht sich wie ein roter Faden durch den Essay. Sie spiegelt sich selbst in den Abschnittsüberschriften des zweiten Hauptteils eindeutig wider („The English language is mixed“, § 1; „The Latin and Neo-Latin element: Englisch is a Teuto-Romance language“, § 7). Clough schlüsselt in diesem zweiten Teil die Art der Mischung minutiös auf. Dazu sortiert er die Elemente kapitelweise nach ihrem Ursprung. Er betrachtet zunächst das angelsächsische Fundament des Englischen, dann andere germanische Einflüsse, später das norwegische, das keltische, verschiedene vor allem aus den Kolonien eingeführte, und schließlich das lateinische und „neo-lateinische“ (also das normannisch-französische) Element. Neben dieser Oberflächengliederung gibt es eine tiefer liegende in Hinsicht auf die drei Teilbereiche der Sprache: Das Vokabular spielt hier die quantitativ bedeutsamste Rolle, doch auch Mischung in der Grammatik und in der Lautung werden abgehandelt. Die gesamte Analyse ist dabei durchweg empirisch basiert, also mit einer Fülle an Beispielen unterlegt. Was da als Gesamttext im zweiten Teil des Essays entsteht, könnte man eigentlich auch als eine Sprachgeschichte des Englischen bezeichnen. Es werden zudem für alle Elemente beziehungsweise ihre Einführung – gemäß dem eingangs vorgestellten Sprachbild Cloughs – soziohistorische Hintergründe angeführt, die im Wesentlichen auch dem Stand der heutigen Forschung entsprechen. Wichtig für unsere Zwecke sind vor allem einige über den zweiten Teil verstreute theoretische und methodische Überlegungen Cloughs, die bereits in die Kontaktlinguistik des 20. Jahrhunderts vorausweisen.

Eine erste Überlegung betrifft die Methode zur wissenschaftlichen Bestimmung des Fremdeinflusses in einer beliebigen Sprache. Die Auszählung von Wörterbucheinträgen, stellt Clough fest, bietet aufgrund der Selektivität dieser Textsorte nur einen sehr unzureichenden und einseitigen Zugang, der im Fall des Englischen interessanterweise zugunsten des romanischen Einflusses ausfällt. Um aussagekräftigere Angaben zu machen, müsse unbedingt auch „the testimony of our authors and of our conversation – that is, of current English as distinguished from that English which is almost petrified in the dictionary“ (1876, 54), mit anderen Worten: *schriftliche und mündliche Sprache in tatsächlicher Verwendung* zur Analyse hinzugezogen werden. Der ‚Mündlichkeit‘ gelte sogar das methodische Primat. Was Clough damit meint, ist allerdings nur eingeschränkt mit den Schriftlichkeits-/Mündlichkeits-Ansätzen des 20. Jahrhunderts in Einklang zu bringen, denn es geht ihm in erster Linie um „conversation judged by such books as have taken a lasting hold on the En-

glish nation“, das heißt die Bibel, Gebetsbücher und ein eher ‚populärer‘ (und damit, in Koch und Oesterreichers 1985, 2011 Begriffen, konzeptuell mündlich orientierter) Roman wie Defoes *Robinson Crusoe* (ebd.). Allerdings gibt Clough auch zu bedenken, dass die tatsächlich verwendete Zahl von Wörtern („really useful words“) zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit sowie auch zwischen einzelnen Autoren stark divergiert und dies bei Analysen ebenfalls zu berücksichtigen sei (1876, 55). Eine Reihe (offenbar eigener) Auszählungen (1876, 54f.) von Texten demonstriert nun, dass im Gegensatz zu den Ergebnissen der Wörterbuchanalyse hier das germanische Element eindeutig überwiegt, womit das Englische als tendenziell ungemischte Sprache erscheinen mag. Der eklatante Widerspruch zu den Ergebnissen der Wörterbuchanalyse (nach der die romanischen Elemente überwiegen) weist aber auf ein grundsätzliches Problem methodischer Art hin, das jedoch zu umgehen ist, indem jedes ‚Wort‘ in einem gegebenen Datensatz nur einmal gezählt wird. Clough plädiert damit also schon für eine genaue Differenzierung zwischen *token* und *type* („To be perfectly fair in these statements no word ought to be counted twice over in the same passage“; 1876, 55) – Begriffe, die eigentlich erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Charles Peirce (Peirce 1906) in die analytische Sprachphilosophie und dann in die quantitative Linguistik eingehen. In Bezug auf das Englische

[t]his would reduce the Teutonic element considerably; for the preponderance is often more apparent than real from the constant repetition of such words as *of, the, a, an, in, on, upon, and, if, but, to, this, that, &c.* (Clough 1876, 55, Hervorh. i. Orig.)

Innovativ sind schließlich auch die Versuche Cloughs, die „Mischsprache“ Englisch *genetisch* einzuordnen. Bei aller Unterschiedlichkeit im Wortlaut, die wir als Unsicherheit angesichts des neuen terminologischen Terrains auslegen können, kristallisiert sich das Bild einer Union oder Verschränkung verschiedener Abstammungsstränge heraus, das damit wesentlich von den Vorhersagen des Standardmodells der Sprachverwandtschaft in der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft abweicht:

[Under the influence of Romance Neo-Latin] Anglo-Saxon became a dead language, or, to put it more correctly, the union of Anglo-Saxon with Norman French produced that Anglo-Romance language we call English [...]. (1876, 80)

English must therefore be regarded as the offspring of two languages, or perhaps as the engrafting of two languages one on the other, followed by the subsequent lopping off of most of the superfluous words and inflections. (1876, 84)

Diese verschiedenen Abstammungsstränge liegen in allen drei von Clough eingangs definierten Sprachbereichen offen; besonders relevant für das Argument gegen Müllers ‚Axiom‘ ist dabei natürlich die Mischung in „[a]lmost every portion of the grammar“ (1876, 100). Dieser Grammatikbegriff umfasst Morphologie und Syntax, und auch in Bezug auf den zweitgenannten Sektor „it is very apparent that the arrangement of words in a sentence is more Romance than Teutonic, more Norman than Saxon, in the English language“ (1876, 109). Im Detail sind es sogar mehrere Quellen aus der germanischen und mehrere aus der romanischen Sprachgruppe, die im modernen Englischen zusammenfließen; im Ergebnis ist Englisch deshalb eine multipel gemischte Sprache. Clough resümiert:

We have seen that the Teutonic element of our language is itself a mixture of Anglo-Saxon and other Low German tongues with Norse and High German. So also our Romance element is Norman; French, old and new; Spanish; Portuguese; Italian; and Lingua Franca; themselves not pure, being mixtures of Latin, Low Latin, and all kinds of German. Then there is the Greek element, the Celtic, the Asiatic, the African, and the American. *All these languages have contributed to our dictionary, many of them to our pronunciation, and some of them to our grammar.* (1876, 125, Hervorh. i. Orig.)

In seinem pointierten Aufsatz über das Spannungsfeld zwischen genetischer Klassifikation auf der einen und Sprachkontakt auf der anderen Seite hat Noonan (2010, 49ff., Hervorh. i. Orig.) drei hauptsächliche Auslegungen des genetischen Verwandtschaftskonzeptes in der Sprachwissenschaft unterschieden. Die erste Interpretation bezeichnet er als „*generational transmission* approach“; nach ihr wird genetische Verwandtschaft dann festgestellt, wenn Sprecher dieselben linguistischen Traditionen (das heißt mehr oder weniger dasselbe Sprachsystem) an die jeweils nächste Generation weitergegeben haben. Die zweite Auslegung nennt er „*essentialist* approach“; sie schränkt die erste dahingehend ein, dass nur bestimmte und aus diesem Grund als ‚zentral‘ interpretierte Sektionen dieser linguistischen Traditionen (meist näher zu definierende Bereiche der sogenannten ‚Grammatik‘) weitergegeben worden sein müssen, damit genetische Verwandtschaft attestiert werden kann. Beide Ansätze, so Noonan, erlauben keine Hybridität in der Feststellung von genetischer Verwandtschaft, und beide sind vereinbar mit der historisch-vergleichenden Methode. Die Suche der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts nach den Ursprüngen und internen Beziehungen der indoeuropäischen und anderer Sprachstämme kann damit als historische Analyse der Weitergabe linguistischer Traditionen, mit deutlichem Fokus auf Phonologie und Morphologie, im Rahmen dieser beiden Ansätze verstanden werden. Cloughs Essay hingegen ist motiviert von einem Ansatz, der sich deutlich von

diesen beiden abhebt. Hier finden wir, erstmals untermauert von einer Fülle empirischer Belege und seriöser Analysen, eine dritte Auslegung des genetischen Verwandtschaftskonzeptes, von Noonan als „*hybrid approach*“ bezeichnet:³⁰¹

A hybrid approach takes the position that a language is a collection of entities (morphemes, grammatical constructs, etc.) that may have multiple sources. At some point, the mixture of forms may become so great as to preclude the assignment of the language to a specific taxon within a hierarchy of taxonomic levels, though it might still easily be placed within a higher level. (2010, 51, Hervorh. i. Orig.)

Cloughs genetische Interpretation des Englischen liefert geradezu ein Paradebeispiel: Englisch ist deshalb eine „Teuto-Romance language“, weil es zu viel Mischung auf allen betrachteten Ebenen zeigt, um zweifelsfrei einem der beiden Taxa *Germanisch* oder *Romanisch* zugeordnet werden zu können. Die Zuordnung zum hierarchisch höher angesiedelten Taxon *Indoeuropäisch* bleibt jedoch unproblematisch.

Zum Abschluss des Essays, und als sprachtheoretische Essenz seiner Studie, stellt Clough die ‚Axiome‘ Müllers noch einmal in seinem Sinne um. Es bleiben ein innovatives Sprachbild, das der sozial-kommunikativen Funktion der Sprache die entscheidende Rolle im Sprachwandel einräumt, die daraus abzuleitende Negation völlig ungemischter und die Affirmation auch grammatisch gemischter Sprachen, sowie als methodische Konsequenz dieser Feststellungen die Berücksichtigung aller sprachlicher Ebenen bei der (genetischen) Klassifikation von Sprachen:

Axiom I.

In classifying languages due attention ought to be given not only to grammar, but also to arrangement, vocabulary, and pronunciation.

Axiom II.

In the presence of our civilisation, commerce, and cultivation a perfectly pure language is, so far as vocabulary and pronunciation are concerned, an impossibility; and with regard to grammar and arrangement, mixtures are by no means impossible, though perhaps of rare occurrence. English certainly presents the case of a speech which is mixed in every point of classification, being a Teuto-Romance language. (1876, 125, Hervorh. i. Orig.)

³⁰¹ Als ein frühes Exponat dieses Ansatzes führt Noonan dort Schmidts ‚Wellenmodell‘ an.

4.8 William Dwight Whitney

The recent historiography is still rediscovering, almost daily, precursors of modern theories or supporters of interesting views who did not deserve the oblivion into which they fell. (Morpurgo Davies 1998, 326)

Primärtexte: 1867, *Language and the Study of Language: Twelve Lectures on the Principles of Linguistic Science*; 1871, „Strictures on the Views of August Schleicher respecting the Nature of Language and Kindred Subjects“; 1875a, „Are Languages Institutions?“; 1875c, *The Life and Growth of Language: An Outline of Linguistic Science*; 1881, „On Mixture in Language“.

Aus dem Œuvre des Indologen, vergleichenden Sprachwissenschaftlers und ersten Berufslinguisten der Vereinigten Staaten von Amerika, der sich eine herausragende Reputation bei seinen europäischen Kollegen erworben hat (Alter 2005, 1; Joseph 2002, 19), William Dwight Whitney, sollen hier vordergründig drei Aufsätze (und ergänzend die oben gelisteten Monografien sowie andere Aufsätze) besprochen werden, in denen der Autor zu sprachtheoretischen Themen Stellung nimmt. Whitneys Sprachauffassung ist, das muss hier vorausgeschickt werden, der wohl wichtigste Schlüssel zum Verständnis der umfassenden Transformationen sprachwissenschaftlicher Paradigmen im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert, wird jedoch heute selten in dem ihr zustehenden Maße gewürdigt. Whitney bricht am konsequentesten und am eloquentesten mit der naturhistorischen Tradition in der Sprachwissenschaft – ein Begriff, unter den wir die biologistischen Ansätze eines Franz Bopp und August Schleicher ebenso fassen können wie Max Müllers Analogien zur Geologie (Alter 2005, 124) –, und er präsentiert diesen Bruch im Rahmen einer eigenen, umfassenden, strukturierten und gut zugänglichen Sprachtheorie, die prägende und zum Teil konstitutive Effekte auf verschiedene neue Strömungen der Sprachwissenschaft, darunter die junggrammatische, die saussuresche, die soziolinguistische, und die kontaktlinguistische haben sollte.

Das im obigen Zitat angesprochene Absinken ins kollektive Vergessen der Sprachwissenschaft trifft dabei allerdings nicht auf Whitney allein zu, sondern auch auf einen wichtigen Vordenker einiger der von ihm formulierten (und, so Morpurgo Davies 1998, 211, auch nie als originell proklamierten) Ideen: den Dänen Johan N. Madvig, zu dem wir deshalb in diesem Abschnitt ebenfalls einige Worte zu sagen haben werden. Die Entscheidung, in dieser Arbeit Whitney den Vorzug vor Madvig zu geben, obwohl dieser schon einige Dekaden früher erstaunlich parallele Ideen zusammengetragen hat, hat zwei

einfache Gründe: Zum einen präsentiert Whitney seine Gedanken im Gewand einer hervorragend ausgebauten und durchstrukturierten Sprachtheorie, während Madvig, wie er seiner Leserschaft in der uns vor allem interessierenden Publikation („Ueber Wesen, Entwicklung und Leben der Sprache“, 1842) selbst eingesteht, die seinen „sehr in der Eile“ und in „kurzen Hauptsätzen“ (1875b, 50) zu Papier gebracht hat. Zum anderen entwickelt Whitney aus dieser seiner Sprachtheorie heraus auch eine erste Theorie des sprachkontaktbedingten Sprachwandels und hat deshalb eine maßgebliche Relevanz für die Begründung des in diesem Buch untersuchten Paradigmas.

William D. Whitney ist der jüngere Bruder des Geologen und Harvard-Professors Josiah D. Whitney (nach dem der höchste Berg der Vereinigten Staaten außerhalb Alaskas, Mount Whitney, benannt ist), er studiert in Deutschland unter anderem bei Bopp und Karl Richard Lepsius, und führt später, als Professor für Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft in Yale,³⁰² scharfe Polemiken gegen Schleicher, Heymann Steinthal und insbesondere Müller. Er ist ein persönlicher Freund Berthold Delbrücks und August Leskiens, trifft den jungen Ferdinand de Saussure bei wenigstens einer Gelegenheit in Berlin und unterhält zudem einen freundlichen Austausch mit Charles Darwin (Alter 2005). – Schon diese kurze Aufzählung mag eine Idee davon geben, wie eng Whitney, trotz der geografischen Distanz zu Europa, mit den (sprach-)wissenschaftlichen Epizentren seiner Zeit vernetzt war.

Für das Thema dieses Buches – die Formierung des Sprachkontaktparadigmas – ist die Konstellation Schleicher–Müller–Whitney von maßgebender Bedeutung: Whitneys Polemiken mit Schleicher und Müller stellen so etwas wie eine Spiegelachse dar, in retrospektiver Komprimierung das vielleicht nachhaltigste Ereignis, von dem aus betrachtet alle anderen Ereignisse, theoretischen und empirischen Auseinandersetzungen mit Sprachkontakt und Sprachmischung in ein *Davor* und ein *Danach* eingeteilt werden können. Schleicher hatte die biologistisch-organizistische Logik der Sprachtheorie des historisch-vergleichenden Paradigmas bis in die letzte Konsequenz geführt, indem er Sprachen und Naturorganismen ontologisch gleichgesetzt und die Linguistik folgerichtig als Naturwissenschaft definiert hat. Müller hatte, der gleichen naturhistorischen Tradition folgend, die grammatische Sprachmischung *axiomatisch*, also im Hinblick auf ein bestimmtes Erkenntnisideal selbstevident und nicht weiter zu begründen, ausgeschlossen. Whitneys Polemiken tragen nun all die widersprüchlichen, irrationalen Aspekte dieser Logik und damit des Paradigmas zusammen und treiben sie einem Höhepunkt zu, an welchem offenbar

302 Jungen und Lohnsteins (2007, 177) Angabe, Whitney sei „seines Zeichens Botaniker“ gewesen, muss auf eine Falschinformation zurückgehen.

wird, dass die dominante zeitgenössische Sprachtheorie den ebenfalls immer klarer hervortretenden Ansprüchen an die *Wissenschaftlichkeit* nicht gewachsen ist. Er präsentiert sogleich eine alternative Sprachtheorie, zu der im Sinne der Polemiken auch ein Entwurf für eine Theorie der Sprachmischung oder allgemeiner gesagt: des kontaktbedingten Sprachwandels gehören muss.

Whitneys Sprachtheorie datiert in all ihren zentralen Bausteinen auf spätestens die Mitte der 1860er Jahre und steht damit chronologisch neben Schleichers Spätwerk und noch weit vor den ersten substantiellen Kritiken der schleicherschen Theorie in Deutschland zum Beispiel durch Johannes Schmidt und Hugo Schuchardt (vgl. Kap. 4.6 und 4.9). Sie liegt in zwei Monografien (1867; 1875c) und einer beachtlichen Anzahl von Aufsätzen vor, am umfangreichsten und am weitesten entwickelt in *The Life and Growth of Language: An Outline of Linguistic Science* (1875c). Wir wollen diese zentralen Bausteine hier aber in erster Linie aus zwei Aufsätzen extrahieren, die direkter Teil der Polemiken mit Schleicher und Müller sind, denen wir eben eine grundlegende Bedeutung für das Thema der Arbeit zugesprochen haben. Der erste dieser Aufsätze, „Strictures on the Views of August Schleicher Respecting the Nature of Language and Kindred Subjects“ (1871), verrät seinen Adressaten bereits im Titel. Der zweite, „Are Languages Institutions?“, ist ein Beitrag Whitneys zu einer Debatte zwischen ihm, Müller und Darwin (beziehungsweise, in dessen Namen, seinem Sohn George Darwin), und da Whitney und Darwin in dieser Debatte weitgehend an einem Strang ziehen, heißt das, er ist im Wesentlichen an Müller gerichtet. Mit einem dritten Aufsatz, „On Mixture in Language“ (1881), wollen wir uns anschließend gesondert beschäftigen. In ihm können wir den ersten Entwurf einer eigentlichen Theorie des Sprachkontaktes sehen; es handelt sich also um einen Text, mit dem Whitney selbst entscheidend zur Konstitution des Sprachkontaktparadigmas beiträgt, der aber in den skizzenhaften und mehr tradierenden als eruierenden Disziplingeschichten der Kontaktlinguistik (etwa neben der in dieser Beziehung emblematischen Figur Schuchardts) viel zu wenig beachtet wurde und wird.

Whitneys Rolle in einer der wichtigsten Debatten des 19. Jahrhunderts, um das Wesen der Sprache und die daraus abzuleitende Position der Sprachwissenschaft, können wir retrospektiv, und im Einklang mit seinem wissenschaftlichen Biografen Stephen G. Alter (2005), als die eines notorischen, oft auch bisigen Kritikers begreifen, der konsequent um Klarheit in Begriffen und Argumenten bemüht ist, immer die größere Synthese sucht und sich von keiner noch so großen Autorität beirren lässt. Whitneys größte Leistung, schreibt Alter in seiner Einleitung, bestehe vielleicht darin, dass er in einer Zeit voller verquerer Sprachtheorien und mythischer Vagheit einen kühlen Kopf und damit gewissermaßen die „Gesundheit“ der Sprachwissenschaft bewahrt habe

(2005, 3). Die beiden zuerst zu besprechenden Texte führen uns in paradigmatischer Weise diese Tätigkeit und Leistung vor Augen.

Whitneys Streitschrift zu den Thesen Schleichers hat, so haben Alters (2005, 138) Recherchen ergeben, ihren Ursprung in der Bibliothek von Yale. Dort entdeckt der Professor 1871 eine Kopie der englischen Übersetzung von Schleichers „Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft“ (1863, mit dem unglücklichen Titel „Darwinism Tested by the Science of Language“, 1869b) und sieht sich in Anbetracht der gefährlichen Thesen, die seiner Meinung nach darin vertreten werden, genötigt, unverzüglich eine Kritik zu Schleicher in Angriff zu nehmen. Neben dem genannten Text nimmt die Kritik auch auf den zwei Jahre später erschienenen Essay „Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ (1865) Bezug. Whitney beginnt mit einer respektvollen Anerkennung der philologischen Leistungen des 1868 jung verstorbenen Schleicher, denen zum Trotz er sich gezwungen sieht, einer „falschen und schmerzhaften“ sprachphilosophischen Tendenz (1871, 35) in der modernen Sprachwissenschaft, die von diesem in hervorstechender Weise repräsentiert wird, Einhalt zu gebieten.³⁰³ Eminenz auf dem einen Gebiet spreche nicht automatisch für Eminenz auf dem anderen, und eben hierin liege die Gefahr für die Studierenden der Linguistik: Dass Schleichers Autorität sie in Bezug auf seine sprachphilosophischen Thesen voreingenommen macht. Whitney deutet die für ihn qualitativ sehr unterschiedliche Leistung Schleichers aber nicht persönlich, sondern wissenschaftstheoretisch, indem er darin eine historisch notwendige Episode in der formativen Periode einer Wissenschaft erkennt. Selbstbewusst macht er sich sogleich daran, diese Episode zu beenden:

[T]here is every reason why it should now come to an end, and why certain fundamental truths, at least, should be accepted as so thoroughly established that he who denies them shall have no right to be seriously reasoned with, and may be simply passed by as a humorist. (1871, 36)

303 Vgl. im Vorwort zu Whitneys erster Monografie *Language and the Science of Language*: „It is, however, my duty and my pleasure here to confess my special obligations to those eminent masters in linguistic science, Professors Heinrich [sic] Steinthal of Berlin and August Schleicher of Jena, whose works I have had constantly upon my table, and have freely consulted, deriving from them great instruction and enlightenment, even when I have been obliged to differ most strongly from some of their theoretical views“ (1867, vif.). Alter (2005, 79f.) erkennt hier eine Tendenz im Werk Whitneys, die er als „curious relationship with comparative philology“ beschreibt: Einerseits bezeuge Whitney der analytischen und klassifikatorischen Kleinarbeit der vergleichenden Sprachwissenschaft großen Respekt, andererseits sehe er sich häufig genötigt, ihren theoretischen Annahmen zu widersprechen.

Dies ist nicht als chauvinistische Rhetorik zu verstehen: Whitney tritt an, das beherrschende sprachtheoretische Paradigma abzulösen, indem er dessen mythische Grundlagen, philosophische Inkohärenz und Inkompatibilität mit empirischen Beobachtungen vor Augen führt. Und er stellt ihm eine Alternative gegenüber, die er als aus modernen wissenschaftlichen Prinzipien hergeleitet, mit Argumenten begründet und durch empirische Fakten abgesichert versteht, so dass er sich nicht in einem ideologischen Wettstreit wähnt, sondern im Besitz etablierter (z.B. in Whitney 1867) „fundamentaler Wahrheiten“, auf denen eine zeitgemäße Sprachwissenschaft aufbauen muss.

Konkret geht es Whitney in diesem Text um Schleichers, uns nun hinreichend vertraute, Auffassung von den Sprachen als *sprecherunabhängige Naturorganismen* und die daraus abgeleitete *Position der Sprachwissenschaft unter den Naturwissenschaften*. Er bemerkt zunächst richtig, dass Schleicher (und wir dürfen durchaus verallgemeinern: die deutsche historisch-vergleichende Sprachwissenschaft) keinerlei Anstrengungen unternimmt, die behauptete Organismenhaftigkeit der Sprache zu belegen oder herzuleiten, sondern sie als selbst-evident voraussetzt.³⁰⁴ In Abwesenheit einer Begründung isoliert Whitney zwei Thesen Schleichers, die eine weitere Überprüfung dieses „Dogmas“ ermöglichen: Sprache unterliege nicht dem Willen des Menschen, und ihr Wandel vollziehe sich nach festen Gesetzen. Von diesen sei die erste These die wichtigere: Schleichers „Dogma“ stehe und falle mit der Frage nach der Bedeutung *willentlicher menschlicher Handlungen bei der Entstehung und der Veränderung von Sprache*.³⁰⁵ Um dieser Frage nachzugehen, argumentiert Whitney, genüge es nicht, aus der Entfernung ehrfurchtsvoll auf die Sprachen als historische Ganze zu schauen, ihre Erhabenheit, Regelmäßigkeit und Perfektion zu bewundern, und aus diesen Eigenschaften zu schließen, dass sie unmöglich Menschenwerk sein können. Mit der gleichen Berechtigung könne man sonst von einer ägyptischen Pyramide annehmen, sie sei „a stupendous natural crystal, indeterminate by the will of man, and developed under government of the eternal laws of regular solids“ (1871, 38). Fraglos könne ein einzelner Mensch keine Pyramide bauen oder eine Sprache erschaffen, und ebenso wenig könne er diese allein

³⁰⁴ Beiläufig bringt Whitney dabei einen Gedanken zur Sprache, den auch wir im Kapitel zu Schleicher schon ähnlich formuliert haben: Es scheint ihm fast so, als führe Schleicher seine Theorie absichtlich ins Extrem, um ihre Überprüfung zu provozieren und dadurch erkennen zu lassen, ob es sich um eine valide Annahme oder nur um eine täuschende Trope handelt (1871, 37).

³⁰⁵ „If the voluntary action of men has anything to do with making and changing language, then language is so far not a natural organism, but a human product. And if that action is the only force that makes and changes language, then language is not a natural organism at all, nor is its study a natural science“ (1871, 38).

verändern. Für einen Ausschluss menschlicher Handlungen in beiden Bereichen und ihre daraus abgeleitete Verortung in der Sphäre der *Natur* sei das aber kein hinreichendes Argument.

Wir dürfen an dieser Stelle (auch mit Blick auf Whitney 1875a) den Adressatenkreis dieser Kritik vergrößern, denn Schleicher befindet sich keineswegs in einer isolierten Position: Whitney stellt sich gegen die ganze naturhistorische Tradition in der Sprachtheorie des 19. Jahrhunderts, die wir in einem großen Bogen von Friedrich Schlegel über Bopp und Schleicher bis in Whitneys Gegenwart zu Müller nachzeichnen können. Hier argumentiert er, dass der größte Wert der Naturwissenschaften für andere Wissenschaften nicht in den schillernden Analogien und Allgemeinheiten liegt, sondern in ihrer spezifischen Untersuchungsmethode, die den unmittelbar beobachtbaren Einzelheiten höchste Bedeutung zumisst und nur von diesen ausgehend vorsichtig in die Vergangenheit und auf größere Zusammenhänge schließt (1875a, 716). Um zu überprüfen, ob es sich bei den Sprachen (und den Pyramiden) um Naturphänomene handelt, muss man also ihre einzelnen Teile auf Spuren willentlicher menschlicher Handlungen hin untersuchen. Sind diese Spuren nachweisbar, dann sind Sprachen keine Naturorganismen, sondern menschliche Artefakte, und dann ist die Sprachwissenschaft keine Naturwissenschaft. Whitney skizziert sogleich eine solche Analyse, indem er verschiedene Modi des Sprachwandels unterscheidet und danach die jeweiligen Ursachen extrahiert (1871, 39–47).

Ein erster Modus ist der Bedeutungswandel, etwa Gr. *presbyteros* ‚Älterer‘ zu Eng. *priest*, oder (1875a, 718) vom Gr. *planētēs* ‚Wanderer‘ zum modernen, semantisch enger gefassten Konzept des ‚Planeten‘.³⁰⁶ Bedeutungswandel haben ihre Ursache nicht in einer der Substanz der betreffenden Worte inhärenten Kraft, sondern sie reflektieren die sozialen, kulturellen, institutionellen und intellektuellen Veränderungen in den Gesellschaften der Sprecher. Ein zweiter Modus ist die Transformation von freien lexikalischen Wörtern zu abhängigen Funktionswörtern, wie das Perfektauxiliar *have* oder die Präposition *of*; auch hier scheint für Whitney keine andere Ursache gegeben als das kollektive Handeln der Sprecher (1871, 41, 46).³⁰⁷ Ein dritter ist die Veränderung der Wortform, realisiert durch Lautwandel oder Analogie; auch diese sind nur in einer

³⁰⁶ Die Entwicklung des Begriffes *Planet* ist nicht nur aus der Perspektive des Sprachwandels interessant, sondern auch aus wissenschaftstheoretischer Sicht, denn er unterlag in seiner Geschichte, bis in die jüngste Gegenwart hinein, immer wieder Adaptationen, die neue, paradigmatische Entwicklungen in der Astronomie bzw. Kosmologie reflektieren. Ich komme in [Kap. 5.3](#) noch einmal darauf zurück.

³⁰⁷ Whitney beschreibt, vielleicht als Erster, die Grammatikalisierung in den Dimensionen, in denen sie Ende des 20. Jahrhunderts (dann *wieder*) erfasst wird: als Prozess, in dem aus unabhängigen lexikalischen Elementen gebundene grammatische gewonnen

einzigsten Ursache begründet, die ebenfalls nicht aus der sprachlichen Substanz herrührt: dem Streben der Sprecher nach Ökonomie in der Sprachproduktion. Ein vierter ist die Neuschöpfung von Wörtern und Formen, sei es aus eigenem Material oder durch Übernahme aus einer anderen Sprache: Auch für den zweiten Fall, den kontaktbedingten Sprachwandel, liegt der Gedanke einer organischen Affinität zwischen den beteiligten Sprachen fern. Und ein fünfter, und sicher nicht letzter, anzuführender Modus ist der Verlust von Wörtern, Wendungen oder grammatischen Formen. Auch dieser ist für Whitney nur Resultat einer immer seltener werdenden und schließlich ausbleibenden Verwendung dieser Zeichen durch die Sprecher, beziehungsweise im Fall der grammatischen Endungen und Kategorien der ökonomisch motivierten phonetischen Erosion. Whitney kann resümieren und im selben Moment verallgemeinern:

We have thus seen [...] that words are neither made, nor altered in form or meaning, nor lost, except by the action of men; whence it would follow that that congeries of changes which makes up the so-called growth or life of language is produced solely by human action; and that, since human action depends on human will, languages, instead of being indeterminable by the will of man, are determinable by that will, and by nothing else. (1871, 47f.)

By these and other similar means, language is continually adapted by its speakers to express the modified content of their minds. At the same time, it suffers change of a yet more intimate and unconscious kind as an instrument; its phonetic shape being rendered more manageable, and its grammatical shape as well; new words of relation are made, by the attenuation of more material elements, and now and then, in a kindred way, a new form. (1875a, 719)

Jede einzelne Veränderung in der Sprache wird also motiviert durch veränderte Bedingungen der Interaktion der Sprecher und durch ihr Streben nach sprachlicher Ökonomie. Ausgeführt wird die Veränderung durch die Handlungen der Sprecher im Rahmen der Interaktion. Aller Sprachwandel ist damit das Produkt von Sprecherhandeln, und da dieses Handeln abhängig ist vom menschlichen Willen, *ist Sprache determiniert durch willentliche menschliche Handlungen und durch nichts anderes.*

werden und der letztlich an der Bildung aller grammatischen Elemente beteiligt ist. „[A]ll form-making includes as an essential part something of the same attenuation of meaning of the formative element, the same withdrawal of its distinctive substantial significance and substitution of one which is relational and formal“ (1867, 117); „Forms have been made, through all the historical periods, by the combination of independent elements, and the reduction of one of them to a formal value by means of changes of meaning“ (1875a, 719f.). Vgl. Collinge (1995b, 208).

Wir müssen an dieser Stelle allerdings ergänzen, dass Whitney willentliches Handeln nicht gleichsetzt mit bewusstem und intentionalem Handeln. Er unterscheidet in seiner Sprachtheorie vielmehr zwischen der *individuellen Handlung* der Sprecher einerseits, die willentlich, zielgerichtet und daher auch in Grenzfällen zumindest nie gänzlich unbewusst ist, und der *sozialen Interaktion* andererseits, in denen die gebündelten individuellen Handlungen unwillentlich ein größeres, von den Individuen nicht intendiertes Muster produzieren. Der Sprachwandel ist ein solches unwillkürlich erzeugtes Muster, mit anderen Worten: ein *Invisible-Hand-Prozess*.³⁰⁸ Auch wenn Whitney diesen Begriff nie verwendet, dürfen wir mit Alter (2005, 133, 202ff.) die britische Sozial- und ökonomische Theorie (z.B. Adam Smith), insbesondere das utilitaristische Prinzip, als Ideenquelle an dieser Stelle vermerken: Das egoistische Sprechhandeln des Einzelnen nutzt der Sprechergemeinschaft, indem dieses Handeln qua unsichtbare Hand ständig eine mit Blick auf die Bedürfnisse und Bedingungen der Gemeinschaft aktualisierte Sprache generiert.³⁰⁹

Analoge Beweisführungen der Gegenseite, also solche, die zeigen, warum ein bestimmtes sprachliches Element für menschliche Handlungen unzugänglich sein soll und welche „organischen Kräfte“ an ihrer Stelle den Wandel verursachen sollen, kann Whitney nicht erkennen. Für den einzelnen Fall, argumentiert er, sieht auch Schleicher durchaus keine anderen Ursachen als die genannten, und doch zieht er für das Gesamtbild ein anderes, deshalb irrational erscheinendes Fazit: „The parts are white, but put them together, and they are black; every

308 „One great reason why men are led to deny the agency of the human will in the changes of speech is that they see so clearly that it does not work consciously toward that purpose. No one says to himself, or to others: “Our language is defective in this and that particular; go to now, and let us change it” any more than he says: “All things carefully considered, this particular word in our speech can well enough be spared; let us cast it out.” The end aimed at – and not even that with full consciousness – is the supply of a need of expression, or the attainment of a more satisfactory expression. An exigency arises, a conjuncture in which the existing available resources are not sufficient for the speaker’s ends; and, in one or other of the various ways described above, he adds to them to answer his present purpose. Or the opportunity offers itself, and is seized, for a short cut, a new and more attractive path, to a point accessible enough in old ways. A person commits thus an addition to language without ever being aware of it; any more than the parents who name their son reflect that they are thus virtually making an addition to the city directory. If he will well understand it to be in this sense, every one is welcome to hold that alterations of speech are not made by the human will; there is no will to alter speech; there is only will to use speech in a way which is new; and the alteration comes of itself as a result“ (Whitney 1875c, 146f.).

309 Whitney nimmt damit ein zentrales Element von Rudi Kellers Sprachwandeltheorie vorweg (Keller 1994).

factor is positive, but the sum is negative!“ (1871, 48). Statt gemäß der eigentlichen wissenschaftlichen Methode („genuine scientific method“, 1871, 49), zu der wir gleich Näheres zu sagen haben werden, von einem sorgfältigen Studium der beobachtbaren Fakten ausgehend auf größere Zusammenhänge zu schließen, ignoriere Schleicher diese Fakten und bleibe in seinen Vorstellungen gefangen, die Whitney nun in mehr als deutlichen Worten als unwissenschaftlich verwirft: „There is not a vestige of scientific character in his fundamental dogma“, schreibt er, „it is worthy only of the mythologic stage of linguistic study, when men were accustomed to veil plain facts in obscure and fantastic phraseology“ (1871, 49). – Was Whitney hier identifiziert, können wir noch einmal mit dem in Verbindung bringen, was Ludwik Fleck in seinem wissenschaftstheoretischen Ansatz als „Beharrungstendenz“ bezeichnet hat: eine *aktive* Verweigerung Schleichers gegenüber den Widersprüchen gegen das von ihm vertretene Meinungssystem, etwa indem er Indizien, die eigentlich offen systemwidersprüchlich sind, unter großer Anstrengung in systemadäquate Tatsachen umdeutet.

Auch im zweiten Argument Schleichers für die Naturorganismenhaftigkeit der Sprache – dass sich ihr Wandel nach „festen Gesetzen“ vollziehe – sieht Whitney einen Trugschluss. Denn der Begriff *Gesetz* ist in seiner Anwendung keinesfalls auf die Phänomene der Natur beschränkt: Auch die (sozialen) Handlungen von Individuen oder ganzen Gesellschaften folgen, sogar die Menschheitsgeschichte folge bestimmten, in der Natur des Menschen („human nature“, vgl. Alter 2005, 233) begründeten Tendenzen, die sich in Form von ‚Gesetzen‘ ausdrücken lassen. Die Verengung des Begriffes auf die unabänderlichen *Naturgesetze* und der Anschluss der Sprachwissenschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an diesen Gesetzesbegriff birgt eine Gefahr, die auch wissenschaftstheoretisch erfassbar ist: Die Suche nach dem Universellen, Allgemeinen lässt das Individuelle, Spezielle aus dem Blick geraten.³¹⁰ Whitney, und nach ihm andere (und hier insbesondere Schuchardt) treten an, diesen Blick zu korrigieren. Eine exakte, empirische Prüfung der studierten Objekte und Prozesse, und eine Bestimmung auf dieser Grundlage, welcher Art die dabei ermittelten ‚Gesetze‘ sind, sind deshalb unerlässlich. Schon eine einfache Analyse in diese Richtung zeigt, so Whitney, dass die „Gesetze“ des Sprachwandels ganz anderer Natur sind als diejenigen, die das Wachsen und Werden von lebenden Organis-

³¹⁰ Poser (2012, 280) formuliert es in seiner Schau der Historizität wissenschaftlicher Erkenntnis genauso: „Die Betrachtung unter dem Blickwinkel von Gesetzen führte weiter dazu, nur noch das Allgemeine anstatt des Individuellen, das Universelle anstatt des Einmaligen, das Schema anstatt der unerschöpflichen Fülle jedes Augenblicks, das Beharrende anstatt der Geschichtlichkeit zu sehen. Das erlebte Erleben und die wissenschaftliche, auf Objektivität und Intersubjektivität abzielende Erfassung der Welt rückten weit auseinander.“

men bestimmen. Jede Regularität und jede Veränderung geht bedingungslos und ausschließlich vom Handeln der Sprecher aus, das wiederum gelenkt wird von einer unbestimmbaren Zahl von Faktoren, die allesamt außerhalb der Sprache selbst liegen:

Every law of speech has its foundation and reason in the users of speech – in their mental operations, their capacities, their wants and preferences, their physical structure, their circumstances, natural or historical, and their habits, the accumulated and concreted effects of all the rest. (1871, 50)

The general laws or general tendencies of language, well enough called by that name if we do not let ourselves be deceived by the terms we use, are really only laws of human action, under the joint guidance of habit and circumstance. As for setting them up as efficient causes, that is sheer mythology; we might as well erect into forces the laws which govern the development of political institutions, or the tendencies which in any country, at a given time, are leading to the victory of one party over another: it all resolves itself at last into the action of individual minds, capable of choice, under wide-reaching motives and inducements, which are recognizable in their general operations, though not in the detail of their working upon each mind. (1875c, 146)

Schleicher hingegen unternehme keinen Versuch, zum Wesen der von ihm postulierten „Gesetze“ vorzudringen; die Analogie selbst scheint ihm Beweis genug, was Whitney mit einer weiteren instruktiven Karikatur quitiert:

An egg goes into the hatching-room and comes out a chicken; a bale of cotton goes into the factory and comes out a piece of cloth; there is a palpable analogy between the two cases so far; and there are, beyond all question, laws in plenty, even physical laws, concerned in producing the latter result, as well as the former; but we do not therefore decline to peep inside the factory door, and satisfy ourselves with assuming that the cloth is a purely physical product, and an organism, because the chicken is so. (1871, 49)

Anders ausgedrückt: aus einer Analogie zu *natürlichen* Transformationen und ihren *natürlichen* Gesetzmäßigkeiten lässt sich nicht die *natürliche* Gesetzmäßigkeit einer beliebigen Transformation und auch nicht die *Natürlichkeit* der transformierten Entität herleiten. Analogien können veranschaulichen und illustrieren, aber sie belegen und beweisen nichts, sie ersetzen keine profunde Analyse.³¹¹ Das Ergebnis einer solcherart unreflektierten Annahme wäre

³¹¹ Zu diesem Resultat kommen auch die wissenschaftstheoretischen Analysen des 20. Jahrhunderts, vgl. z.B. Poser (2012, 276 ff.). Dort wird allerdings auch die zentrale Rolle von Analogien bei der Vermittlung neuer Perspektiven festgehalten.

Mythologie, aber nicht Wissenschaft. Und diese Mythologie meint Whitney, den Adressatenkreis nun selbst ausweitend, in einem Großteil der zeitgenössischen Sprachtheorie zu erkennen, insbesondere in Deutschland (1871, 50). Deutschland, so schreibt er im gleichen Duktus (1875a, 715), sei zwar die Heimat der Philologie und Linguistik (und rekurriert dabei, bewusst oder nicht, auf eine Unterscheidung, die eben von Schleicher in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht wurde, vgl. Kap. 4.3), doch seien die Deutschen

rather exceptionally careless of what we may call the question of linguistic philosophy, or are loose and inconsistent in their views of such questions; hardly seeming, in many cases, to be aware that there are antagonistic doctrines before them, one of which ought to be, and must finally be adopted, to the exclusion of the other.³¹²

Whitney attackiert die deutsche Sprachwissenschaft (und das schließt den in Oxford lebenden und lehrenden Müller unbedingt mit ein), zumindest vordergründig, nicht aus ideologischen Gründen, nicht wegen vermeintlich ‚falscher‘ Ansichten, die diese vertritt. Er moniert die außerordentliche Diskrepanz zwischen ihrem Selbstbild beziehungsweise ihrer Selbstverpflichtung als exakte Wissenschaft und ihrer oft fahrlässigen und inkonsequenten philosophisch-theoretischen Aufarbeitung ihres Gegenstandes. Dass eine Ursache dieser, vornehmlich deutschen, Diskrepanz in der romantischen Gesellschaftstheorie zu suchen ist, in der die Nation und das sie wesentlich einende Band der Sprache einen unverzichtbaren mythologischen Überbau darstellen, haben wir im Kapitel zu den Anfängen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft herauszuarbeiten versucht. Whitney vermag diese Ursache nicht zu benennen, oder tut es zumindest nicht;³¹³ er macht aber sichtbar, woran sich bisher kaum jemand gestört zu haben scheint: dass die so selbstbewusst szientifisch auftretende Sprachwissenschaft in der Tradition F. Schlegels, Bopps und Jacob Grimms handfeste Mythen mit sich trägt, die nun zu eklatanten Widersprüchen führen, die nicht wissenschaftlich aufgearbeitet werden.

³¹² An dieser Stelle sei angemerkt, dass dieser Aufsatz Whitneys im selben Jahr auch auf Deutsch unter dem Titel „Streitfragen der heutigen Sprachphilosophie“ erschienen ist (Whitney 1875b).

³¹³ Neben den beiden hauptsächlich besprochenen, oder besser: verrissenen, Aufsätzen Schleichers (1863; 1865) erwähnt Whitney allerdings häufig dessen Monografie *Die deutsche Sprache*, was wir wohlmeinend als Spur eines Bezugs zum romantischen Nationenmodell deuten könnten. So nehmen die „peculiar and indefensible views of Schleicher“ im genannten Text einen so großen Raum ein, „as to render that work, interesting and suggestive as it is, a most unsafe one to put in the hands of persons not qualified to use it in an independent critical spirit“ (1871, 63).

Wir müssen an dieser Stelle allerdings auf den Dänen Madvig verweisen, der nämlich schon deutlich vor Whitney, in einem Aufsatz aus dem Jahr 1842, diejenigen allgemein-sprachwissenschaftlichen Texte keiner größeren Beachtung für wert erachten wollte, „die mit Vergessen der ersten und wesentlichen Begrenzungen der wirklichen Existenz und Sphäre der Sprache über ihr ‚tiefes‘ Leben und ihr ‚organisches‘ Wesen phantasiren“ (Madvig 1875b, 50). Die „Verkehrtheit“ der dort abgebildeten Denkweise zeige sich in der Negierung der Rolle des menschlichen Handelns beziehungsweise des Sprecherindividuums im Sprachwandel,

in der unklaren und nebelhaften Vorstellung und Rede von der Sprache als einem selbstständigen, ich weiss nicht wie erschaffenen, sich selbst fortbildenden Organismus, indem man vergisst, dass auch die kleinste Modifikation des Gebrauchs eines einzigen Worts einer besonderen Sprache durch ein menschliches Individ angefangen, durch andere fortgesetzt und festgestellt ward. (1875b, 58f.)

Die Menschen benutzen nicht nur die Sprache, sondern sie lebt nur in ihnen und, so zu sagen, auf ihnen; sie reproduciren sie, sie verändern sie successive und können sie in ihren besonderen Gestalten aussterben lassen; die Sprache hat nur das Leben und die Fülle der Bedeutungen, welche die Völker ihr ein-giessen. (1875b, 56)

Viele Kerngedanken der whitneyschen Sprachtheorie finden sich schon bei Madvig, worauf Madvig selbst im Vorwort einer 1875 erschienenen Aufsatzsammlung aufmerksam macht.³¹⁴ Wir werden deshalb an den betreffenden Stellen immer wieder einen Seitenblick auf den dänischen Philologen riskieren.

Für den Moment lohnt es sich jedoch, bei Whitneys Methodenkritik noch einmal genauer hinzuschauen: Schließlic gibt es keinen unspezifischen, objektiven Wissenschaftsbegriff, der hier anzusetzen wäre, und insofern dürfte auch

314 „So ist in dem tüchtigen Werke des Anglo-Amerikaners *Whitney* aus 1867, *Lectures on language*, der von mir 1842 [...] aufgestellte [...] Satz über das Verhältnis des Lauts und der Bedeutung in fast identischer Fassung an die Spitze der Entwicklung gestellt und auch sonst vieles so ähnlich ausgedrückt, dass einige meiner Zuhörer, als sie Whitneys Buch kennen lernten, mir die bestimmte Vermuthung mittheilten, er habe Kenntnis von meinen drei Programmen [...] gehabt, eine Vermuthung, welche der sonstige selbstständige Charakter des Werkes und die übrigen Verhältnisse und Umstände ganz zu widerlegen scheinen. Whitney behandelt seinen Gegenstand mit grosser Gelehrsamkeit, nüchterner Klarheit und offenem Blicke für die Thatsachen“. – Allerdings ist Madvig in einem Punkt kritisch, interessanterweise in eben jenem Punkt, den Whitney für sich selbst (berechtigterweise) beansprucht: „[D]as Gespinnst falscher Theorien dialektisch aufzulösen und zu vernichten ist minder seine Sache; er geht an den *metaphysics* vorbei und dringt nicht immer tief genug“ (Madvig 1875a, v, Hervorh. i. Orig.).

Whitneys Kritik nicht ganz frei von Ideologie sein. An einer anderen Stelle veranschaulicht er das Wesen der Distanz zwischen der von ihm kritisierten Sprachtheorie und seiner eigenen, und macht dabei deutlich, wie eng dieses Wesen mit dem zugrunde gelegten Wissenschaftsbegriff verknüpft ist. Zwei opponierende Klassen gebe es bei den Ansichten zur Sprache, schreibt er im zweiten hier zu besprechenden Aufsatz: „the positive and the sentimental, or the common-sense and the metaphysical“ (1875a, 715), und sieht seine eigene Sprachphilosophie in der Klasse der erstgenannten Attribute, die europäische, vornehmlich die deutsche, hingegen in der der zweitgenannten. Was ist mit diesen Attributen gemeint? – Im Begriffspaar „sentimental-metaphysisch“ synthetisiert Whitney zunächst einmal zwei in den Naturwissenschaften verankerte Auffassungen, die er zuvor auch getrennt voneinander bekämpft hat: die von Schleicher repräsentierte biologistisch-organizistische und die psychologische (im Sinne der naturwissenschaftlichen Psychologie Johann Friedrich Herbart), die vor allem mit dem Namen Steinthals verbunden ist. Müller, der ohne genannt zu werden als direkter Adressat dieses Essays gelten muss, hatte in seinen Schriften Elemente beider verknüpft und sich auch mit seinen Analogien zur Geologie in die naturhistorische Traditionslinie eingereiht, weshalb Whitneys Synthese hier auch rhetorisch sinnvoll erscheint (Alter 2005, 191f.). *Sentimental* sind diese sprachtheoretischen Auffassungen nun, weil sie Empfindungen als Indikator für die Richtigkeit ihrer Aussagen zulassen und dabei, in einer pejorativen Deutung, Pathos gegen Vernunft setzen; *metaphysisch* sind sie, weil ihr Erkenntniszugang außerhalb jeder empirischen Erfahrung und Erfahrbarkeit liegt. Mit diesem zweiten Attribut rekurriert Whitney zugleich auf das teleologische Geschichtsmodell Auguste Comtes, in dem drei Entwicklungsstadien der Menschheit unterschieden werden: ein *theologisches*, ein *metaphysisches* und ein *positives*. Die in der naturhistorischen Tradition stehende deutsche Sprachphilosophie sieht Whitney im zweiten Stadium verhaftet, seine eigene versteht er hingegen als Avantgarde des dritten und gibt sich so als (moderater) Positivist zu erkennen (Alter 2005, 91f.). Whitneys Sprachtheorie ist *positiv* oder *positivistisch* insofern, als sie den Zugang zur wissenschaftlichen Erkenntnis auf *positive* Befunde, das heißt auf die erfahrbare, empirische Welt beschränkt und alles Transzendente ausschließt, weil sie mit exakten, in den Naturwissenschaften bewährten Methoden operiert und weil ihre Ergebnisse und Vorhersagen überprüfbar sind. Sie ist *common-sensehaft* im Sinne der Common-Sense-Philosophie der schottischen Aufklärung, auf die wir gleich zurückkommen werden.

Die positivistische Erkenntnistheorie und ihr Aufstieg zum Wissenschaftsideal in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts reflektiert einen fundamentalen Wandel des Wissenschaftsbegriffes, der für das Verständnis von Whitneys Ansatz von größter Bedeutung ist. Alter (2005, 95 ff.) zeigt, dass der Begriff *Wis-*

senschaft bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zur Bezeichnung von systematischem Wissen jeder Art verwendet wurde (wir wollen kleinere semantische Unterschiede ignorieren und das englische *science* für den europäisch-amerikanischen Sprachraum verallgemeinern). Er stand also mehr oder weniger in Opposition zum praktischen Tun, abgebildet zum Beispiel im Begriff der *Kunst*.³¹⁵ Um die Mitte des Jahrhunderts zeichnete sich, bedingt durch das immens gestiegene Prestige der Naturwissenschaften und die Neugründungen zahlreicher wissenschaftlicher Disziplinen und Institutionen, die an diesem Prestige teilhaben wollten, eine zunehmende Verengung des Begriffes *Wissenschaft* auf eben jene Disziplinen ab, die sich mit physischen Phänomenen befassen. Die Frage danach, welche Disziplinen ‚echte Wissenschaften‘ sind und was diese ausmacht, brachte Binnendifferenzierungen wie *physische* vs. *historische* und *Natur-* vs. *Human- oder Geisteswissenschaften* in den Diskurs ein, die bald die ursprüngliche Opposition *Wissenschaft* vs. *Kunst* verdrängten und die auch den heutigen Wissenschaftsbegriff prägen. Eng im Zusammenhang mit diesen semantischen Verschiebungen stand das positivistische Programm. Es reservierte das Attribut der *Wissenschaftlichkeit* für die empirische Forschung und das in den Naturwissenschaften hochgehaltene Exaktheitsideal, jedoch nicht um einem exklusiven Wissenschaftsbegriff Vorschub zu leisten, sondern als inklusives Unterfangen: Nicht der Wissenschaftsbegriff sollte auf die erfolgreichen und populären Naturwissenschaften beschränkt werden, sondern ihr Wissenschaftsideal zur Blaupause für jede systematische Suche nach Erkenntnis, unabhängig von der Art der erforschten Phänomene (physisch oder nicht), werden.

Auf die Sprachwissenschaft übertragen änderte sich damit die Aufgabe für jene, die den wissenschaftlichen Geist dieser Disziplin unter Beweis stellen wollten, signifikant: Es ging nicht mehr darum, das eigene Feld von den benachbarten (in diesem Fall den Philologien) abzugrenzen und dabei rhetorisch und symbolisch in größtmögliche Nähe zu den prestigereichen Naturwissenschaften zu rücken, sondern darum, zu demonstrieren, dass man am eigenen Untersuchungsgegenstand mit den in diesen Wissenschaften etablierten Methoden sicher operieren und auf diesem Wege Erkenntnisse zu Tage fördern könne, die *aus diesem Grund* den gleichen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben dürfen.³¹⁶ Whitney ist, in seinem allgemein-sprachwissenschaftlichen Werk, mittendrin in dieser Aufgabe, er widmet sich ihr theoretisch, praktisch

³¹⁵ Es ist darin noch die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Gr. *téchnē* und *epistēmē* erkennbar.

³¹⁶ Hier fasst Alter (2005, 95, Hervorh. i. Orig.) den entsprechenden Prozess griffig zusammen: „Like social and political movements, academic disciplines form themselves

und rhetorisch. Er forscht und argumentiert gegen die restriktive Rhetorik der etablierten Wissenschaftsinstitutionen, die (ebenso wie die etablierten Philologien) in der neuen Sprachwissenschaft oft nur eine Metaphysik im szientifischen Gewand sehen; er zeigt, dass seine Disziplin mit den gleichen Methoden arbeitet wie die anerkannten Naturwissenschaften (exemplarisch 1859, „The Scope and Method of Language Science“, vgl. Alter 2005, 98), und er muss sich in diesem Kontext gegen den vornehmlich deutschen Mainstream der Sprachwissenschaft positionieren. Er zollt dessen wichtigsten Repräsentanten (das heißt in diesem Fall Schleicher und Müller) Respekt für ihre praktischen Resultate, die der Selbstverpflichtung zur Methodenstrenge und dem Exaktheitsideal der Naturwissenschaften entsprungen sind. Aber er greift sie an zwei zusammenhängenden Fronten in ihren theoretischen Anlagen scharf an: in den „sentimentalen“ und „metaphysischen“ Elementen (die zum Teil aus der Philologie vor dem 19. Jahrhundert stammen, zum größeren Teil aber, das gilt insbesondere für die stark überzeichnete Organismusanalogie, Ausdruck romantisch-nationalistischer Mythologie sind) und in der tendenziösen Deutung der Sprachwissenschaft als *eine physische beziehungsweise Naturwissenschaft*³¹⁷ (das Spektrum reicht hier, wie wir gesehen haben, von Analogie bei F. Schlegel über Inszenierung bei Bopp bis zu echter Identifikation bei Schleicher und Müller).³¹⁸

Whitneys Position, soweit wir sie bisher erörtert haben, lässt sich noch einmal antithetisch dagegensetzen: Die Sprache ist das Produkt willentlicher Sprecherhandlungen, die Sprachwissenschaft deshalb eine *historische Wissenschaft*. Die Klassifizierung als *historische beziehungsweise moralische Wissenschaft*³¹⁹ ist von geradezu existentieller Bedeutung, denn nur aus dieser Position heraus kann die Sprachwissenschaft glaubhaft eine eigenständige Wissen-

in competition with their rivals – adjacent fields with which they vie not only for intellectual territory but also for the most potent symbols of status. Nomenclature thus plays an important role in the struggle to achieve standing in the hierarchy of knowledge. And this has been true especially when the word *science* has been involved.“

³¹⁷ Für Alter (2005, 138 ff.) liegt die Plausibilität der These von der Sprachwissenschaft als physischer Wissenschaft u. a. in der Anlehnung an drei andere intellektuelle Tendenzen begründet: die Monopolisierung (des Wissenschaftsbegriffes für die Naturwissenschaften), die Analogisierung (bei der Repräsentation sprachlicher Phänomene wird auf natürliche Phänomene zurückgegriffen), und die Materialisierung (mentale und linguistische Fähigkeiten werden ausschließlich durch physische Determinanten erklärt).

³¹⁸ In Whitney (1873), einer Neuauflage verschiedener bereits publizierter indologischer und allgemein-sprachwissenschaftlicher Beiträge, ist die hier besprochene Streitschrift gegen Schleicher bezeichnenderweise unter dem Titel „Schleicher and the Physical Theory of Language“ abgedruckt.

³¹⁹ Die Unterscheidung zwischen *physischen* und *historischen Wissenschaften* ist uns schon bei anderen Autoren (Schleicher, Müller) begegnet; bei Whitney finden wir sie

schaft im modernen, *positivistischen* Sinne darstellen. Gegen jede Annäherung der Sprachwissenschaft an andere Wissenschaften (wie Schleicher an die Biologie oder Steinthal an die Psychologie) verwehrt sich Whitney aus einem ähnlichen Grund: Sie gefährdet ihren autonomen Status (exemplarisch 1865, „Is the Study of Language a Physical Science?“; vgl. Alter 2005, 137).

Kommen wir zurück zum letzten Attribut in Whitneys Gegenüberstellung der beiden konkurrierenden Klassen von Sprachtheorien, dem „common-sense“: Whitneys intellektuelle Sozialisierung in den USA, zeigt Alter (2005), ist tief verwurzelt im britischen Empirismus Francis Bacons einerseits, in dem wir durchaus einen Vorläufer des Positivismus sehen können, und in der Common-Sense-Philosophie der schottischen Aufklärung (Thomas Reid, Dugald Stewart und andere) andererseits. Diese Strömung gesteht dem ‚gesunden Menschenverstand‘ eine grundlegende Rolle bei philosophischen Betrachtungen zu. Die Fähigkeit des Menschen, Common-Sense-Prinzipien wahrzunehmen, begreift sie als angeboren und verteidigt damit einen (im Kern egalitären – denn der Common Sense ist philosophisch Geschulten wie Ungeschulten gleichermaßen gegeben) moderaten epistemologischen Realismus gegen den Idealismus George Berkeleyys und David Humes, die eine materielle Welt außerhalb der menschlichen Wahrnehmung für nicht nachweisbar halten. Der Common Sense schließt die Lücke zwischen der Welt der Ideen und der Dinge: Durch ihn nimmt der Mensch intuitiv die Dinge auch als solche, nicht nur als Vorstellungen wahr. Während der Einflussbereich der Common-Sense-Philosophie im kontinentalen Europa, insbesondere in Deutschland, begrenzt blieb, diese Strömung hier als philosophisch oberflächlich und schlicht wahrgenommen wurde, hat sie in den USA überaus nachhaltig gewirkt und hatte dort über weite Strecken des 19. Jahrhunderts Lehrbuchcharakter (vgl. Alter 2005, 71 ff.). Whitneys Sprachdenken ist die sicher umfangreichste linguistische Ausgestaltung des Common-Sense-Ansatzes und wartet mit Thesen, Prinzipien und Differenzierungen auf, die der europäischen, maßgeblich deutschen, Sprachphilosophie der Zeit fremd

auch in der Form *physical vs. moral sciences*. Letztere verweist auf eine Differenzierung zwischen physikalischen und moralischen Ursachen von Phänomenen im Sinne der in der Moralphilosophie vorgenommenen Bestimmungen. Dort kann der Begriff *moralisch* nur auf Handlungen Anwendung finden, die willentlich vollführt werden. Phänomene, die das Resultat solcher willentlicher Handlungen sind, haben also eine ‚moralische‘ Ursache. Physikalische Ursachen haben dagegen Phänomene, die unabhängig von willentlichen Handlungen sind, etwa Erdbeben oder Ohnmachtsanfälle. *Moralische Wissenschaften* sind nach diesem Verständnis also solche, die sich mit Phänomenen befassen, die von willentlich agierenden Subjekten geschaffen und verändert werden; darunter fallen, nach einer anderen Klassifizierung, z. B. die historischen und sozialen Wissenschaften (Alter 2005, 135 ff.).

und naiv erscheinen, aber besser dem sich im 19. Jahrhundert verändernden Wissenschaftsideal entsprechen (darauf verweist letztlich die Gegenüberstellung von „sentimental/metaphysical“ und „positive/common-sense“), und die auch deshalb unmittelbar auf die moderne Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts wirken. Wir wollen fortfahren, anhand der beiden hier zu besprechenden Aufsätze die wichtigsten Bausteine dieses Sprachdenkens zusammenzutragen.

Sprache, so hatten wir bereits gesagt, ist für Whitney das Produkt willentlicher Sprachhandlungen. Das individuelle Sprachhandeln ist phänomenologisch zu trennen von der größeren sozialen Interaktion, welche die Richtung des Sprachwandels festlegt.³²⁰ Der mediale und intentionale Rahmen der Sprache ist ausschließlich die menschliche Kommunikation, und damit fällt sie heraus aus der Sphäre der Natur und damit fällt die Sprachwissenschaft heraus aus dem Kreis der physischen oder *Naturwissenschaften*. Wie andere Elemente der menschlichen Kultur und Zivilisation ist die Sprache für Whitney eine *soziale Institution*, und ihre Erforschung gleicht der anderer solcher Institutionen, wie etwa der Architektur oder Rechtsprechung:

In the present stage of what we call the growth of language, nothing takes place which is not the effect of human agency; the only obscurity about it grows out of the fact that there is involved the consenting action of a community, since language is a social institution, and exists primarily and consciously for the purpose of communication. (1875a, 719)

Languages, then, far from being natural organisms, are the gradually elaborated products of the application by human beings of means to ends, of the devising of signs by which conceptions may be communicated and the operations of thought carried on. They are a constituent part of the hardly won substance of human civilization. [...] If we are to give language a name which shall bring out its essential character most distinctly and sharply, and even in defiance of those who would make of it an organism, we shall call it an INSTITUTION, one of the institutions that make up human culture. [...] The study, moreover, which takes for its object languages, their varieties, structure, and laws of growth, is not a natural science, any more than is the study of civilization at large, or of any of its other constituents, of architecture, of jurisprudence, of history. Its many and striking analogies with the physical sciences cover a central diversity; its essential method is historical. (1871, 50 f.)³²¹

³²⁰ Vgl. dazu Raible (2000), der ein spannungsgeladenes „Zweierparadigma“ geradezu als Leitmotiv in den Sozialwissenschaften beschreibt: nämlich *Individuum* vs. *Gesellschaft*.

³²¹ Vgl. z.B. auch Whitney (1867): „Language is an institution founded in man’s social nature, wrought out for the satisfaction of his social wants; and hence, while individuals are the sole ultimate agents in the formation and modification of every word and meaning of a word, it is still the community that makes and changes its language“ (S. 177);

In ihrer den Sprachwandel determinierenden Funktion tritt die *soziale Interaktion* in Whitneys Sprachtheorie an die Stelle des Organischen in den Theorien der naturhistorischen Tradition. In Reifizierung ersetzt die *Sprache als soziale Institution* die Vorstellung von der *Sprache als Organismus*, nicht nur in Schleichers expliziter Gleichsetzung mit Naturorganismen, sondern auch in anderen Ausprägungen zum Beispiel bei Steinthal, Ernest Renan und Müller: „[I]f Schleicher and Steinthal, Renan and Müller, are teaching what appears to me to be error, and sustaining it by untenable arguments“, rechtfertigt Whitney sein Tun, „I am not only authorized, but called upon, to refute them, if I can“ (1875a, 725).^{322, 323} Die Sprache als soziale Institution und historisches Artefakt ist dann keine *Qualität* der Gattung Homo, schon gar nicht, wie Schleicher und Müller meinen, eine ultimative Grenze zwischen Mensch und Tier. Die *Sprachfähigkeit* ist eine von vielen (mit dieser in engem Zusammenhang stehenden) *Qualitäten*, in denen sich der Mensch vom Tier unterscheidet, die Sprache selbst aber ist in erster Linie ein soziales Gut („social possession“, 1875a, 721) des Menschen, das er aus dem Impuls heraus, zu kommunizieren und im ständigen Austausch erwirbt.³²⁴ Personen, die von diesem Austausch ausgeschlossen sind, etwa durch Isolation oder physische Defekte, können keine Sprache erlernen und

„Speech is not a personal possession, but a social; it belongs, not to the individual, but to the member of society“ (S. 404); „In all its stages of growth alike, then, speech is strictly a social institution; as the speaking man, when reduced to solitude, unlearns its use, so the solitary man would never have formed it“ (S. 437).

322 Steinthal allerdings beschäftigt sich in *Grammatik, Logik und Psychologie* (1855) ausführlich und kritisch mit der Organismusmetapher und lässt in Anwendung auf die Sprache letztlich nur eine metaphorische Bedeutung zu: „Das Wort organisch könnte für uns nur einen übertragenen Sinn haben; denn die Sprache gehört wesentlich dem Geiste, ist ein geistiges Erzeugniss. Eine rein natürliche Bedeutung könnte es sicherlich nicht haben“ (Steinthal 1855, 379).

323 Mit Blick auf die Ursache des von Whitney monierten mythologischen Fundaments in der Philosophie der Romantik und insbesondere der romantischen Vorstellung von der Nation ist die von Ernest Renan vertretene Auffassung höchst interessant, da sie recht pragmatisch und, im Vergleich mit manch deutschem Pendant, kaum mythologisch ist. In seiner berühmten gewordenen, 1882 an der Sorbonne gehaltenen Vorlesung zum Thema „Qu'est-ce qu'une nation?“ schreibt Renan: „Une nation est donc une grande solidarité, constituée par le sentiment des sacrifices qu'on a faits et de ceux qu'on est disposé à faire encore. Elle suppose un passé; elle se résume pourtant dans le présent par un fait tangible: le consentement, le désir clairement exprimé de continuer la vie commune. L'existence d'une nation est (pardonnez-moi cette métaphore) un plébiscite de tous les jours, comme l'existence de l'individu est une affirmation perpétuelle de vie“ (Renan 1882, 27).

324 Dieses „Gut“ versteht Whitney als tatsächlich konkreten Besitz der Sprecher bzw. der Sprechergemeinschaft. Es ist damit, analog zu menschengefertigten Werkzeugen, zwar ein Produkt des menschlichen Verstandes, aber als solches zwingend außerhalb

verwenden, ebenso wenig wie sie, auf sich allein gestellt, einen Tempel bauen oder eine Lokomotive konstruieren können (1871, 58; 1875a, 721). Durch ihre enge Verknüpfung mit den sozialen und anderen, immer im Wandel begriffenen Bedingungen ihrer Sprecher, durch die kontinuierliche Anhäufung von Innovationen und Veränderungen über Generationen hinweg gilt die Sprache Whitney als konstitutives Element der Kultur und Zivilisation ihrer Sprecher (1875a, 721), und wie alle anderen dieser Elemente „[it] does not go down by inheritance, but by the process of teaching and learning“ (1871, 58). Die ‚Gesetze‘ des Sprachwandels sind unter diesen Voraussetzungen gleich den Bedingungen des Sprechens beziehungsweise Sprachhandelns, abhängig von einer Vielzahl physischer, psychischer, historischer, natürlicher, sozialer und anderer Faktoren, sowie von deren in den Gewohnheiten der Sprecher akkumulierten Effekte (1871, 50).³²⁵

Schleichers Sprachtheorie scheint damit in ihren Thesen, Argumenten und Illustrationen demontiert,³²⁶ die Unterstützung, die jener damit in seinem „Offenen Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Häckel“ der darwinschen Evolutionslehre aussprechen wollte, wird hinfällig.³²⁷ Es bleibt, so Whitney, lediglich eine interessante und, sofern sie vernünftig eingesetzt wird, auch instruktive Analogie zwischen historischen oder sozialen auf der einen und physischen Phänomenen auf der anderen Seite – jedoch nicht mehr. Darwins Lehre muss ihre Tauglichkeit selbst unter Beweis stellen, die Linguistik kann sie dabei weder stützen noch stürzen, denn ihr Gegenstand ist ein grundlegend anderer (1871, 51).

Neben einem deutlichen Bekenntnis zur Autonomie der Disziplin, und auch in engem Zusammenhang damit, verweist Whitney hier auf ein Grundproblem letztlich aller Wissenschaften (vielleicht aber besonders der historischen), die zur Erfassung ihrer nicht konkreten Gegenstände nämlich *grundsätzlich* auf veranschaulichende Mittel wie Modelle, Analogien, Metaphern,

desselben angesiedelt. Alter (2005, 170 ff.) sieht diesen Aspekt von Whitneys Theorie sich erst im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung mit dem psychologisch-linguistischen Ansatz Heymann Steinthals (vgl. Whitney 1872) herauskristallisieren.

³²⁵ Ähnlich auch schon in Whitney (1867, 138): „Now the particular modes and departments of linguistic change are so diverse that no one cause, or kind of causes, can affect them all, or affect them all alike, either to quicken or to retard them. But the plainest and most apprehensible influence is that which is exerted by change of external circumstances, surroundings, mode of life, mental and physical activity, customs and habits“.

³²⁶ Whitney drückt sich in einem Brief an den Herausgeber des *North American Review* C.E. Norton ähnlich aus: „I think I have demolished the view of Müller and Schleicher, beyond restoration“ (1865, zit. nach Alter 2005, 137).

³²⁷ Dieser Anspruch spiegelt sich z.B. auch im Titel der englischen Übersetzung „Darwinism Tested by the Science of Language“ (Schleicher 1869a) wider.

Vergleiche usw. angewiesen sind. Auch die Darstellung der Sprache als ein *Gegenstand* oder *Objekt* (sei es in Form eines Organismus oder einer Institution) ist schon ein solcher Versuch, die damit bezeichneten Phänomene, in diesem Fall durch eine reifizierende Metapher, greifbar zu machen.³²⁸ Wir können hier noch einmal Thomas S. Kuhns Wissenschaftstheorie aufgreifen und insbesondere ein Element, das dieser für jedes wissenschaftliche Paradigma annimmt: metaphysische Prinzipien beziehungsweise der Glaube an bestimmte Modelle, aus denen auch die Metaphern und Analogien rekrutiert werden, die von der mit dem Paradigma korrespondierenden wissenschaftlichen Gemeinschaft als legitim anerkannt sind. In der überarbeiteten Fassung seiner Theorie bringt Kuhn einen interessanten Gedanken ins Spiel, der uns helfen kann, die hiesige Debatte zwischen Whitney, Schleicher und Müller zu verstehen: Er definiert ein Spektrum zwischen *heuristischen* und *ontologischen* Modellen (also solchen, die veranschaulichen, und solchen, die Seinszustände abbilden sollen), denen sich eine bestimmte wissenschaftliche Gemeinschaft verschreiben kann, und beschreibt, dass die Hingabe dieser Gemeinschaft an die eine oder andere Form keineswegs triviale Konsequenzen hat (Kuhn 1970, 184). Wir können die Entwicklung der Sprachtheorie von F. Schlegel über Bopp und J. Grimm hin zu Schleicher (und auch Müller) als einen Weg *von einem heuristischen hin zu einem ontologischen Modell* verstehen, und Whitneys (wie auch Madvigs) Argumente und Kritik als Widerspruch gegen die ontologische und als nachdrückliche Einforderung einer Rückkehr zur heuristischen Form begreifen. Die Auswirkungen des ontologischen Modells ‚Sprachen *sind* Naturorganismen‘ auf die (deutsche) Sprachwissenschaft sind die Diskrepanzen und Widersprüche, die Whitney hier aufzählt. Diese wiederum konfliktieren mit den Wertevorstellungen, die ebenfalls Bestandteil jedes Paradigmas sind und in der Wissenschaft auch disziplinenübergreifende Geltung haben, wie Kohärenz, Klarheit oder die empirische Überprüfbarkeit von Theorien.

Der wissenschaftliche Rekurs auf Modelle, Analogien und Metaphern ist also unumgänglich, und er ist auch in Whitneys Augen durchaus sinnvoll, sofern diese Mittel sich als instruktiv in Hinsicht auf einen bestimmten Sachverhalt erweisen. Er selbst macht ausführlich Gebrauch davon, und zwar auch von jener Klasse, deren (ontologische, nicht heuristische) Verwendung in der schleicherschen Philosophie er bekämpft. Das „Leben“ und das „Wachstum“ der Sprache zum Beispiel sind häufige Metaphern auch in seinen Schriften (so lautet der Titel von Whitney 1875c *The Life and Growth of Language*), doch geraten

³²⁸ Aus diesem Grund sind die Modelle und Konzepte der Sprachwissenschaft immer historische Konstrukte, keine Repräsentationen einer ‚natürlichen Ordnung‘, und chronisch anfällig für Mythen (z. B. Harris 1981; Cameron 1990; Crowley 1990).

ihre analogische Grundlage und heuristische (nicht ontologische) Funktion nie ganz aus dem Blickfeld. So ist zum Beispiel in Whitneys erster sprachtheoretisch ausgewiesener Monografie *Language and the Study of Language* zu lesen:

There is a yet closer parallelism between the life of language and that of the animal kingdom in general. The speech of each person is, as it were, an individual of a species, with its general inherited conformity to the specific type, but also with its individual peculiarities, its tendency to variation and the formation of a new species. The dialects, languages, groups, families, stocks, set up by the linguistic student, correspond with the varieties, species, genera, and so on, of the zoölogist. And the questions which the students of nature are so excitedly discussing at the present day – the nature of specific distinctions, the derivation of species by individual variation and natural selection, the unity of origin of animal life – all are closely akin with those which the linguistic student has constant occasion to treat. We need not here dwell further upon the comparison: it is so naturally suggested, and so fruitful of interesting and instructive analogies, that it has been repeatedly drawn out and employed, by students both of nature and of language. (1867, 46 f.)

Zu wörtlich genommen, und dies hat Whitney bislang für Schleicher demonstriert, können Analogien, Metaphern usw. aber den Blick für die einfachsten Tatsachen versperren und damit das Beobachtungsfeld der Wissenschaft negativ beeinflussen. Sie müssen also das bleiben, was sie sind: Illustrationen, die für sich allein kein Argument, keinen Beleg oder Beweis darstellen können (vgl. dazu auch Gadet und Pagel 2019).³²⁹

Wir dürfen an dieser Stelle aber auch nicht den genauen Inhalt der eben zitierten Passage übergehen, der wahrhaft zum Staunen bringt: Nicht nur, dass Schleicher in seiner Generalisierung der Analogien zu biologischen Lebewesen einen überhasteten Eifer („over-rash zeal“, 1871, 51) an den Tag legt, er findet Whitney zufolge auch nicht einmal den geeignetsten Vergleich. Taxonomisch entsprechen nämlich die Sprachen nicht den Organismen, sondern den Spezies, die Idiolekte hingegen den biologischen Individuen, also den Organismen.³³⁰

³²⁹ Karl Brugmann wird in einem Beitrag anlässlich von Whitneys Tod diese Erkenntnis in vorderster Reihe würdigen: „Das Wichtigste, was Whitney lehrte, war etwa Folgendes. Wenn man der Sprache eine selbständige Existenz, gewisse Tätigkeiten, gewisse Neigungen oder Launen, eine Fähigkeit der Anpassung an die Bedürfnisse des Menschen und dergleichen mehr zuschreibt, so sind das figürliche Ausdrücke. Sie bezeichnen nicht die Sache selbst, und man darf sich nicht durch sie verblenden lassen“ (Brugmann in Lanman 1897, 78).

³³⁰ Damit skizziert Whitney eine Analogie, die später u. a. von Hermann Paul (1880, 231) aufgegriffen wird und die heutzutage im Zentrum eines einmal mehr stark biologis-

Hinter dieser Neuordnung stecken einige weitere wichtige Bausteine von Whitneys Sprachdenken, mit denen wir uns befassen müssen.

Ein erster dieser Bausteine ist die Annahme, dass kein Idiolekt einem anderen vollständig gleicht. Die Idiolekte einer Sprache zeigen zwar generelle Übereinstimmungen, aber auch individuelle Abweichungen. Die linguistischen Spezies, die *Sprachen*, sind wie die biologischen nur auf der Basis ihrer Gemeinsamkeiten konstruierte Idealtypen. Alter (2005, 134f.) zeigt, wie stark Whitneys Auffassungen hier mit Gedanken aus Darwins Evolutionslehre korrespondieren, mit welcher er vertraut war, aber zu der er wenigstens rhetorisch immer einigen Abstand hielt. Die wichtigsten Gründe dafür liegen sicherlich darin, dass er die Vermischung der beiden Erkenntnisbereiche strikt ablehnte und sich darum bemühte, die Autonomie der Sprachwissenschaft zu bewahren.³³¹ Die Kongruenz mit Darwin zeigt sich vor allem in zwei Denkelementen: Erstens in der Annahme, dass aller Sprachwandel aus den Unterschieden im individuellen Sprachgebrauch resultiert, dass die idiolektale Variation also, wie Alter (2005, 134) schreibt, das neben der Zeit einzig notwendige Rohmaterial für langfristigen und nachhaltigen Sprachwandel bis hin zur Entstehung neuer Sprachen stellt. Ein zuerst individuelles Phänomen wird in den allgemeinen Gebrauch übernommen, sofern es in der Sprachgemeinschaft erfolgreich *propagiert* wurde, um einen populären Begriff aus William Crofts (2000) durchaus verwandter, evolutionärer Theorie des Sprachwandels aufzugreifen.³³² Zweitens zeigt sich die Kongruenz mit Darwin in der Überzeugung, dass die in den Spra-

tischen Modells der sprachlichen Evolution, nämlich dem Salikoko Mufwenes (z. B. 2001; 2005; 2008), steht: „[C]ommunal languages are more like species than like organisms, which I claim to be the counterparts of idiolects. Languages are indeed populations of idiolects and are as abstract as species, which are mere categories [...] projected from structural or ontogenetic properties shared by classes of individuals or organisms“ (2005, 33). Mufwene nennt weder Whitney noch Paul als Einfluss, beschreibt aber immerhin (Mufwene und Vigouroux 2012, 112) Paul als „exception“ hinsichtlich der Analogisierung von Sprachen mit Organismen im 19. Jahrhundert. Mufwenes Modell führt die Linguistik als Disziplin aber auch wieder näher an die Biologie heran als beide es wohl begrüßt hätten.

³³¹ Nerlich (1990, 47) bezeichnet Whitney deshalb als „koverten Darwinisten“. Bezeichnend ist z. B. eine Passage in einem Beitrag Whitneys zu einer Debatte zwischen ihm, M. Müller und Ch. Darwin bzw. dessen Sohn George: „So far, linguistic science has not been shown to have any bearing on Darwinism, either in the way of support or of refutation“ (1874, 83f.).

³³² Die Propagierung selbst als auch die Motive dafür sind also durchaus unabhängig vom Individuum zu fassen. Sie schließen z. B. auch die von G. Ascoli beschriebenen „ethnologischen Motive, durch welche der ursprüngliche Organismus der Sprache gestört und gehemmt wird“, ein (Ascoli 1886, *Lettere glottologiche*, zit. nach Arens 1955, 336).

chen wirkenden Prozesse *historisch gleichförmig* sind, die Sprachen also ihre Entstehung, ihre Diversifizierung und ihre jeweilige aktuelle Ausprägung keinen anderen Prozessen verdanken als jenen, die sich auch im gegenwärtigen Sprachgebrauch beobachten lassen.³³³ Das zweite Denkelement, das *Uniformitäts-* oder *Aktualitätsprinzip* (auch *Aktualismus*, Eng. meist *uniformitarianism*), liegt freilich auch dem ersten zugrunde und verdient hier eine detailliertere Betrachtung. Es wurde wesentlich in den wissenschaftlichen Diskurs eingebracht durch den Geologen Charles Lyell, der es dem *katastrophistischen Prinzip* (oder *Katastrophismus*) entgegenstellte, das makroskopische historische Veränderungen grundsätzlich anders bewertet als in der Gegenwart beobachtbare und relativ zu jenen *mikroskopische*, indem es sie auf besondere, eben ‚katastrophale‘ Ereignisse zurückführt. Die Deutung der biologischen Artenvielfalt (etwa bei Georges Cuvier) als Resultat der biblischen Sintflut oder anderer, vergleichbarer Ereignisse ist ein Beispiel für die Anwendung des katastrophistischen Prinzips in den Naturwissenschaften. In der Sprachphilosophie ist es uns – mal mehr und mal weniger explizit – bereits im Zusammenhang mit Wilhelm von Humboldt, J. Grimm, Bopp und Schleicher begegnet, die, wie viele andere ihrer Generation und mit nur leichten individuellen Abweichungen, eine erste Periode der schnellen Blüte, aus der die Sprachen in einem vollkommenen, ‚organischen‘ Urzustand hervorgehen, von einer zweiten Periode des langsamen Verfalls unterscheiden.³³⁴

Darwins Evolutionstheorie greift den von Lyell favorisierten Aktualismus nicht nur auf, sondern verhilft ihm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch zum entscheidenden Durchbruch. Whitney seinerseits macht das Aktualitätsprinzip zu einem Fundament seiner Sprachtheorie und wird auf diese Weise zu ‚Philology’s Lyell‘, wie Christy (1983, x) in seinem Buch zu *Uniformitarianism in Linguistics* bemerkt.³³⁵ Die Bezeichnung ist durchaus treffend, denn die Wirkung dieser Anwendung auf die Sprachwissenschaft ist ähnlich nachhaltig

³³³ „The essential unity of linguistic history, in all its phases and stages, must be made the cardinal principle of the study of language, if this is to bear a scientific character“ (Whitney 1875c, 196).

³³⁴ Allgemeiner Morpurgo Davies (1998, 191): „It is clear that any linguist who postulated for language a period of growth according to different principles from those which determine the later decay was not a uniformitarian [...]“

³³⁵ Koerner (1995e, 63ff.) sieht u.a. deshalb in Whitneys Sprachwissenschaft einen maßgeblichen Einfluss durch die Geologie. Das ist mit Blick auf das Aktualitätsprinzip, auf gelegentliche Vergleiche mit bzw. Analogien zu geologischen Prozessen und letztlich auch auf Whitneys Biografie (sein Bruder Josiah D. Whitney ist Geologieprofessor in Harvard) grundsätzlich unstrittig – es muss aber deutlich werden, dass Whitney solche Vergleiche und Analogien ausschließlich als Illustration versteht und nicht in ein natur-

und epochemachend wie die Lyells und Darwins auf die Geologie respektive Biologie: Sie führt in ein vollkommen neues Paradigma, dessen Eckpfeiler Whitney in seinen sprachtheoretischen Schriften ausformuliert und unter dessen Dach sich seitdem eine ganze Reihe neuer sprachwissenschaftlicher Stoßrichtungen und Disziplinen formiert hat. Whitneys Auseinandersetzung mit Schleicher, Müller und der deutschen Sprachwissenschaft ist, aus diesem Blickwinkel besehen, auch ein Konkurrenzkampf zweier Paradigmen.³³⁶ Ob allerdings allein Whitney diese Lorbeeren zustehen, ist durchaus diskutabel: Auch das aktualistische Prinzip wurde von Madvig bereits drei Dekaden zuvor explizit in seinen Ausführungen zum Wesen und Leben der Sprache angesetzt;³³⁷ darüber hinaus begegnet es uns etwa zeitgleich mit Whitney auch in Schuchardts 1870 in Leipzig gehaltener Probevorlesung „Über die Klassifikation der romanischen Mundarten“ (vgl. dazu Kap. 4.9) und in Steinthals psychologischer Sprachbetrachtung.³³⁸

historisches Sprachbild verfällt; dass er, im Gegenteil, sein sprachtheoretisches Schaffen vor allem der Dekonstruktion dieses naturhistorischen Sprachbildes verschreibt (wobei u. a. das aktualistische Prinzip eine Schlüsselrolle spielt) und eine ausdrücklich autonome, in den historischen (d. h. Geistes-)Wissenschaften angesiedelte Linguistik vor Augen hat. Hier unterscheidet sich Whitney augenfällig von Müller, der ebenfalls mit geologischen Termini und Prozessen hantiert, damit aber den naturwissenschaftlichen Charakter der Sprachwissenschaft nicht nur zu veranschaulichen oder zu unterstreichen, sondern zu verifizieren versucht.

336 Jankowsky (2001, 1330) vergisst deshalb in seiner Aufzählung von Schleichers „most outspoken critics“ (Karl Brugmann, Hermann Osthoff, Ferdinand de Saussure und Jan Baudouin de Courtenay) die vielleicht wichtigste Figur: Whitney, auf dessen sprachtheoretische Grundlagen nämlich auch die Genannten in der einen oder anderen Weise zurückgreifen.

337 „Um von der Frage vom Ursprung der Sprache eine Menge lose Vermuthungen auszuschliessen, die hier den weitesten und freiesten Spielraum zu haben scheinen, muss man streng das nicht nur jetzt stattfindende, sondern in der Natur der Sprache begründete und nothwendige Verhältniss zu den sprechenden Menschen festhalten und sich es klar machen, dass der Akt der Sprachbildung kein anderer war als derjenige, wodurch die wirkliche, jetzt existirende Sprache als verständliches und freies Mittel der Mittheilung hervorgebracht ward; der Ursprung der Sprache kann nicht dem Dasein und Leben der Sprache, ihrer Existenzform widersprechen“ (Madvig 1875b, 56).

338 In Steinthals *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft* heißt es: „Die Sprache ist also eine Geburt, eine Emanation aus dem Bewusstsein, eine Entwicklungsstufe des Geistes, die mit Nothwendigkeit dann eintritt, wenn die geistige Bildung an einen gewissen Punkt gelangt ist. Sie entspringt aber der Seele des Menschen zu allen Zeiten in gleicher Weise, wird immer in gleicher Weise im Bewusstsein concipirt und geboren; denn die Seele ist in allen Geschlechtern der Menschen dieselbe, und das Bewusstsein wird zu allen Zeiten von denselben Gesetzen regiert. Wie jedes Embryo in einer bestimmten Epoche seiner Entwicklung dieses und jenes Organ bildet, so bildet die

Wir wollen aber schauen, wie das Aktualitätsprinzip in Whitneys eigener Sprachtheorie die Weichen stellt. Die wichtigste methodische Konsequenz des Aktualismus ist, dass von gegenwärtigen Beobachtungen direkte Rückschlüsse auf vergangene Entwicklungen gleich welchen Maßstabs gezogen werden können, beziehungsweise dass umgekehrt zur Erklärung historischer Entwicklungen keine anderen Ursachen herangezogen werden müssen und dürfen als die, deren Wirken sich (faktisch oder zumindest potentiell) auch in der Gegenwart beobachten lässt. Whitney deduziert ganz im Einklang damit: Beobachtbar ist die Sprache ausschließlich in der sozialen Interaktion der Sprecher, nicht unter den biologischen Lebewesen. Für das Wirken ‚organischer‘, sprecherunabhängiger Kräfte gibt es im Sprachgebrauch keinen Anhaltspunkt, wohl aber für die aktive, intentionale Gestaltung ihrer Sprache durch die Sprecher und für die individuelle sprachliche Variation als ihr Resultat. Die Interaktion in der Gegenwart stellt das soziale Medium dar, in dem das konventionalisierte Sprachhandeln einst entstanden ist; Agentivität und Variation erklären unter Rückgriff auf die Kommunikationsbedingungen und -umstände der Sprecher, die ebenfalls beobachtbar sind, die historischen Sprachwandelprozesse schlüssig. Im Fokus der sprachwissenschaftlichen Betrachtung dürfen deshalb nicht mehr nur die Sprachen als historische Artefakte, inklusive ihrer überlieferten oder rekonstruierten Zwischenstufen stehen, sondern muss der Sprechakt stehen, die lebendige, gesprochene Sprache in ihrer ganzen Variationsbreite – mit anderen Worten: die Synchronie. Auch eine prähistorische Phase der Sprachentwicklung von einer historischen des Sprachverfalls zu unterscheiden, widerspricht dem Aktualitätsprinzip.

Whitneys Geschichtsmodell ist deshalb, ähnlich wie Darwins Vorstellungen, nicht teleologisch: Es kennt weder einen konkreten Ursprung einer Sprache (die ja, wie die biologische Spezies, nur eine Abstraktion der Gemeinsamkeiten ihrer Idiolekte ist), noch eine Richtung ihrer Entwicklung. Die Sprach-

Seele auf einem gewissen Punkte notwendig Sprache, heute wie in der Urzeit. [...] [Die Sprache] ist nicht ein Organ, wie das Auge oder Ohr, sondern eine Fähigkeit und Tätigkeit, wie Sehen und Hören. So war und ist sie zu allen Zeiten. Der Urmensch sah nicht anders und sprach nicht anders als wir in dem Augenblicke, wo wir sprechen. Wie also der Physiologe die Aufgabe hat, die Bedingungen zu erkennen, unter denen der Mensch aller Geschlechter sah und sieht: so ist dem Sprachforscher die Aufgabe gestellt, einen Seelenzustand zu begreifen, der durch die darin wirkenden Elemente gedrängt wird, sich im Laute zu äußern, in Lauten auszubrechen. Wie die menschliche Natur ewig dieselbe bleibt, so auch diese Aufgabe. Sie ist wesentlich dieselbe für den Urmenschen, das Kind und für uns in Bezug auf jeden Act der Rede. Ein Unterschied zwischen der Urschöpfung, dem Sprechenlernen der Kinder und der täglich und stündlich aller Orten, wo Menschen sind, sich wiederholenden Rede findet wesentlich gar nicht statt“ (Steinthal 1871, 85f.).

entwicklung ist linear, Verfall und Wachstum wirken auf Mikroebene zu jeder Zeit gleichzeitig: in der Erosion der Lautsubstanz und der Neu- oder Rekombination von Wortelementen.³³⁹ Die romantische Idee von der ‚natürlichen‘ Ausbildung aller grammatischen Strukturen einer Sprache während der ersten Phase, mit der unumgänglichen Konsequenz, dass jeder *beobachtbare* grammatische Wandel als Verfall gegenüber dem Urzustand und jede neu entstandene Regularität als ‚unnatürlich‘ zu interpretieren war,³⁴⁰ wird damit ebenfalls hin-fällig und der Weg zu einer Neuinterpretation dieses Wandels frei. Dies wird besonders relevant in der Frage nach der Bewertung von Sprachmischung beziehungsweise der Existenz von (grammatisch) gemischten Sprachen. Bopp und J. Grimm hatten die Sprachmischung als etwas Widernatürliches beschrieben, Schleicher die Existenz von Mischsprachen kategorisch verneint, Müller sie sogar axiomatisch ausgeschlossen. Nun wird klar, warum: Weil die deutsche Sprachphilosophie ein anderes, ein tendenziell katastrophistisches Modell der Sprachentwicklung zugrunde legt, in dem, analog zu biologischen Organismen, eine kurze Phase der Schöpfung oder Blüte von einer langen Phase der stetigen Degeneration bis zum Tod unterschieden wird. Aus der aktualistischen Perspektive heraus wird Whitney im dritten in diesem Abschnitt zu besprechenden Aufsatz zu einer anderen Antwort auf die Mischsprachenfrage kommen.

Dies bringt uns zurück zu Whitneys kritischem Diskurs mit der deutschen Sprachwissenschaft, insbesondere mit Schleicher. Dessen später Aufsatz „Über

³³⁹ Arens (1955, 276f.) weist darauf hin, dass sich die Ansichten Whitneys, Steinthals und, als Drittem in dieser Epoche, Wilhelm Scherers durchaus decken, wenn es um den sozialen Charakter der Sprache, um die maßgebliche Bedeutung des Sprechakts bzw. der Synchronie und um die Linguistik als eine historische Wissenschaft geht. Das liegt vor allem daran, dass alle drei das Aktualitätsprinzip ansetzen (vgl. Morpurgo Davies 1998, 190f.), aus dem diese Facetten problemlos herzuleiten sind. Whitney hebt sich von den Genannten jedoch in einem wesentlichen Punkt ab: Er spricht dem menschlichen Willen bei der Sprachentwicklung eine entscheidende Rolle zu, während Steinthal und Scherer ihn kategorisch ausschließen, die Sprache im Unbewussten der Sprecherhandlungen verorten. Daraus speist sich Whitneys Kontroverse insbesondere mit Steinthal, der „nun die als Geisteswissenschaft proklamierte Linguistik neu begründet im Zeichen der Naturwissenschaft“ (Arens 1955, 277). Steinthals psychologisch-naturwissenschaftliche Sprachwissenschaft wird, ebenso wie die physio-psychologisch-naturwissenschaftliche der Junggrammatiker, maßgeblich an den sich daraus ergebenden Widersprüchen (vor allem zwischen der postulierten und gesuchten Einheitlichkeit und Gesetzmäßigkeit und der beobachteten, fast unbegrenzten Varianz) scheitern, während Whitneys Ansatz sich als tauglicher erweist, mit den empirischen Gegebenheiten der Synchronie umzugehen, und das schließt idiolektale und dialektale Variation in den Sprachen ebenso ein wie die Sprachmischung.

³⁴⁰ Vgl. auch Alter (2005, 218, Hervorh. i. Orig.): „Hence it was thought that *any new regularities, introduced later, could not be considered ‘natural’ to a language.*“

die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ (1865) erregt ebenfalls Whitneys Aufmerksamkeit, denn dort reagiert Schleicher auf verschiedentlich vorgebrachte Kritik an seiner Lehre von der materiellen Organismenhaftigkeit der Sprache, indem er, knapp gesagt, die Natürlichkeit der Sprache aus der natürlichen Beschaffenheit der am Sprechvorgang beteiligten Organe herleitet (vgl. Kap. 4.3). Whitney erkennt darin zunächst keine Vertiefung der Position in Schleicher (1863), sondern eine gänzlich neue Auffassung (1871, 52): Nicht mehr von *Naturorganismen*, also sprecherunabhängigen Agentien sei hier die Rede, sondern von Sprachen als *Funktionen*, als Effekte des komplexen Zusammenspiels menschlicher Organe. Einen gemeinsamen Nenner vermag Whitney nur in der Zurückweisung der Agentivität des menschlichen Willens auszumachen: bei einer Deutung von Sprachen als Organismen, weil diese sich allein nach internen Kräften verändern; als Funktionen, weil sie notwendige Effekte der physischen Beschaffenheit der Organe sind (1871, 52f.).³⁴¹ Die neue Position Schleichers ähnelt damit stärker den Vorstellungen Steinthals, Renans oder Müllers, welche die Sprache (letztendlich in der Tradition Johann Gottfried Herders und W. v. Humboldts) als (allein) dem Menschen angeborene Fähigkeit, als eine sinnlich-mentale Aktivität wie Sehen und Hören auffassen (vgl. Whitney 1875a, 729; auch Nerlich 1990, 26).³⁴² Das Grundverständnis von der Sprache als Phänomen der physischen Welt bleibt jedoch erhalten, und damit lassen sich die gleichen, für Whitney unhaltbaren Implikationen einwenden: So müsste jede Verknüpfung einer Lautkette mit einer Bedeutung ein solcherart *natürlicher Effekt*, das heißt vollständig von der Struktur der am Sprechakt beteiligten Organe determiniert sein. An einem anschaulichen Beispiel illustriert: Der Grund, warum er, Whitney, das englische Wort *hat* und nicht das deutsche *Hut* oder das französische *chapeau* verwende, würde darin liegen, dass sein Gehirn und seine Sprechorgane so beschaffen und mitei-

³⁴¹ Eine Querverbindung lässt sich hier auch zu bestimmten Ausrichtungen der Ethnologie des 19. Jahrhunderts ziehen, die in der Sprache ein unmittelbares Produkt der physischen Beschaffenheit ihrer Sprecher sehen, nach denen die Sprachen also deshalb verschieden sind, weil die Völker es sind. Alter (2005, Kap. 7) vertieft Whitneys intensives Verhältnis zur Ethnologie und insbesondere zur Anthropologie.

³⁴² Exemplarisch Steinthal (1871, 85): „Wir dürfen sie [= die Sprache] wesentlich nicht als ein vorhandenes Werkzeug ansehen, dessen man sich gelegentlich bedient, das aber sein Dasein hat, auch in der Stunde, wo es nicht angewandt wird; sondern sie erscheint als eine Kraft oder Fähigkeit, d. h. als bloße Möglichkeit, die unter Umständen sich äußert, ausgeübt und dann Wirklichkeit wird, aber nur vorübergehend, so lange die Bedingungen der Äusserung dauern. Die Sprache ist nicht ein Etwas, wie Pulver, sondern ein Ereigniss, wie die Explosion; sie ist nicht ein Organ, wie das Auge oder Ohr, sondern eine Fähigkeit und Tätigkeit, wie Sehen und Hören.“

inander verknüpft sind, dass *hat* für ihn (und für alle Mitglieder seiner Sprechergemeinschaft) die natürliche und notwendig richtige Lautfolge des damit bezeichneten Konzeptes ist – eine schwer aufrechtzuerhaltende These (1871, 53), die seit Platons Kratylos wohl niemand in dieser Eindeutigkeit vertreten hat. Demgegenüber stehen die gewöhnlichsten Beobachtungen, die zeigen, dass ein Mensch ein bestimmtes sprachliches Zeichen äußert, eine bestimmte Sprache spricht, weil er in ein Umfeld hineingeboren wurde, in dem ihm diese Zeichen (in den beiden Komponenten Lautkette und Bedeutung), diese Sprache vermittelt wurden (1871, 53f.). Es hätte jedes andere Zeichen, jede andere Sprache sein können, wenn Geburt oder Umstände die gleiche Person an einen anderen Ort, in ein anderes Umfeld geführt hätten (1875a, 717, 721). Die Verbindung zwischen Zeichen und Nutzer ist demnach unmöglich eine der Natur, sie ist eine der Prägung, die Konzepte und ihre lautlichen Repräsentationen sind nicht angeboren oder auf irgendeine andere Weise physisch vorbestimmt, sondern ausschließlich erlernt.

Woher aber kommt der Inhalt dieser Prägung, dieses Lernens? Wer legt fest, welche Laute mit welchem Konzept zu verbinden sind? – Der britische Empirist John Locke hatte (neben anderen) dazu schon im 17. Jahrhundert ausgeführt, dass die Verknüpfung von Wörtern mit Bedeutungen *arbiträr* ist, das heißt, dass sie dem Willen des Menschen unterworfen und nicht physisch determiniert ist (vgl. dazu R. Harris und Taylor 1997, Kap. 10; Haßler und Neis 2009a, 206 ff.).³⁴³ Die Möglichkeit einer *konventionellen*, also auf sozialer Übereinkunft der Sprecher basierenden Verknüpfung wird, wie wir gesehen haben, bereits seit Platons Kratylos diskutiert.³⁴⁴ Alter (2005, 72 ff.) zeigt, wie die schottische Common-Sense-Philosophie ein wichtiges Problem, das sich aus dem Arbitraritätsansatz ergab, auflösen konnte, indem sie der *Arbitrarität*, die, als völlige Beliebigkeit verstanden, eine totale Anarchie der Verknüpfung zulässt, die *Konventionalität* beistellt, die als soziales Korrektiv fungiert: Natürlich kann ein Mensch jeder Bedeutung ein beliebiges Zeichen zuordnen und sich damit eine private Sprache schaffen. Will er jedoch mit anderen in seiner Sprachgemeinschaft kommunizieren, muss er auf unausgesprochene, historisch gewach-

³⁴³ „Thus we may conceive how *Words*, which were by Nature so well adapted to that purpose, come to be made use of by Men, as *the Signs of their Ideas*; not by any natural connexion, that there is between particular articulate Sounds and certain Ideas, for then there would be but one Language amongst all Men, but by a voluntary Imposition, whereby such a Word is made arbitrarily the Mark of such an Idea“ (Locke 1700, 235, Hervorh. i. Orig.).

³⁴⁴ Zeitgleich mit Whitney begreift auch Heymann Steinthal die Sprache als ein in erster Linie gesellschaftliches (hier: psychologisches) Produkt, als „das Erzeugniss des Gemeingeistes, sein Selbstbewusstsein“ (1871, 387).

sene Vereinbarungen zur Verknüpfung von Lauten und Bedeutungen zurückgreifen (vgl. Haßler und Neis 2009a, 219 ff.).³⁴⁵ Der Gedanke von der Konventionalität und Arbitrarität als Grundeigenschaften sprachlicher Zeichen, der heute meist mit Saussures Sprachtheorie assoziiert wird, gehörte also schon zu den philosophischen Ressourcen des Common-Sense-Ansatzes, in dem wir ein zentrales Element von Whitneys intellektueller Sozialisierung sehen müssen.³⁴⁶ Er findet sich aber ebenfalls schon, vielleicht wenig überraschend, in Madvigs Aufsatz aus dem Jahr 1842, von dem wir nicht mit Gewissheit sagen können, ob Whitney ihn gekannt hat:

Der Laut der Wörter steht also in keinem natürlichen oder nothwendigen Verhältniss zur Vorstellung und ihrem Gegenstand. Das Wort hat nur eine Bedeutung für gewisse Menschen, die ihm diese Bedeutung unterlegen und geben; nur ist freilich dieses Verhältniss kein Verhältniss zwischen einzelnen Menschen und einzelnen Wörtern, sondern ein mannigfach artikulirtes Verhältniss eines ganzen Volkes [...] und einer ganzen Sprache, ein Verhältniss, das sich durch den Verlauf der Zeiten und die Folge der Geschlechter hindurchzieht. (Madvig 1875b, 59)

Die Stellung, die hier der Sprache in ihrem Ursprung angewiesen ist als in der Gestalt ihres Zeichensystems aus Freiheit (Zufälligkeit), nicht aus einer im Stoffe (dem Laute) liegenden Naturbestimmung hervorgegangen und in letzter Instanz auf einer (unbewussten) Sanktion der Sprechenden selbst beruhend, verläugnet sie später nicht; diese Stellung zeigt sich [...] in der Vielheit und der Veränderlichkeit der Sprachen; auf ihr beruht die Möglichkeit sich fremde Sprachen so anzueignen, dass sie Einem natürlich und vollständig gewohnt werden, und seine eigene Muttersprache in hohem Grade, ja, wenn

³⁴⁵ Das meint auch Madvig, wenn er schreibt (1875b, 60): „Ein Wort, das nur für Einen Bedeutung hat, ist kein Wort; es ist vielleicht ehemals eins gewesen oder kann es werden. Die ursprüngliche Sprachbildung liegt also in dem Akte freien Setzens, wodurch dieses Verhältnis zwischen Vorstellung und Laut für mehrere sich [...] verwirklichte, wodurch der Laut als Zeichen gesetzt ward.“

³⁴⁶ Alter (2005, 72) zitiert z.B. aus Hugh Blairs *Lectures on Rhetoric and Belles Lettres* aus dem Jahr 1783 – man beachte die fast wörtlichen Übereinstimmungen mit Locke (vgl. Fn. 342): „The connexion between words and ideas may, in general, be considered as arbitrary and conventional, owing to the agreement of men among themselves; the clear proof of which is, that different nations have different Languages“. Sogar M. Müller (1862, 31 f.) zitiert diesen Standpunkt, freilich um ihn zurückzuweisen: „According to them [Locke, Adam Smith, Dugald Stewart u. a., SP], man must have lived for a time in a state of mutism, his only means of communication consisting in gestures of the body, and in the changes of countenance, till at last, when ideas multiplied that could no longer be pointed at with the fingers, they found it necessary to invent artificial signs of which the meaning was fixed by mutual agreement.“

man sich nicht bis zu einem einigermaßen reifen Alter in sie hineingelebt hat, völlig zu vergessen. (Madvig 1875b, 69f.)

Als explizites Postulat in einer umfassenden Sprachtheorie finden wir die *Konventionalität und Arbitrarität sprachlicher Zeichen* zuerst bei Whitney (vgl. Jakobson 1965, 24; Koerner 1973, 84f.):

There is absolutely no tie of union to us between the sign and the thing signified save this mental association, artificially formed – that is to say, brought about under the guidance of others, after their example, not by an inward impulse. [...] [O]ur words are arbitrary and conventional signs; arbitrary, not because no reasons can be given for the assignment of each word to its use, but because the reason is only a historical, not a necessary one, and because any other of the hundred current, or of the ten thousand possible, signs might have been made by us to answer precisely the same purpose; conventional, not because it was voted in a convention [...], nor because men came to an explicit understanding about it in any other way, but because its adoption by us had its ground in the consenting usage of our community. (Whitney 1875a, 717)

Saussure führt seine eigenen Ausführungen dazu ebenfalls auf Whitney zurück, und schreibt, dieser habe damit die Linguistik „auf die richtige Spur gebracht“.³⁴⁷ Gemeint ist auch die Auffassung von der Sprache als einer sozialen Institution (bei Saussure „fait social“, allerdings in deutlich eingeschränkter Bedeutung³⁴⁸), nicht als einer natürlichen Entität, die sich aus dem arbiträren und konventionellen Charakter der sprachlichen Zeichen restlos herleiten lässt.

Unter diesen theoretischen Maßgaben und mit Blick auf einige einfache empirische Tatsachen kann Whitney auch andere Argumente Schleichers (1865) entkräften. Dies betrifft die Thesen, dass, erstens, niemand eine andere Sprache als die ihm von Natur aus zukommende (Mutter-)Sprache, in jedem Fall aber keine genetisch divergente Sprache mit der gleichen Eleganz und Per-

347 „Pour bien faire sentir que la langue est une institution pure, Whitney a fort justement insisté sur le caractère arbitraire des signes; et par là, il a placé la linguistique sur son axe véritable“ (Saussure 1967, 110).

348 „Nous venons de voir que la langue est une institution sociale; mais elle se distingue par plusieurs traits des autres institutions politiques, juridiques, etc. Pour comprendre sa nature spéciale, il faut faire intervenir un nouvel ordre de faits. La langue est un système de signes exprimant des idées, et par là, comparable à l'écriture, à l'alphabet des sourds-muets, aux rites symboliques, aux formes de politesse, aux signaux militaires, etc., etc. Elle est seulement le plus important de ces systèmes“ (Saussure 1967, 33).

fektion erlernen könne³⁴⁹ und, zweitens, die Sprachen eine sicherere Basis für die Klassifikation der Menschheit darstellen können als andere Kriterien wie etwa die Rasse. Whitney konfrontiert sie mit der außereuropäischen, vorzugsweise der ihm vertrauten amerikanischen Realität: „[C]hildren of European parents do learn, where circumstances favor it, those outlandish tongues along with their own, as readily and surely as those of the most nearly related European nations“ (1871, 56), und „even [...] in English-speaking communities, especially in America, descendants of half the races under heaven use *book* as their ‘native’ sign, knowing absolutely nothing of any other“ (1875a, 717, Hervorh. i. Orig.). Zwei- beziehungsweise Mehrsprachigkeit, und damit im nächsten Schritt auch Kontakt und Mischung, jene Phänomene, denen die deutsche Sprachwissenschaft ihre Anerkennung versagt, werden als Normalbedingungen des Sprachlebens markiert und müssen demzufolge (wieder) in den Untersuchungskanon der Sprachforschung aufgenommen werden, wofür Whitney selbst (1881) einen beeindruckenden theoretischen Auftakt liefert.

Schleichers Behauptung, dass ein Europäer zwar in Schädelform und Erscheinung Merkmale anderer Rassen aufweisen könne, diese Merkmale deshalb keine verlässlichen seien, wohingegen die Sprache immer ein sicheres Merkmal der Herkunft darstelle, wird von Whitney durch einfache Inversion ad absurdum geführt: Ein Mensch mit afrikanischen Wurzeln könne zwar in seinem Äußeren den vornehmsten (das heißt freilich weißen) Familien Virginias ähnlich sein, aber niemals werde er Englisch als seine Muttersprache sprechen (können). In einigermassen sarkastischem Tonfall fährt er fort:

I should like to see some adherent of Schleicher’s opinions going around in our American community with an English grammar and dictionary, determining by the evidence of language to what race its various constituents belong. It would not be difficult in almost any American village to set up before him for examination a row of human beings who should show unmis-

349 Auch hier hält Whitney einen anschaulichen Vergleich bereit: „One might just as well say of a person who has mastered a musical instrument, as the flute, that he makes it his mode of musical expression because the minute constitution of his brain and of his blowing and fingering apparatus render it a necessity to him; that he never acquires an equal mastery over any other instrument, or, if he does so, it is only in virtue of his becoming so far another being; that he may at the utmost become able to play kindred instruments, like the clarionet and bassoon; but that the violin and the piano are entirely beyond his reach – proceeding then to argue that the musical notes of the flutists, as they reflect and represent peculiarities of his organism otherwise unmanifested, are themselves material existences; and that the development of modern flute melody from the first rude tones of the ancient pipes exhibits the essential characteristics of organic life, and proves the truth of the Darwinian theory!“ (1871, 57)

takable traces of African, Milesian, Scottish, and German, as well as English, descent; and yet every mother's son of them should speak English as his mother-tongue, and should not know a word of any other language under the sun. (1871, 60)

Doch ganz so selbstverständlich, wie Whitney die Sachlage vorträgt, verhält sie sich auch für ihn letztlich nicht: Auch wenn er die Idee von der Sprache als *synchronischem* Indikator für die Zugehörigkeit zu einer Rasse oder Ethnie zurückweist und damit die beiden Ebenen formal auseinanderhält, bestätigt er doch an anderer Stelle ihre allgemeine *diachronische* Korrelation, die umso stärker greifbar wird, je weiter man in die Geschichte zurückschaut (Alter 2005, 150): „It remains true that, upon the whole, language is a tolerably sure indication of race“ (1867, 373 f.), fasst er seine Position (die sich dann nur undeutlich von Schleichers abhebt) an anderer Stelle zusammen. Freilich befürwortete Whitney als Indologe auch die von Schleicher eingeführte Stammbaumtheorie, die letztlich auf der Annahme einer vererbaren sprachlichen Verbindung zwischen den indoeuropäischen Ethnien gründet, sowie das Primat der genealogischen (statt der von W. v. Humboldt und den F. Schlegels elaborierten typologischen) Klassifikation von Sprachen (Alter 2005, 152).

Nicht weniger polemisch verfährt Whitney mit den verbleibenden Thesen Schleichers im besprochenen Essay: Die Behauptung, Unterschiede zwischen den Sprachen seien im Wesentlichen geografisch motiviert, beruht auf der aus Whitneys Sicht bereits hinreichend widerlegten Grundannahme, dass Sprache von physischen, nicht von historischen Ursachen determiniert sei. Empirisch spreche die durchaus differenzierte geografische Verteilung der menschlichen Sprachen gegen eine solche Behauptung. Schleichers Unterscheidung zwischen einer sprachschaffenden, prähistorischen, und einer sprachverwendenden, historischen Periode, die, wie wir gezeigt haben, inkompatibel ist mit dem aktualistischen Erklärungsprinzip, das Whitneys Sprachdenken auf ganzer Breite wie ein Fundament untermauert, wird nur noch mit knappen Worten kommentiert: „This is so palpable a fancy, and a fancy alone, that we need lose no time over its confutation“ (1871, 61). Schleichers späte Schriften, insbesondere die beiden rezensierten, bleiben also für Whitney das Werk eines Phantasten. „[A]s a whole“, resümiert er (1871, 63), „the essays are utterly unworthy of him, and can only be read with pain and regret by those who admire him and respect his memory. From the beginning to the end, in foundation and superstructure, they are unsound, illogical, and untrue [...]“.³⁵⁰

³⁵⁰ In dieser Schärfe ist Whitneys Polemik freilich nicht zu akzeptieren. Schleichers theoretische Ausführungen auch in diesen Essays bauen, wie wir im entsprechenden Kapitel gezeigt haben, überwiegend auf Bekanntes und auch weithin Akzeptiertes auf,

Weniger umfangreich, wenn auch deshalb nicht schwächer, fällt in den hier betrachteten Beiträgen Whitneys Kritik an den Sprachtheorien Steinthals, Renans und Müllers aus.³⁵¹ Neben Schleicher sieht Whitney vor allem in Steinthal und Müller Gallionsfiguren jener „falschen und schmerzhaften“ (1871, 35) Tendenzen, gegen die er anschreibt. Mit Müller im Besonderen unterhält er einen über viele Jahre hinweg zu verfolgenden, im Kern zwar akademischen, doch immer wieder auch von persönlichen Querelen, Neid und Opportunismus getragenen Disput, auf den wir, obgleich er einen gewissen Anteil an der Schärfung mancher Elemente des whitneyschen Theoriegebäudes haben dürfte, an dieser Stelle nicht spezifisch, das heißt außerhalb der sprachtheoretischen Argumentation Whitneys eingehen können.³⁵² Die Institutionalisierung des Disputs wird durchaus direkt angesprochen, Whitneys süffisant-sarkastischer Ton ist bezeichnend und macht deutlich, dass auch er alles andere als eine „nur wissenschaftliche Kontroverse“ führt:

Professor Müller fears that I am generally becoming convinced that I am unanswerable. [...] As Mr. Müller appreciates so fully the danger in which I am placed, I wonder that he is not willing to put forth a hand to save me from it. I have with these gentlemen [= Müller und Steinthal], so far as concerns my side, only a scientific controversy, sustaining my view of language against their contrary (and mutually conflicting) opinions. [...] But I have a right to protest against the controversy being made a personal instead of a scientific one; against being met with the plea that I am too disrespectful to the mag-nates of science for my arguments to deserve attention. Such a reply is generally, and justly, regarded as equivalent to a confession of weakness.

It has, perhaps, been my misfortune not to appreciate sufficiently the services rendered by Professor Müller to the science of language [...]. (1875a, 729 f.)

Konkret kann Whitney an dieser Stelle in Müllers Postulat von der Sprache als ultimativer Grenze zwischen Mensch und Tier („Language is our Rubicon, and no brute will dare to cross it“, Müller 1862, 360) keinen ernsthaft bedeutsamen

sie sind in sich durchaus kohärent und entbehren weder der Logik noch der Wissenschaftlichkeit (vgl. Morpurgo Davies 1998, 199). Sie erweisen sich allerdings schnell als unplausibel und nicht intuitiv.

³⁵¹ Vgl. aber die im Tonfall regelrecht ätzende Schrift gegen Steinthal und die etwas taktvollere Auseinandersetzung mit den „inconsistent views“ von Renan, Müller u.a. (Whitney 1872; 1880).

³⁵² Alter (2005) analysiert den Konflikt und seine Ursachen gründlich; Whitney selbst trägt seine Kritik noch einmal in einem späten, anlässlich einer Neuauflage von Müllers *Lectures* angefertigten Essay vor (*Max Müller and the Science of Language: a Criticism*, 1892).

Beitrag zum Verständnis des Gegenstandes erkennen.³⁵³ Er argumentiert mit nicht weiter explizierten Erkenntnissen und Prämissen der aktuellen biologischen und anthropologischen Wissenschaften – gemeint ist zweifelsohne vor allem Darwins Evolutionsparadigma –, dass zwischen Mensch und Tier keine unüberschreitbaren Barrieren mehr, höchstens unzugängliche Entfernungen anzunehmen sind.³⁵⁴ Sprache ist, aus dieser Sicht und im Einklang mit den von Whitney angeführten Speerspitzen des wissenschaftlichen Fortschritts, nur eine Instanz oder Institution von vielen, die durch soziales Verhalten geprägt und durch Lernen vermittelt werden, abseits der Gattung Homo aber nicht ausgeprägt sind, und dies nicht zufällig:

[T]he absence of speech in the lower animals is easily seen to be correlated with many other deficiencies incident to their inferiority of endowment; they have no civilization, no “institutions” of any kind; nothing that goes down by tradition, is taught and learned. Their means of communication is almost wholly intuitive, not arbitrary and conventional, which are the most essential and highest attributes of ours. I say “almost,” because I think the want not absolute; the rudiments of speech are just as much present in animals as, for example, those of the use of instruments; on account of which latter, Mr. Müller pronounces the “use of tools” no barrier. Human language began when sign-making by instinct became sign-making by intention [...]; that is to say, when expression for personal relief was turned into expression for communication. (1875a, 730 f.)

Die Sprache ist kein Rubikon – sie muss es aber in den Geschichtsmodellen Schleichers und Müllers sein, die noch fest im katastrophistischen Erklärungsprinzip verankert beziehungsweise, in Müllers Fall, noch nicht vollständig im aktualistischen Paradigma und der darwinschen Evolutionsvorstellung angekommen sind. Für Whitney markiert die Ausprägung der Sprache keine natürliche Grenze zwischen den Arten, sondern einen Schritt in der Evolution, den bislang allein der Mensch gegangen ist. Alle kulturellen Institutionen des Menschen, unter ihnen die Sprache, haben sich im Rahmen dieser Evolution miteinander und in Richtung wachsender Komplexität, statt von einem komplexen Urzustand in größere Einfachheit verfallend, entwickelt. Das charakteristische Attribut der menschlichen Kommunikationsform ist zugleich ihre atomare

³⁵³ Das Postulat rekapituliert letztendlich auch nur einen Gedanken Herders, nach dem die Vernunft und die Sprache das innere bzw. das äußere Unterscheidungsmerkmal des Menschen gegenüber anderen Lebewesen darstellen.

³⁵⁴ Vgl. in diesem Zusammenhang auch die gegenseitige Argumentation Ludwig Noirés, der in Müller ein „gewaltiges Bollwerk“, ein „schlagendes Argument“ und den „*einzig gewachsene[n] ja überlegene[n] Gegner Darwins*“ (1879, 14, Hervorh. i. Orig.) sieht.

Definition in Whitneys Sprachtheorie: die Arbitrarität und Konventionalität der verwendeten Zeichen. Nur durch die Verwendung arbiträrer und konventioneller Zeichen wird die Kommunikation dem Instinkt entzogen und dem bewussten, intentionalen Handeln unterworfen. Die wesentlichen biologischen Anlagen der Sprachfähigkeit hingegen sind, wie auch die anderer charakteristisch menschlicher Institutionen, bei anderen Gattungen durchaus vorhanden, doch verläuft ihre Kommunikation vornehmlich instinktiv – also nicht bewusst, nicht intentional, nicht erlernt – und ist deshalb auch nicht primär sozial und historisch, sondern biologisch determiniert.

Alle Kernelemente von Whitneys Sprachtheorie (die, darauf sei noch einmal hingewiesen, zu einem beachtlichen Teil auch schon von Madvig formuliert wurden) und von seinem iterativen Widerspruch im Grundsatz gegen die deutsche Sprachphilosophie laufen hier noch einmal zusammen. Gleichzeitig erscheinen sie konform mit den Erkenntnissen und Prämissen anderer gegenstandsrelevanter Wissenschaften: die Definition des sprachlichen Zeichens als arbiträr und konventionell, die alleinige Agentivität der Sprecher im Sprachwandel, die Unabhängigkeit des menschlichen Handelns und Denkens von materiellen, physischen Komponenten, der soziale Charakter der Sprache, die Bestimmung der Sprachwissenschaft als historische Wissenschaft und das Aktualitätsprinzip. Zwar hat Whitneys Sprachtheorie, ähnlich wie W. v. Humboldts, keine unmittelbaren Fortsetzungen gefunden, sie fungiert aber als entscheidender Wegweiser für verschiedene sich ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts formierende und die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts prägende Paradigmen. Von Alters (2005, Kap. 9, 10) exzellenter Aufarbeitung ausgehend können wir diese Wirkungsrichtungen zum Abschluss dieser Analyse noch einmal nachzeichnen (vgl. auch Morpurgo Davies 1998, 211).³⁵⁵

Auf eine unkonventionelle Art aussagekräftig sind diesbezüglich schon die kurzen Briefbeiträge, die zu einer Tagung anlässlich von Whitneys Tod 1894 von verschiedenen ausländischen Kollegen zur Würdigung von Whitneys Leistung angefragt und in den meisten Fällen auch eingereicht wurden. In den von Whitneys Schüler Charles R. Lanman herausgegebenen Akten des *Whitney Memorial Meeting* (Lanman 1897) finden wir unter den Beitragenden Graziaudio I. Ascoli, vergleichender Sprachwissenschaftler, Romanist und Begründer des Substratbegriffes (der für die spätere Sprachkontaktforschung einige Bedeu-

³⁵⁵ Ganz unabhängig davon ist Whitneys Leistung als Indologe zu fassen, die hier jedoch nicht Thema ist. Vgl. dazu auch Lanman (1897).

tung hat),³⁵⁶ Michel Bréal, eine der Gründerfiguren der modernen Semantik (und einer, der sich wie Whitney kritisch zum extremen Organizismus äußert; Morpurgo Davies 1998, 157) und die Junggrammatiker Leskien, Karl Brugmann und Berthold Delbrück. Was die zum Teil persönlich mit Whitney befreundeten Junggrammatiker diesem verdanken, führt Brugmann in seinem Brief selbst aus:

Das Wichtigste, was Whitney lehrte, war etwa Folgendes. Wenn man der Sprache eine selbständige Existenz, gewisse Thätigkeiten, gewisse Neigungen oder Launen, eine Fähigkeit der Anpassung an die Bedürfnisse des Menschen und dergleichen mehr zuschreibt, so sind das figürliche Ausdrücke. Sie bezeichnen nicht die Sache selbst, und man darf sich nicht durch sie verblenden lassen. In Wirklichkeit lebt die Sprache nur in der Seele und auf den Lippen derer, die sie sprechen. Alle Veränderungen in der Fortentwicklung der Sprachen dienen der Befriedigung von Bedürfnissen des menschlichen Geis-

³⁵⁶ Bisweilen wird auch der Begriff *Substrattheorie* geführt, der jedoch übertrieben scheint, denn weder legt Ascoli eine wirkliche Theorie vor, noch ist das mit dieser ‚Theorie‘ assoziierte Gedankengut tatsächlich neu. Der etwa 1875 geprägte Begriff (*ethnisches*) *Substrat* trägt bei Ascoli lediglich der Tatsache Rechnung, dass sprachintern wirkende Prozesse allein die unterschiedliche Entwicklung des Lateins zu den romanischen Sprachen nicht erklären können. Ein wichtiger Impuls zum Sprachwandel ging vielmehr von den ursprünglichen Sprachen der von den Römern eroberten und kulturell und sprachlich assimilierten Völkern aus: „[E]benso ist dieselbe Anzahl von Jahrhunderten in Rom und Paris verflossen, seit Cäsar das Wort *stato* nach Gallien eingeführt hat, welches sich in Rom stets unversehrt erhalten hat, in Paris dagegen zu *été* geworden ist. Man wird demnach nicht umhin können, auch für das Lateinische resp. Altitalische die Veränderungen in der Zusammensetzung der Nationalität, mit einem Worte die ethnologischen Motive, durch welche der ursprüngliche Organismus der Sprache gestört und gehemmt wird, als Grund der sprachlichen Umgestaltung anzuerkennen“ (Ascoli 1887, 55f., Hervorh. i. Orig.). Ascolis Substrateinfluss bezeichnet also einen Einfluss, der von der autochthonen Sprache eines eroberten Volkes auf die Sprache des erobernden Volkes im Wechsel der Eroberten zu dieser Sprache ausgeübt wird. Doch das ist kaum ein neuer Gedanke in der europäischen Sprachreflexion: Die Korruptionsthese ist insbesondere mit Blick auf das Latein seit der Antike verbreitet, schon im 15. Jahrhundert hatte Flavio Biondo die Entstehung der italienischen Volkssprache ausdrücklich mit der (untergegangenen) Sprache der einfallenden Germanen in Verbindung gebracht. Auch Bopp oder Grimm galt der Sprachkontakt schon als *möglicher* Einfluss auf die Sprachentwicklung, und wenig originell ist auch die Wertung dieses Einflusses als „störend“ und „hemmend“ auf den „Sprachorganismus“. Schönfelder (1956, 22) zeigt, dass deshalb in anderen sprachwissenschaftlichen Abteilungen auch ein anderer ‚Vater der Substrattheorie‘ genannt wird, in der Indogermanistik etwa Herman Hirt. Ascolis Beitrag zur Kontaktforschung müssen wir daher stärker im entschlossenen und gerade in der romanischen Sprachlandschaft empirisch gut fundierten Widerspruch gegen den Anspruch der Junggrammatiker sehen, eine exakte Gesetzeswissenschaft betreiben zu können, die außersprachliche Einflüsse ignorieren kann.

tes. Doch waltet dabei so gut wie nie bewusste Absicht, darum ist die Sprache kein Kunstprodukt. Sie ist aber auch kein Naturprodukt. Da alles, was die Sprache eines Volkes ausmacht, aus seelischer Thätigkeit entspringt und auf einer langen Kette von vorausgegangenen Processen beruht, bei denen immer der menschliche Geist, mag er auch noch so sehr von äusseren Factoren bestimmt worden sein, selbst das eigentliche Agens gewesen ist, so ist die Sprache nichts anderes als eine menschliche Einrichtung (an institution). Und so ist die Sprachwissenschaft eine historische oder Geisteswissenschaft (a historical or moral science). Nur eine oberflächliche Betrachtung hat sie zu einer naturwissenschaftlichen Disciplin stempeln können. (Brugmann in Lanman 1897, 78 f.)

Neben den willentlichen Handlungen der Sprecher, der Sprache als (sozialer) Institution und der sich mit ihr befassenden Wissenschaft als einer rein historischen Wissenschaft ist es das Aktualitätsprinzip, das als vielleicht wichtigstes Moment aus Whitney's Sprachdenken in die junggrammatische Sprachtheorie eingeflossen ist (vgl. Collinge 1995b, 205).³⁵⁷ Erst die Vorstellung von einer grundsätzlichen Kontinuität (nicht katastrophistischen Zyklizität) der Sprachgeschichte ermöglicht die, von Whitney ebenfalls schon so geleistete, Interpretation der Analogie als universellem Mechanismus im Sprachwandel, um Regularität wiederherzustellen (die im katastrophistischen Geschichtsmodell ja nicht wiederherzustellen ist) (Alter 2005, 220 ff.). Interessanter noch als die abgedruckten Beiträge ist aber einer, der zwar angefragt, jedoch nicht fertiggestellt und deshalb nicht eingereicht wurde: der Beitrag von Saussure. In den diesbezüglichen Notizen („Notes pour un article sur Whitney“, 1894) bringt Saussure offenbar erstmals seine Gedanken zur allgemeinen Sprachwissenschaft zu Papier; sie werden neben Vorlesungsaufzeichnungen und studentischen Mitschriften eine wichtige Grundlage für den *Cours de linguistique générale*. Saussure beschreibt Whitney's Sprachtheorie als die vielversprechendste seiner Zeit und attestiert ihr, die Sprachwissenschaft auf die richtige Spur gebracht zu haben (Saussure 1967, 110); er verdankt ihr die konventionelle und arbiträre Natur des sprachlichen Zeichens und, darauf aufbauend, das soziale Wesen der Sprache. Beiden zugrunde liegt aber noch einmal das Aktualitätsprinzip, ohne das auch Saussure's *Cours* nicht denkbar wäre (vgl. Alter 2005, 247 ff.).

Auf Whitney's Pfad begeben sich beide Ansätze, die junggrammatische Schule und, deutlich später, Saussure, und doch schlagen sie auch beide eine

³⁵⁷ Zu den Grundlagen und Problemen des junggrammatischen Ansatzes vgl. z. B. die entsprechenden Abschnitte in Arens (1955) und Morpurgo Davies (1998), sowie Einhauser (1989; 2001) und Jankowsky (2001).

jeweils andere Richtung ein.³⁵⁸ Saussure geht Whitneys Zeichentheorie nicht weit genug; die sprachlichen Zeichen erhalten ihre Bedeutungen bei ihm nicht durch soziale Konvention (das heißt jedes für sich gewachsen), sondern durch ihre Stellung im Sprachsystem. Während die Zeichen bei Whitney also, durch Konvention vermittelt, ausdrücklich auf Dinge verweisen, ist die Sprache (als *langue*) in der saussureschen Theorie ein vor allem selbstreferentielles System und damit, aus Reifikationsperspektive, bereits mehr als ein Untersuchungsobjekt *in* der Welt, nämlich eine eigene Welt *neben* der Welt.³⁵⁹ Dieses abstrakte System, aber nicht den Sprachgebrauch zu erschließen, ist dann auch das Ziel der strukturalistischen Analyse. Der Rückbezug zu den sozialen Bedingungen und Gefügen der Sprecher ist entbehrlich, wenn nicht sogar offen hinderlich. Saussure übernimmt von Whitney eher das *institutionelle* als das *soziale* Verständnis von der Sprache:³⁶⁰ Seine Sprachwissenschaft findet an einem Gegenstand statt, der aufs Äußerste regularisiert, homogenisiert, um alles Individuelle und vermeintlich ‚Äußerliche‘ reduziert ist, und zu dem das Sprecherhandeln höchstens noch einen epistemischen Zugang bereithält. Homogenisierung, Abstraktion und Formalisierbarkeit garantieren die Wissenschaftlichkeit dieses Ansatzes. Der Preis dafür ist, so vermerkt es zum Beispiel Crowley (1990), eine erneute (und vielleicht allgemein unumgängliche) Mythologisierung der Sprache.

Auch für die Junggrammatiker bleibt der soziale Charakter der Sprache letztlich mehr rhetorische Figur als wirkliches Bekenntnis. Ihre Lehre von den ausnahmslos (das heißt auch: instantan bei allen Sprechern zur gleichen Zeit)

358 Zu Whitneys Einfluss auf die Junggrammatiker und Saussure vgl. auch Koerner (1973, Kap. 1.3.1.; 1988) und Bouquet (1989).

359 Vgl. diesbezüglich abermals Madvig, der mehr als sechzig Jahre vor Saussure schon eine ganz ähnliche Auffassung vertritt: „[Die Sprache entwickelte sich] als ein in artikulierem Laute ausgeprägtes, in allen Theilen zusammenhängendes und gegenseitig bedingtes System von Zeichen für Vorstellungen und ihrer Verbindungsverhältnisse, die durch die Anerkennung und Sanktion der an der Sprache Theilnehmenden gelten und nur in dieser Anerkennung und durch sie Bedeutung haben“ (1875b, 55).

360 „Ainsi pour Whitney, qui assimile la langue à une institution sociale au même titre que toutes les autres, c’est par hasard, pour de simples raisons de commodité, que nous nous servons de l’appareil vocal comme instrument de la langue: les hommes auraient pu aussi bien choisir le geste et employer des images visuelles au lieu d’images acoustiques. Sans doute cette thèse est trop absolue; la langue n’est pas une institution sociale en tous points semblables aux autres [...]; de plus, Whitney va trop loin quand il dit que notre choix est tombé par hasard sur les organes vocaux; il nous était bien en quelque sorte imposés par la nature. Mais sur le point essentiel, le linguiste américain nous semble avoir raison: la langue est une convention, et la nature du signe dont on est convenu est indifférente“ (Saussure 1967, 26).

und mechanisch wirkenden Lautgesetzen sowie von einer unverändert uniformen Vorstellung von den Sprachen und Dialekten vermag sich nicht deutlich genug von der naturhistorischen Tradition zu distanzieren und verstrickt sich in ihrer Bezugnahme auf die soziale Matrix in große Widersprüche (vgl. Schuchardt 1885; Putschke 1998, 476f.; Alter 2005, 220ff.).^{361, 362} Die postulierte Mechanizität des Lautwandels allerdings ist durchaus auch kontrastiv zum Organizismus der ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts zu verstehen.³⁶³

Am nachhaltigsten durch Whitney geprägt sind deshalb diejenigen Ansätze, die diese soziale Perspektive in den Vordergrund stellen. Das ist vor allem der soziolinguistische Ansatz (Collinge 1995b, 208f.; Koerner 1995f; Joseph 2002, 107; Alter 2005, 260ff.),³⁶⁴ aber auch andere, eng mit diesem verknüpfte und doch dringend von ihm gesondert zu fassende.³⁶⁵ Die Soziolinguistik tritt als Disziplin zwar erst in den 1960er Jahren in Erscheinung, doch ihre paradigmatischen Elemente manifestierten sich, unter anderem von Whitney ausgehend, bereits Ende des 19. Jahrhunderts in verschiedenen Forschungsrichtungen, etwa in der Dialektologie (vgl. Koerner 1995f) oder der Beschäftigung mit Kreol- und anderen Mischsprachen wie bei Addison Van Name,

³⁶¹ Schuchardt unterstellt geradezu Schizophrenie, wenn er in *Ueber die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker* schreibt (1885, 31): „Wunderbarer dünkt es mich dass man die psychologischen Grundlagen des Lautwandels, den gesellschaftlichen Charakter der Sprache, die fließenden Grenzen ihrer räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten so deutlich wahrnehmen und dabei die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze so bestimmt behaupten kann.“

³⁶² Alter (2005, Kap. 10) geht noch auf weitere Wirkungsrichtungen Whitneys insbesondere in den USA ein, darunter Boas, Sapir und L. Bloomfield.

³⁶³ Morpurgo Davies (1998, 252) schlägt eine interessante, ambivalente Lesart vor: „Mechanical in the first part of the century was contrasted with organic. Presumably in the 1870s the adjective was meant to be read as an Anti-Schleicher declaration. And yet it could also be read as a concession to Schleicher’s views. To treat language as determined by irresistible forces external to the speaker was part of Schleicher’s organicism [...]“

³⁶⁴ Erstaunlich ist dagegen, dass das von Coulmas (1998) herausgegebene *Handbook of Sociolinguistics*, das einen einführenden Beitrag mit dem Titel „The Evolution of a Sociolinguistic Theory of Language“ (und dort sogar ein Kapitel namens „Some Progenitors“) führt (Le Page 1998), ohne einen einzigen Hinweis und selbst ohne bibliografische Referenz zu Whitney auskommt. Nicht weniger überraschend ist auch Clynes (2004, 803; ähnlich 2003, 1) These, nach der die Geburtsstunde der Soziolinguistik mit der aus seiner Sicht ersten kontaktlinguistischen Forschung (d. h. Haugen und Weinreich, jeweils 1953) zusammenfällt.

³⁶⁵ Whitney war, so schreibt noch einmal Alter (2005, 145), „in fact, the earliest guide, as well as the most consistent among the other early guides, to a genuinely social understanding of language.“

James C. Clough oder Schuchardt. Die immense Vielfalt und Heterogenität der Sprachen beziehungsweise Dialekte und die sich daraus ergebenden Widersprüche insbesondere mit Schleichers Stammbaummodell standen hier im Vordergrund.³⁶⁶ Alter (2005, 255) zeigt, dass Whitneys Ideen auch in Europa schnell in Gemeinplätze transformiert, vom Alltagswissen absorbiert wurden – scheinbar ein starker Kontrast zu den heftigen Vorstößen, die Whitney ihretwegen in Schleichers, Müllers und Steinthals Richtung unternommen hatte.³⁶⁷ Whitney findet zur richtigen Zeit die richtigen Worte, sein Stil hebt sich in argumentativer Klarheit und Schärfe, in anschaulicher Darstellung und letztlich auch in wissenschaftlicher Bescheidenheit angenehm von den oft ideologischen, mythischen, formelhaften und undurchsichtigen Ausführungen seiner europäischen Zeitgenossen ab. Whitney ist auffällig undogmatisch, er ist hartnäckig genug, um sich immer wieder Gehör zu verschaffen, und anders als zum Beispiel Clough ist er institutionell so gestellt, dass man ihm zuhört. Zudem ist er hervorragend vernetzt mit potentiellen Multiplikatoren seiner Ideen.

So lassen sich die 1860er und 1870er Jahre retrospektiv als Dekaden eines sprachphilosophischen Paradigmenstreites charakterisieren, in dem neben Whitney auf der einen und Schleicher, Müller, Steinthal und anderen auf der anderen Seite die Junggrammatiker möglicherweise eine dritte Fraktion darstel-

³⁶⁶ Whitney selbst hat das Stammbaummodell als Ganzes nicht in Frage gestellt, aber möglicherweise nur deshalb, weil er eine wichtige Implikation von Schleichers Version dieses Modells nie akzeptiert hat: dass Muttersprachen vor ihrer Aufspaltung in Töchter Sprachen (bzw. -dialekte) homogene Phänomene sind. Als von den Gemeinsamkeiten vieler Idiolekte abstrahierte *Spezies* sind die Muttersprachen nur *relativ* (aber damit hinreichend) *uniform* gegenüber den ebenso abstrahierten Töchter Sprachen (vgl. Alter 2005, 261).

³⁶⁷ Dass Müller, Steinthal u. a. sich so vehement gegen eine Akzeptanz dieser in Retrospektive so einfachen, scheinbar selbstevidenten Ideen Whitneys gewehrt haben, kann wieder mit der fleckschen „Beharrungstendenz“ und der kuhnschen „Inkommensurabilität“ von konkurrierenden Programmen oder Paradigmen begründet werden. Auch Max Planck hat dieses Phänomen in seiner *Wissenschaftlichen Selbstbiographie* anschaulich gemacht: „Eine neue wissenschaftliche Wahrheit pflegt sich nicht in der Weise durchzusetzen, dass ihre Gegner überzeugt werden und sich als belehrt erklären, sondern vielmehr dadurch, dass ihre Gegner allmählich aussterben und dass die heranwachsende Generation von vornherein mit der Wahrheit vertraut gemacht ist“ (1948, 22). Ähnlich auch Arens (1955, 242), der mit Blick auf die unbeirrt fortgesetzte Ablehnung der vergleichenden Methoden der Sprachwissenschaft in den etablierten Philologien im 19. Jahrhundert bemerkt, dass dies „kaum – selbst in Deutschland – aus weltanschaulichen Gründen, sondern mehr auf Grund der menschlichen Trägheit, die ungern eine traditionelle Forschungsmethode und Anschauungsweise korrigiert oder gar aufgibt“, geschehen ist.

len.³⁶⁸ In den 1880er Jahren vollzieht sich der Paradigmenwechsel, Whitneys Sprachdenken kommt im philologischen Mainstream an und zeigt sich kongruent mit Entwicklungen auch in anderen Schichten des intellektuellen Klimas: Hermann Paul, dessen Ansatz in mancher Hinsicht schon über den junggrammatischen hinausweist,³⁶⁹ ordnet in seinen *Principien der Sprachgeschichte* in einem sehr differenzierten Modell der wissenschaftlichen Disziplinen die Linguistik eindeutig den Geistes- beziehungsweise Kulturwissenschaften zu (Paul 1880, Kap. I; vgl. auch Darstellung und Schema bei Einhauser 2001, 1346f.). Wilhelm Diltheys *Einleitung in die Geisteswissenschaften* erscheint 1883 und untermauert die Eigengesetzlichkeit nicht physischer, also historischer oder menschlich-geistiger Phänomene, bestätigt die Notwendigkeit einer größeren Bescheidenheit der historischen Wissenschaften in Bezug auf die Objektivität und Allgemeingültigkeit ihrer Aussagen und Erkenntnisse und konsolidiert damit die Trennung der Philologien und der Sprachwissenschaft von den Naturwissenschaften.

In dieselbe Zeit fällt die Konstituierung von Psychologie, Soziologie und politischer Ökonomie als autonome (geistes-)wissenschaftliche Disziplinen (Koerner 1989, 95). Nur wenige Jahre nach Paul und Dilthey schreibt Schuchardt in seiner bekannten Streitschrift gegen die Junggrammatiker, dass deren

³⁶⁸ Die Frage nach Grenzen und Kontinuitäten zwischen Generationen und Ausrichtungen der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist, und dies können wir generalisieren, nicht objektiv zu beantworten und wird deshalb auch unterschiedlich beantwortet. Rhetorisch haben sich die Junggrammatiker zwar deutlich von ihren Vorgängern, insbesondere von Schleicher, abzugrenzen versucht, faktisch liegen die Unterschiede aber eher im Detail. Ich verstehe den junggrammatischen Ansatz deshalb (z.B. mit Koerner 1989; Morpurgo Davies 1998, 13, 260ff.) als kontinuierliche Weiterentwicklung des historisch-vergleichenden Paradigmas (für eine Diskussion vgl. neben den genannten Putschke 1998, 475f.; Einhauser 2001) und sehe den Paradigmenbruch stattdessen wesentlich auf der anderen Seite des Atlantiks, bei Whitney. Hugo Schuchardt kann an dieser Stelle zitiert werden, der gegen Ende seines Lebens einen recht milden Blick auf solche Zuordnungen walten ließ: „Bei fortgesetztem Bemühen, uns über die persönlichen Gestaltungen der wissenschaftlichen Begriffe möglichste Klarheit zu verschaffen, stellen sich erhebliche Schwierigkeiten ein und zwar gerade durch die Gruppierungen die uns die Übersicht erleichtern sollten. Namen wie Junggrammatiker, Neologisten, Positivisten und Idealisten, französische Schule, Leipziger Schule bezeugen es. Vielfach besteht Unsicherheit, in welches Regiment man einen Forscher einreihen sollte; mancher wünscht überhaupt nicht organisiert zu werden. [...] Fragen wir uns nun, auf welchem gemeinsamen Boden wir aufbauen sollen, so müssen wir antworten: es gibt keinen solchen; überall in der Tiefe stoßen wir [...] auf Dogmen“ (Schuchardt 1925b, 16).

³⁶⁹ Einhauser (2001, 1339) setzt etwas andere Parameter der Klassifizierung an, wenn sie Paul als „den zentralen Kopf der Junggrammatiker“ bezeichnet.

Postulat von den ausnahmslosen Lautgesetzen „wie eine Antiquität“ aus einer längst vergangenen Epoche – namentlich Schleichers – in die Gegenwart hereinreiche, „welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen natürlichen Organismus, sondern ein soziales Product erblickt“ (Schuchardt 1885, 34).³⁷⁰ Wir können dieses soziale oder soziologische Paradigma über Schuchardt, Georg von der Gabelentz, Jan Baudouin de Courtenay und andere bis über die Jahrhundertwende hinaus verfolgen; dann wird Saussures Sprachtheorie einen weiteren Paradigmenwechsel einleiten und in der Folge die strukturalistische Perspektive die sprachwissenschaftlichen Diskurse des 20. Jahrhunderts dominieren. In den 1960er Jahren knüpft dann, freilich auch unter strukturalistischen Vorzeichen, die labovsche Soziolinguistik als Studium der individuellen und sozialen sprachlichen Variation explizit an Whitney, Schuchardt und andere an.^{371, 372}

370 Bei diesem Überblick in großen Zügen darf jedoch eines nicht vergessen werden, was zum Beispiel auch die Bemerkung oben, Whitney habe keine eigentliche Schule begründet, impliziert: Die von Whitney so fundiert und umfangreich dargelegte, neue Sprachtheorie, seine eigentliche Konzeption der Sprache wird kaum diskutiert, es werden meist nur einige Leitgedanken übernommen, gleichermaßen in die Wissenschaft wie in den Mainstream, um, nun in der Wissenschaft, die Grundlagen der eigenen Fragestellungen und Problemen ‚moderner‘ und effizienter angehen zu können. Der Umgang der Junggrammatiker und Saussures mit dem sozialen Charakter der Sprache ist dafür ein ausgezeichnetes Beispiel. Arens (1955, 352) beobachtet ein ähnliches und, wenn wir Whitneys Wirkung auf die Junggrammatiker berücksichtigen, sogar ein damit zusammenhängendes Phänomen in der Kontroverse um den junggrammatischen Ansatz, wenn er schreibt: „In der breiten Diskussion des Jahres 1885 und danach ging es den Linguisten fast ausschließlich um die Richtigkeit der Behauptung [der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, SP], nicht um die der zugrunde liegenden Konzeption.“

371 Koerner (1995f, 122 ff.) skizziert dazu eine regelrechte Genealogie von Whitney zu Labov und der modernen Soziolinguistik, die in den meisten Fällen sogar auf ein Mentorenverhältnis verweist. Von Whitney geht diese Linie über Saussure zu Meillet, von diesem zu Martinet, dann zu Weinreich und schließlich zu Labov. Natürlich sind solche Genealogien immer bis zu einem gewissen Grad willkürlich, und in dieser fehlt eindeutig Hugo Schuchardt, der, wie wir in [Kap. 4.9](#) sehen werden, ebenfalls von Whitney entscheidende Anregungen bezogen hat.

372 Auch die Soziolinguistik setzt das mythologische Erbe Saussures und der westlichen Sprachwissenschaft im Allgemeinen fort, indem sie eben nicht auf das Soziologische (Merkmale werden aus dem Blickwinkel der Sprache als sozialer Institution erklärt), sondern im Rahmen ihres quantitativen Ansatzes auf das Linguistische (Merkmale werden mit den Sprechern und/oder Situationen zugeordneten Eigenschaften korreliert, wobei die Korrelation selbst als Erklärung fungiert) fokussiert. Der Mythos der allgemeinen Systematizität der Sprache wirkt hier ebenso wie jener der Systematizität als (alleiniger) Garant für wissenschaftliche Seriösität (Cameron 1990; Crowley 1990).

Auf zwei weitere Einflussrichtungen, durchaus im Umfeld der Soziolinguistik, macht Alters ausgezeichnete Whitney-Biografie nicht aufmerksam, was wir hier nachholen wollen. Ein erster ist der sprachökologische Ansatz, dessen Geburtsstunde meist in einem Aufsatz von Einar Haugen aus den frühen 1970er Jahren gesehen wird (Haugen 1972), der aber durchaus bis zu Whitney zurückverfolgt werden kann, welcher in verschiedenen Zusammenhängen die Interdependenz von Sprachen, Sprechern und den Bedingungen ihrer Kommunikation (soziale, historische, kulturelle und andere), also ihre *ökologische* Verbindung hervorgehoben hat – freilich ohne diesen von Ernst Haeckel, einem Freund und Kollegen Schleichers, im naturwissenschaftlichen Kontext geprägten Begriff zu gebrauchen (vgl. Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019b).

Ein zweiter Ansatz ist der in der vorliegenden Arbeit wesentlich thematisierte kontaktlinguistische. Wir haben bereits gesehen, dass auch abseits der sprachwissenschaftlichen Hauptdiskurse ein relativ Unbekannter wie Clough die Sprache als im weiteren Sinne soziales Phänomen gefasst und unter dieser Prämisse innovative Beobachtungen zur Sprachmischung angestellt hat, auf die wir nun im Zusammenhang mit Whitneys Aufsatz „On Mixture in Language“ (1881) noch einmal zu sprechen kommen müssen. Unter den Prämissen seiner Sprachkonzeption entwickelt Whitney hier eine erste eigenständige Theorie der Sprachmischung, oder moderner ausgedrückt: des kontaktinduzierten Sprachwandels, und setzt damit ganz entscheidende Akzente für eine Kontaktlinguistik. Als wissenschaftliche Disziplin tritt diese erst Mitte des 20. Jahrhunderts in Erscheinung; das Sprachkontaktparadigma als ihre theoretisch-methodische und auch erste empirische Grundlage verdankt sie aber maßgeblich den Autoren des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts, und hier wohl vor allen anderen Whitney, der mit seiner sozialen oder soziologischen Sprachtheorie und einem ersten Aufsatz zum kontaktbedingten Sprachwandel zentrale Bausteine liefert. Die in Letzterem erarbeitete Theorie steht in ihren Grunddimensionen den modernen Äquivalenten in der Kontaktlinguistik in wenig nach, in einigen Aspekten erweist sie sich sogar als vorausschauender und konsequenter als manche von diesen. In den knappen Geschichtsschreibungen dieser Disziplin wird die konstitutive Rolle Whitneys leider nicht immer vermerkt; das vorliegende Buch möchte auch in dieser Hinsicht einen Beitrag zur Aufarbeitung leisten.

Den Anstoß für Whitneys „On Mixture in Language“ (1881) liefert der im vorigen Unterkapitel besprochene Essay von Clough „On the Existence of Mixed Languages“. Clough hatte diesen als Einspruch gegen das von Müller postulierte ‚Axiom‘ von der Unmischbarkeit der Sprachen beziehungsweise Grammatiken konzipiert, verfehlt dabei aber, aus Whitneys Sicht, die eigentliche Problematik. Whitney sieht sich deshalb in der Pflicht, Müller gegen Clough

zu verteidigen, was von Beginn an nicht ohne Ironie bleibt – nicht nur weil Whitney, wie bereits gesagt, selbst einen andauernden, oft ins Persönliche abgleitenden Disput mit Müller um sprachtheoretische Grundauffassungen geführt hat, sondern vor allem deshalb, weil die Cloughs Essay zugrunde liegende Sprachauffassung der Whitneys eigentlich sehr ähnlich ist: Auch Clough lehnt die Auffassung von der Sprache als Naturphänomen oder Organismus ab und sieht in ihr eine Art soziales Phänomen; auch für ihn ist die Sprachmischung deshalb ein allgemeines, notwendiges Phänomen von Sprach-, oder besser *Sprecher*kontakt, und kann die Sprachwissenschaft keine Naturwissenschaft sein. Whitneys ‚Verteidigung‘ Müllers gegen Clough entpuppt sich aber schnell als rhetorischer Zug. Es gelingt ihm, die Schwächen der Ansätze beider Autoren offenzulegen, von den Arbeiten Cloughs, Müllers und, als drittem, Lepsius’ (*Nubische Grammatik*, 1880) ausgehend die Aktualität und Relevanz des Themas *Sprachmischung* herauszuarbeiten und das sich daraus ergebende Desiderat einer umfassenden theoretischen Abhandlung sogleich selbst in gewohnt wortgewandter und stringenter Manier einzulösen.

Den Auftakt der Schrift bildet ein – für Whitney nicht untypischer, in diesem Fall aber nicht immer einleuchtender – Verriss von Cloughs Essay („his work must be admitted to contribute nothing of value to the elucidation of the subject“; 1881, 6f.), der in der Hauptsache auf das unpräzise Verständnis Cloughs von Müllers sogenanntem ‚Axiom‘ abzielt und dieses zum Anlass nimmt, die Problematik in der wissenschaftlichen Debatte um die Mischsprachen zu sortieren und auf den Punkt zu bringen. Dabei kritisiert Whitney sicher zu Recht Cloughs selektive Rezeption und freie Interpretation des müllerschen Diktums als ‚Axiom von der Unmöglichkeit gemischter Sprachen‘ (Clough 1876, preface, 1; Whitney 1881, 5); er versäumt es aber, für den Moment wenigstens, mit Müller nach den gleichen Maßstäben ins Gericht zu gehen, denn auch dieser lässt es in den entsprechenden Passagen zweifellos an Klarheit und Exaktheit vermissen. Nicht umsonst hält Whitney es für nötig, Müllers Position noch einmal mit eigenen Worten zusammenzufassen:

Müller’s view, then, plainly admits of being laid down in this form: 1. There is a certain part of every language, namely its grammar, which appears to be inaccessible to mixture; 2. In virtue of this fact, a mixed language is an impossibility; 3. Hence, the unmixableness of language is an axiom of linguistic science. (Whitney 1881, 6)

Clough, so Whitneys ebenfalls berechtigter Vorwurf, differenziere nicht zwischen der trivialen Frage, ob eine Sprache, die einen größeren Teil fremden Materials aufgenommen hat, als *gemischt* bezeichnet werden könne, und der eigentlichen, sprachtheoretisch relevanten Frage, „as to whether there are in fact any limits to mixture, and if so, what and why“ (1881, 6). Während Müllers

Position in dieser zweiten Frage die Ebene der Grammatik für die Sprachmischung sperrt und folglich Sprachen mit einer Grammatik, die genetisch nicht vollständig ihre eigene ist, axiomatisch ausschließt, beschreibt eine zweite von Whitney sogleich herangezogene Autorität, Lepsius, in seiner erst kurz zuvor erschienenen *Nubischen Grammatik* (1880) die Unmischbarkeit der Grammatik als eine verbreitete Annahme, die sich mit Blick auf zum Beispiel die afrikanische Sprachlandschaft jedoch als Vorurteil erweise.³⁷³ Die gegensätzlichen Positionen dieser beiden „highly considered authorities“ (1881, 6) demonstrieren für

³⁷³ Auch die Einleitung zu Lepsius' *Nubischer Grammatik* gehört thematisch zur vorliegenden Arbeit. Sie soll hier aber nicht im Rahmen eines eigenen Kapitels berücksichtigt werden, da die relevanten theoretischen Ausführungen recht überschaubar sind. Lepsius' Auffassung zum Wesen der Sprache und zur Sprachmischung sei aber kurz resümiert: Wie Whitney (und anders als etwa der späte Schleicher) betrachtet er die Sprache als ein von Ethnie, Rasse usw. phänomenologisch zu trennendes Objekt („[Die Sprachen] führen ein mehr oder weniger unabhängiges Leben, welches daher auch ebenso unabhängig von dem ethnischen Substrat, dem es anheftet, erforscht werden kann und muß“; 1880, III). Lepsius' Untersuchungen der afrikanischen Sprachlandschaft haben eine große Zahl an in Wortschatz und auch Grammatik hybriden „Mischsprachen“ zutage gefördert, weshalb er Sprachmischung wenigstens theoretisch als prinzipiell unbegrenztes Phänomen fasst und sie auch beim Nachweis von genealogischen Verwandtschaftsbeziehungen berücksichtigt (ebd., V). Die der Sprachmischung zugrunde liegenden Prozesse sind für ihn kommunikationspragmatischer, physiologischer und psychologischer Natur; es handelt sich dabei um universale und verhältnismäßig einfache Vorgänge, wie sie z.B. auch aus dem Fremdspracherwerb bekannt sind: Oberstes Ziel des Sprechens und auch des Mischens ist das gegenseitige Sich-verständlich-Machen (ebd., lxxxii ff.). Die Ergebnisse aus Afrika hält er deshalb für prinzipiell auf andere Sprachlandschaften übertragbar, die Sprachwissenschaft habe allerdings sowohl die für Sprachmischung relevanten Prozesse als auch ihre konkreten Ergebnisse bisher nicht oder zu wenig berücksichtigt. In einer auch von Whitney zitierten Passage liegt Lepsius' Position in einigermaßen kompakter Form vor, wir wollen sie jedoch etwas ausführlicher wiedergeben (der von Whitney zitierte Teil ist kursiv hervorgehoben): „Dabei muss man sich aber den Vorgang der grammatischen Assimilierung [in den afrikanischen Mischsprachen, SP] nicht so denken, als würden die fremden Formen selbst, ihrem lautlichen Bestande nach, herübergenommen, wie das mit vielen Wortstämmen geschehen konnte, und geschah. Sondern die Akkomodation war von allgemeinerer Art und bestand in dem Entgegenkommen desjenigen Theils, der am meisten sich angelegen sein ließ, dem anderen Theile verständlich zu werden, indem er seine Worte so setzte, wie sie Wort für Wort in die fremde Sprache übersetzt werden konnten. Wer mehrmals in der Lage gewesen ist, ganz fremde Sprachen bis zu einem gewissen Grade sich praktisch anzueignen, wird solche Vorgänge leichter verstehen. Sie gehören zu einer ganzen Klasse von sprachlichen Vorgängen, die theils physiologischer, theils psychologischer Natur sind, und von den Linguisten, welche die geschichtlichen Veränderungen der Sprachen zu studiren haben, nicht wie bisher unbeachtet bleiben sollten, wenn es gilt die Lebens- und Bewegungserscheinungen in der Sprachgeschichte nicht nur zu ver-

Whitney nicht nur die Aktualität des Themas, sondern dienen auch als Motivation für den eigenen Beitrag. Cloughs Name wird im weiteren Verlauf nicht mehr genannt, was wir als Verweis Whitneys an die Peripherie des Diskurses lesen können, der seine Rechtfertigung, gerade mit Blick auf die durchaus hohe Qualität von Cloughs Essay, weniger in inhaltlichen als in institutionellen Belangen haben dürfte.

In einem ersten Schritt möchte Whitney den störenden Begriff des *Axioms* aus der Debatte verbannen, nicht jedoch ohne zuvor den Urheber desselben über ganze eineinhalb Seiten mit Spott zu überschütten: Müller habe sich bei der Verwendung des Begriffes wohl „one of those pieces of genial inaccuracy“ (1881, 7) erlaubt, beginnt Whitney. Was er gemeint habe, sei vielmehr eine Art *grundlegendes Prinzip*, wie zum Beispiel *Die Summe der Winkel in einem Dreieck beträgt immer 180°*, oder sogar weniger als das, denn auch dieses (geometrische) Prinzip sei hinreichend hergeleitet und im Rahmen der anerkannten Gesetze der entsprechenden Wissenschaft bewiesen, weshalb niemand in einem Fachbeitrag auf die Idee käme, es in Frage zu stellen und dabei ernst genommen werden will. Genau das aber habe Lepsius, und mit guten Gründen, getan. Müllers Argumente für sein ‚Axiom‘ haben vor Whitneys gewohnt kritischem Blick keinen Bestand: Wir können zusammenfassen, dass die Ungemischtheit der Grammatiken von Müller (anhand teils fragwürdiger Beispiele beziehungsweise Quellen) zwar behauptet, aber nicht in empirischer Detailarbeit belegt wird (eben das ist einer von Cloughs wichtigen Beiträgen zu dieser Debatte, den Whitney aber geflissentlich übersieht), und dass die Argumentation, nach der ihre Unmischbarkeit der Grund für die essentielle Bedeutung der Grammatik bei der Klassifikation von Sprachen sei und die Existenz von gemischten Sprachen deshalb negiert werden müsse, einen Zirkelschluss darstellt (1881, 8). In einem ersten Schritt zur eigenen Erörterung der Problematik möchte Whitney jede Aussage zu den Grenzen der Sprachmischung nicht als Axiom oder Prinzip, sondern als Ergebnis eines induktiven Schlusses ausgehend von empiri-

zeichnen, sondern auch in concreto zu begreifen. *Man geht jetzt meistens von der Voraussetzung aus, dass zwar der Wortschatz einem grossen Theile nach von einer Sprache in eine andere übernommen werden könne, aber nicht die grammatischen Formen und ihr Gebrauch. Die Afrikanische Linguistik [...] lässt dies als ein Vorurtheil erscheinen. Die Betrachtung der bei aller räumlichen Ausdehnung des Gebietes doch ausserordentlich einfachen ethnologischen und geschichtlichen Grundverhältnisse, welche in Afrika bei dem Zusammenstoss zweier an Rasse und Geistesbildung so grundverschiedener Völkerfamilien wirksam waren, dürfte wohl geeignet sein, neue Gesichtspunkte zu eröffnen auch für die Beurtheilung der Verwandtschaften und Vermischungen der Sprachen in andern Welttheilen, namentlich in der vor allen andern polyglotten und viel verwickelteren Sprachenwelt Asiens“* (Lepsius 1880, lxxxiv–lxxxv).

schen Fakten verstanden wissen, dessen wissenschaftlicher Erfolg oder Misserfolg von der Fülle und Vielfalt der berücksichtigten Daten einerseits und von seiner Kompatibilität mit den allgemeinen Prinzipien der Sprache und des Sprechens andererseits abhängt. Er hält das Phänomen der Sprachmischung noch nicht für hinreichend erforscht, die vorhandenen Daten aber doch für ausreichend, um eine Tendenz oder allgemeine „Doktrin“ zu formulieren, die – und das ist eine wichtige Einschränkung – offenzuhalten ist für kommende, möglicherweise auch radikal von den bisherigen Beispielen abweichende Daten (1881, 9).³⁷⁴ Diese „Doktrin“, ihre Grundlagen und Grenzen will Whitney im verbleibenden Teil des Textes skizzieren und schafft damit nicht weniger als eine erste allgemeine Theorie des kontaktbedingten Sprachwandels.

Eine solche Theorie ist, wie jede andere Theorie in der Sprachwissenschaft, zunächst in der ihr zugrunde liegenden Sprachauffassung verankert. Whitney legt in dieser Sache noch einmal über seine eigene Sprach- und Zeichentheorie Zeugnis ab und verknüpft dabei auf undogmatische Weise die aktuellen linguistischen Diskurse des ausgehenden 19. Jahrhunderts mit den überlieferten Anfängen der abendländischen Sprachreflexion:

The general rationale of the process of borrowing out of one language into another is simple enough, and may be illustrated from any tongue. It rests, of course, with everything else in linguistic science, upon these fundamental principles: that spoken signs have nothing to do with conceptions except historically (that is, there is no internal, substantial, necessary tie between a given conception and a given sign for it); and that, consequently, a language has nothing to do except historically with a given race, but is, like any other element of acquired civilization, transmissible not only from generation to generation, but also, under favoring circumstances, from community to community, from race to race. The individual man is everywhere only seeking after a sign – not one existing *φύσει*, but one usable *θέσει* – by means of which he may communicate with his fellow-man respecting some object of common knowledge and conception; and he is always ready to take it where he finds it handiest. (Whitney 1881, 9)

Die erste Frage in einer wissenschaftlichen Debatte um das Thema Sprachmischung (Whitney verwendet weitgehend synonym den Terminus *borrowing*) muss also dieselbe sein, um die sich auch schon Platons Dialog *Kratylos* drehte: Ist die Verbindung zwischen den Wörtern und den Dingen, zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem eine Verbindung *physei* oder *thesei*, beruht sie also

³⁷⁴ Dass die von Lepsius bereitgestellten Erkenntnisse aus Afrika hierzu gehören könnten, erübrigt sich zu sagen – aber auch die Beiträge von Hugo Schuchardt und anderen in den folgenden Jahren sollten in diese von Whitney hier schon anvisierte Kerbe schlagen.

auf natürlichen Banden oder auf Konvention? Nimmt man das Erste an, dann ist es eine notwendige Konsequenz, dass sprachliches Material nicht einfach von einer Sprechergemeinschaft in eine andere transferiert werden kann, ohne dass die ‚natürliche Richtigkeit‘ der Verbindung Schaden nimmt. Schleicher, Müller und andere hatten diese Auffassung vertreten, und Whitney hat, wie wir im ersten Teil dieses Kapitels gesehen haben, kaum eine Gelegenheit ausgelassen, um zu ihr Stellung zu nehmen, sie sachlich und präzise zu widerlegen. Nimmt man aber das Zweite an, wie Whitney selbst es tut, dann ist daraus nur zu schlussfolgern, dass die Sprecher jedweder Sprache nach den für ihre augenblicklichen Umstände und Bedürfnisse als passend erachteten Zeichen suchen und diese auch ohne prinzipielle Einschränkungen transferieren können. Notwendige Voraussetzungen sind allein das Verstehen einer Bezeichnung in der anderen Sprache und ein Anreiz, diese Bezeichnung in der eigenen Sprache zu verwenden. Insofern ist ein ‚Transfer‘ von sprachlichem Material zwischen zwei Sprachen (oder *Kopieren*) formal und funktional identisch mit dem Erwerb jeglichen sprachlichen Materials durch den Sprecher. Nehmen wir zu diesen Voraussetzungen noch zwei andere für Whitneys Sprachdenken grundlegende Theoreme hinzu, nämlich das Aktualitätsprinzip und die idiolektale Variation als Ausgangspunkt jeden Sprachwandels, so ergibt sich freilich, dass jeder beliebige Kontakt zwischen Sprechern und ihren Idiolekten das dringende Potential einer Sprachmischung in sich trägt. Die in der naturhistorischen Tradition F. Schlegels, Bopps sowie J. Grimms und auf demselben Pfad von Schleicher und Müller *denaturalisierte* Sprachmischung wird von Whitney unter den Maßgaben seiner eigenen, dezidiert nicht naturalistischen, sondern Sprache als soziale Institution fassenden Sprachtheorie also in wenigen Zeilen *renaturalisiert* und damit für die wissenschaftliche Forschung legitimiert.

Sogleich wird weiter ausgeführt, was ebenfalls in Whitneys allgemeiner Sprachtheorie angelegt ist: Über die Art und Intensität der Sprachmischung entscheidet eine nicht zu beziffernde Anzahl von Faktoren, die vor allem in den Begleitumständen des Kontaktes und also maßgeblich außerhalb der Sprachstrukturen zu suchen sind.³⁷⁵ Whitneys Ausführungen generieren auch hier Denkfiguren, die später für kontaktlinguistische (z. B. Thomason und Kaufman 1988), soziolinguistische und ökolinguistische Ansätze bezeichnend werden (vgl. Ludwig, Mühlhäusler und Pagel 2019b):

³⁷⁵ Ein sprachinterner Faktor, der den Kopierprozess beeinflusst, ist auch schon für Whitney die typologische Nähe / Distanz: „It also seems a fair and obvious inference that the more discordant the structure of the borrowing language and the language borrowed from, the less will be the chance that any items of structure should be transferred from the one to the other“ (1881, 15).

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

Hence, wherever two tongues come in contact, each is liable to borrow something from the other; and more or less, according to wholly indeterminable circumstances: the measure and nature of the intercourse, the resources of the respective tongues, their degree of facilitating kinship or structural accordance, and so forth. (Whitney 1881, 10)

Der gleiche Prozess führt im großen Maßstab, etwa wenn eine Sprechergemeinschaft eine andere auf einer ganzen Makroebene ihrer „Zivilisation“ (etwa Religion oder Wissenschaft) beeinflusst, zu überaus tiefgreifendem Sprachwandel, der auch vor dem Kernvokabular und grammatischen Formen keinen Halt mehr macht. Intensität des Kontaktes und Intensität des Wandels sind für Whitney also korrelierende Größen:

Where institutions, beliefs, ceremonies, arts, sciences, and the like, pass from race to race, names cannot help going with them. [...] There is no definable limit to the amount of accessions that may be brought in this way into a language; but they can hardly fail to leave untouched its forms, and the central kernel of its vocabulary, its words of commonest use. (1881, 10 f.)

Keine direkte Korrelation gibt es hingegen zwischen ethnischer Vermischung und Sprachmischung: Starke ethnische Vermischung kann von sprachlicher Kontinuität begleitet sein, wie Whitney in seiner amerikanischen Heimat beobachten kann; ebenso kann ein vergleichsweise geringer Grad an ethnischer Mischung mit heftigem Sprachwandel einhergehen, wie im Fall der Romanisierung/Latinisierung Europas. Zwischen diesen beiden Extremen aber erkennt Whitney „numberless intermediates“ (1881, 12), und es liegt nahe, dies als modernen Gedanken zu werten, nach dem die Resultate des kontaktbedingten Sprachwandels nicht in voneinander mehr oder weniger strikt geschiedenen Kategorien und Klassen, sondern skalar zu organisieren sind. Wie wir schon in Cloughs Essay gesehen haben, und zum Beispiel in Pagel (2015) ausgeführt wird, sind solche Auffassungen über das theoretische Feld des kontaktbedingten Sprachwandels als *skalare* oder *kontinuierliche Struktur* allerdings charakteristisch für die Mischsprachendebatte des ausgehenden 19. Jahrhunderts (z.B. bei Clough, Whitney und Schuchardt) und damit für die Anfänge einer kontaktlinguistischen Forschung. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, und sicher auch unter der Wirkung der Kreolistik, treten kategoriale beziehungsweise typisierende Auffassungen in den Vordergrund, die bis heute, und trotz ihrer naheliegenden Unzulänglichkeiten, in den Modellierungen des kontaktbedingten Sprachwandels dominieren (vgl. auch [Kap. 5.3](#)). Immerhin sind in den vergangenen Jahren aber auch einige vielversprechende Modelle entstanden, die wieder auf skalaren Prinzipien aufbauen (z.B. Muysken 2000; Johanson 2002; Pagel 2015). Whitney selbst entwirft zur weiteren Konturierung des von ihm anvisierten – wohlgermerkt im Grundsatz skalaren – theoretischen Feldes des

kontaktbedingten Sprachwandels eine auch aus modernen Modellen bekannte Trias, die weniger eine echte Modellierung darstellen, sondern vielmehr der terminologischen Fokussierung der Mischsprachendebatte dienen soll:³⁷⁶

We may say, in a general way, that the outcome of a mixture of population is of three kinds. First, under the government of peculiar isolating conditions, the elements of the mixed population maintain each its own linguistic independency, with perhaps no more mixture of speech than takes place between separate communities [...]. Secondly, as in the case of the Latinized countries of southern Europe [...] and in numerous others, the language of one division of the mixed community becomes, almost without mixture, the language of the whole. We can trace in a measure, but only in a measure, the particular influences, with their mode of action, that have brought about such a result as this; much about them is obscure and surprising. Thirdly, there arises a notably mixed language, containing abundant elements derived from both the one and the other of the tongues whose speakers were brought together to form the community.

This last case is evidently the only one with which we have to concern ourselves here [...]. (1881, 12)

Sprachmischung ist für Whitney zunächst nichts anderes als ein Effekt von Sprecherkontakt beziehungsweise der Vermischung von Sprechergemeinschaften – sie kann nichts anderes sein, denn die eigene Sprachauffassung verwehrt sich dagegen, Sprache, verstanden als (insbesondere *soziale*) Institution, und Sprecher beziehungsweise Sprechergemeinschaft voneinander zu entkoppeln. Für diese *Sprachmischung im allgemeinen Sinne* unterscheidet Whitney drei Arten (oder besser: Prototypen), von denen wir die ersten beiden mit den heute gängigen Begriffen *Sprachbeibehaltung (language maintenance)* und *Sprachwechsel (language shift)*, und den dritten terminologisch mit *Entstehung eine Mischsprache* beziehungsweise *Sprachmischung im engeren Sinne* wiedergeben können. Wir können die gesamte Passage in ein knappes, letztlich auch auf logischen Prinzipien fußendes Theorem zum kontaktbedingten Sprachwandel überführen, das in etwa Folgendes besagen würde: *Eine beliebige Sprache kann sich im Kontakt mit anderen Sprachen auf drei und nur drei Arten verändern. Sie kann mehr oder weniger erfolgreich erhalten, mehr oder weniger erfolgreich gewechselt, und mehr oder weniger stark gemischt werden. Theoretisch kann die Sprache jeden Punkt neben und zwischen diesen drei Prototypen besetzen. Die Intensität des Kontaktes ist ein wichtiger Faktor für die Richtung des Sprachwan-*

³⁷⁶ Einer Prognostizierbarkeit der Resultate von Sprachkontakt hatte Whitney aber schon früher eine Absage erteilt „Thus [...] when there takes place a fusion of two communities, larger or smaller, of varying speech, no general law can determine what shall be the resulting dialect“ (1867, 168).

dels. – Es fällt nicht schwer, darin eine Schablone für die meisten modernen, ganzheitlichen Modellierungen von kontaktbedingtem Sprachwandel zu erkennen (z.B. Thomason und Kaufman 1988; Coetsem 2000; Muysken 2000; Johanson 2002; vgl. auch Winford 2003; Pagel 2015).

Aber Whitney geht es primär noch nicht darum, eine Theorie oder ein Modell des kontaktbedingten Sprachwandels zu präsentieren, dies ist wohl eher ein (deshalb nicht weniger interessantes oder bedeutsames) Nebenprodukt: Er möchte zuerst einmal die Mischsprachendebatte auf eine sichere wissenschaftliche Grundlage stellen, um dann seine eigene Position darin bestimmen zu können. Die Ungenauigkeit und Fruchtlosigkeit, die Whitney den inhaltlich ja durchaus nicht immer abwegigen Ausführungen Cloughs und Müllers attestiert hat, offenbart sich also als Resultat einer Unterdifferenzierung des Mischsprachenbegriffes – eine wissenschaftlich seriöse Debatte um die Existenz von Mischsprachen kann nur die hier schrittweise herausdifferenzierte *Sprachmischung im engeren Sinne* zum Thema haben. Formal ist der auf diese Weise ebenfalls präzierte Begriff der *Mischsprache* mit den Attributen „containing abundant elements derived from both the one and the other of the tongues“ aber noch nicht ausreichend spezifiziert; auch Cloughs Anspruch, dass jede Sprache, die in wenigstens einem der drei Teilbereiche Vokabular, Phonologie und Grammatik Elemente anderer Sprachen aufweist, eine Mischsprache sei, ist damit im Prinzip noch vereinbar. Entsprechend erfüllt Cloughs prominentestes Beispiel, das Englische, auch für Whitney soweit noch in vorbildlicher Weise die Kriterien des bereits enger gefassten Mischsprachenbegriffes: „There is no known mixed language of developed structure and of high cultivation in which the process of mixture has gone further“ (1881, 12). Ein genauerer Blick zwingt hier aber zur weiteren Differenzierung, denn unter der Oberfläche einer durchaus reichlichen Einmischung normannisch-französischer Elemente in das germanische Englisch

[w]e have still one language, namely the Anglo-Saxon or native English, borrowing and incorporating crude material from the other, the intrusive Norman French. Of a meeting of the two ingredients on equal terms, and their amalgamation in any part, either of grammar or of vocabulary, the one contributing an element and the other another element of the same kind, there is no sign whatever. This appears most clearly in the system of inflection: not a trace of Romanic conjugation or declension shows itself in the new mixed speech; the imported verbs and nouns are assimilated entirely to those of the borrowing tongue, being varied in form with whatever apparatus the latter has still left. But it appears also in the system of derivation [...]. (1881, 13)³⁷⁷

³⁷⁷ Whitney gibt damit also im Grunde, wenn auch etwas differenzierter, die Ansicht von Morris wieder („the *grammar* [of English] is not mixed or borrowed, but is alto-

Differenziert werden muss also in zwei Richtungen: noch einmal der Begriff der Mischsprache selbst, aber auch in Hinsicht auf den Prozess des Mischens beziehungsweise Entlehnens, und beides ist freilich eng miteinander verknüpft. Das moderne Englisch zeigt keine Mischung germanischer und romanischer Elemente *zu gleichen Teilen* in irgendeinem sprachlichen Teilbereich, Vokabular oder Grammatik, und ebendieses Kriterium scheint Whitney nun anzusetzen, um für die weitere Debatte einen hinreichend spezifischen Mischsprachenbegriff zu formulieren. Eine Definition in unseren Worten könnte lauten: *Von einer echten Mischsprache kann nur dann die Rede sein, wenn die am Kontakt beteiligten Sprachen sich in Vokabular und Grammatik zu (mehr oder weniger) gleichen Teilen vermischt haben.* Der so definierte Begriff enthält eine präzise und gut überprüfbare Herausforderung an die empirische Sprachforschung, zu der sich Whitney sogleich auch positioniert: Er räsoniert ausführlich und schlüssig in den Klauseln der eigenen Sprachtheorie, dass eine gleichteilige Mischsprache zumindest in einer dauerhaft miteinander lebenden Sprechergemeinschaft (das heißt jenseits von temporären beziehungsweise auf bestimmte Domänen begrenzten Kontakten) nicht existieren kann: „[U]ntil such an instance is found, no one has a right to assume that two grammatical systems, or two vocabularies, can meet and mingle on equal terms“ (1881, 25).

Der entscheidende Punkt liegt noch einmal in der Grammatik, genauer: in der Perspektive auf die grammatische Mischung. Mit Blick auf das Englische scheint zunächst unstrittig, dass die Grammatik dieser Sprache, insbesondere im Bereich der Derivation, viele Elemente aufweist, die genetisch auf eine andere Sprache und Sprachfamilie, das romanische Normannisch-Französische, verweisen. Am eigentlichen Kern des Problems vorbei führen jedoch sowohl die Perspektive Cloughs, der diese Entlehnungen als rein quantitative Evidenz für den Mischsprachencharakter des Englischen zu werten weiß, als auch die Müllers, der, wie Whitney schreibt (1881, 17), um sein eigenes ‚Axiom‘ zu retten, die Derivation einfach aus dem Bereich der Grammatik ausklammern will. Wesentlich für eine Beurteilung der grammatischen Mischung scheint Whitney eine *qualitative* Differenzierung: Er unterscheidet zwischen *primärer* und *sekundärer Mischung*. Primär ist die Mischung dann, wenn die betreffenden entlehnten Elemente *direkt*, und das heißt wohl in all ihren materiellen, Bedeutungs- und Funktionsaspekten, in die Nehmersprache eingehen, wenn sie also *imitiert* werden. *Sekundär* ist die Mischung hingegen, wenn die entsprechenden Entlehnungen lediglich einige Aspekte aus der Gebersprache mitnehmen, wäh-

gether English“, 1872, 34), den Clough neben Müller als einen jener Philologen zitiert hatte, die den (grammatisch) gemischten Charakter des Englischen negieren.

rend andere, insbesondere die funktionalen, vom autochthonen Apparat der Nehmersprache bestimmt, wenn sie also *assimiliert* werden.³⁷⁸

Wir können aus Whitneys Ausführungen (die in diesem Punkt leider weniger klar und terminologisch unschärfer sind als sonst) schließen, dass die in dieser Hinsicht entscheidende Grenze oder der entscheidende Übergang zwischen den lexikalischen und den grammatischen Zeichen verläuft. Anders ausgedrückt: Lexikalische Entlehnungen führen tendenziell zu primärer Mischung, grammatische tendenziell zu sekundärer. Lexikalische Zeichen können direkt in den Sprachgebrauch der Nehmersprache eingehen, imitiert werden; grammatische Zeichen hingegen werden erst dann als solche auch in der Nehmersprache greifbar, wenn sie an den autochthonen grammatischen Apparat anknüpfen konnten (etwa indem analoge autochthone Elemente vorhanden sind, vgl. 1881, 18) und in diesem Apparat zu einem eigenen grammatischen Zeichen gemacht, assimiliert wurden. Auf den Punkt gebracht: Grammatische Zeichen, und das umfasst Funktionswörter, Flexionsendungen und Syntax gleichermaßen, können nicht *imitiert*, sondern nur an bereits Vorhandenes *assimiliert* werden. Und dafür gibt es einen einfachen Grund: Die Grammatik ist für die Sprecher, und damit auch im Sprecherkontakt, der am wenigsten materielle und deshalb am schwersten zugängliche Bereich; das Imitieren grammatischer Zeichen und Funktionen setzt ein gelehrtes Verständnis von Grammatik voraus, das für die den Sprachkontakt durch ihren Sprachgebrauch maßgeblich gestaltende Mehrheit der Sprecher nicht anzunehmen ist (1881, 14, 21).³⁷⁹ Das Englische bietet hier noch einmal ein Lehrbeispiel: Grammatische Ressourcen aus dem Romanischen, etwa bei der Derivation *-ize*, *-ist*, *-ism* und andere, wurden den entsprechenden romanischen Wörtern entlehnt, adaptiert und in eigene produktive grammatische Ressourcen umgewandelt. Kurz, in der englischen Grammatik „the borrowing is of the grosser elements of speech, of raw material, to be worked into proper syntactical shape for direct use by the word-making processes of the borrower“ (1881, 14). Die grammatische Mischung des Englischen

³⁷⁸ In seinem Code-copying-Modell berücksichtigt Johanson (z.B. 2002) diese Differenzierung, wenn er zwischen *globalen* und *selektiven Kopien* unterscheidet. Den Ansatz dazu hat aber auch schon Weinreich (1953, 12): „[I]n language, it is the phonic, grammatical, semantic, and stylistic integration of foreign elements that is of interest.“

³⁷⁹ „Such explanations betray an absolute and utter failure to comprehend the way in which languages live and grow, and are able to influence one another. The users of language in general are neither grammarians nor comparative philologists; they cannot describe the usages of their own tongue; they are wholly unaware of and supremely indifferent to the usages of another tongue, even of one with which they have some practical acquaintance. That analysis and comparison which should point out differences and suggest imitation is the work only of reflective study“ (Whitney 1881, 21).

ist also eine *sekundäre*, und aus den bisherigen Überlegungen Whitneys muss folgen, dass *jede* grammatische Mischung nur eine sekundäre sein kann. Er kann Müller also insoweit widersprechen, dass grammatische Mischung prinzipiell möglich und völlig ‚natürlich‘ ist, und sich in Gestalt der englischen Grammatik sogar allzeit vor dessen Augen befindet; er schränkt aber gleichzeitig ein, dass grammatische Mischung, vorbehaltlich anderslautender empirischer Belege, niemals durch einen primären Entlehnungsprozess zustande kommt, und Grammatiken (deshalb) nie zu gleichen Teilen gemischt sein können:

Such a thing as the adoption on the part of one tongue, by a direct process, of any part or parts of the formal structure of another tongue has, so far as is known, not come under the notice of linguistic students during the recorded periods of language-history. (1881, 14)

It appears, then, that in Müller's alleged "axiom" there is perhaps (until the contrary be shown) so much legitimately deduced truth as this: that two languages never meet and mingle their grammar on equal terms. But in the form in which he puts it, that "languages can never be mixed in their grammar," it must be refused acceptance; for grammatical mixture by a secondary process actually does take place, and its effects are clearly to be seen in English [...]. (1881, 15f.)

While, therefore, we find no warrant in the historically authenticated facts of language for admitting a mixture of the grammar of two languages by a first process, we see clearly that any language having a developing structure may become mixed in grammar secondarily, by processes of growth involving the use of borrowed material. In whatever department there is growth, thither the foreign elements can penetrate. (1881, 17f.)

Die letzte Passage weist auf einen weiteren Baustein in Whitneys Überlegungen hin, der sich noch einmal notwendig aus der eigenen Sprachauffassung ergibt: Wenn Sprache eine soziale Institution ist, die von den Sprechern kontinuierlich an ihre Bedürfnisse und Bedingungen angepasst wird, dann ist diese Institution essentiell dynamisch, dann ist Sprachwandel ein universelles Phänomen. Die Metapher des Wachstums (*growth*) darf auch hier nicht über den tiefen Graben hinwegtäuschen, der zwischen Whitneys Sprachphilosophie und jener der naturhistorischen Tradition liegt: Die Sprachen sind keine selbstständigen Entitäten, keine fertigen, homogenen Organismen, die sich in einer Symbiose mit Ethnien und Orten nach den Gesetzen der Natur verändern. Sie sind sozial-funktionale Institutionen in den Gesellschaften ihrer Sprecher, sind Idealisierungen grundsätzlich heterogenen, dynamischen und atopischen Sprechhandelns. Begriffe wie *Entlehnung* oder *Sprachmischung* können dann nur in der Reflexion *über* Sprache eine Bedeutung erhalten; für die Sprecher, die

eigentlichen Akteure des Sprachwandels sind die damit bezeichneten Prozesse hingegen überwiegend undurchsichtig:

Whenever crude material of foreign origin is introduced by borrowing into the full vernacular use of a language, it becomes an integral part of that language, undistinguished, except to reflective and learned study, from the native material. (1881, 16)

Auch der Begriff der Mischsprache selbst, den Whitney in seinem Aufsatz ja wissenschaftlich salonfähig zu machen versucht, verdunkelt sich unter diesen Vorzeichen wieder: Wenn der Prozess des Entlehnens oder Mischens die Transformation von etwas Fremdem in etwas Eigenes bezeichnet, dann ist das einzig zu Erkennende im Grunde dieser Prozess. Ein *Resultat* ‚Mischsprache‘ ist erkenntnistheoretisch nur dann zu erfassen, wenn das Fremde dort neben dem Eigenen auch als Fremdes besteht. Dies wiederum wäre nur unter einer statische(re)n Perspektive auf Sprache, wie wir sie etwa in der naturhistorischen Tradition finden, zu leisten; die dynamische Perspektive Whitneys aber muss notgedrungen dem Prozess ein Primat einräumen. Nicht zufällig lautet der Titel des hier besprochenen Aufsatzes wohl auch „On Mixture in Languages“ und nicht „On Mixed Languages“.

Gegen die Annahme einer gleichteiligen Sprachmischung sprechen für Whitney also sowohl empirische als auch theoretische Gründe. Zu den Letzteren kommt ein weiterer hinzu, den wir in den Bereichen der Identität und Sprachloyalität verorten können. Whitney geht davon aus, dass Sprecher im Kontakt mit anderen Sprechern bei aller Bereitschaft, ihren Sprachgebrauch den neuen, gemeinsamen Herausforderungen anzupassen, mit zwei internen Widerständen zu kämpfen haben: Sie wehren sich zum einen dagegen, den Sprachgebrauch der Anderen vollständig zu übernehmen (und ihren eigenen dafür aufzugeben), und zum anderen dagegen, beide Sprachgebräuche gleichteilig zu vermischen (und damit ebenfalls ihren jeweils eigenen aufzugeben). Wir können diese Widerstände als Impuls zur Bewahrung der Identität des eigenen Sprachgebrauchs verstehen. Da im zweiten Fall aber beide Sprachgebräuche bedroht und damit die Widerstände *beider* Sprecher oder Sprechergruppen aktiviert sind, ordnet Whitney ihm den ersten, in dem die Bedrohung nur von *einer* Seite empfunden wird, unter: „The resistance of one of the two parties to accepting frankly and fully the speech-usages of the other is practically less in every instance than their joint resistance to a mixture of usages“ (1881, 25). In ein abstraktes Szenario übersetzend, und immer mit einem Seitenblick auf die ihm vertrauten Fälle in der Empirie, malt Whitney die Möglichkeiten der Sprachmischung in einer sich aus ehemals zwei separaten Gruppen amalgamierenden Sprechergemeinschaft wie folgt aus:

[I]t appears to be everywhere the case that when the speakers of two languages, *A* and *B*, are brought together into one community, there takes place no amalgamation of their speech, into *A B*; but for a time the two maintain their own several identity, only as modified each by the admission of material from the other in accordance with the ordinary laws of mixture: we may call them *A^b* and *B^a*; and finally, one of these two prevails over the other, and becomes the speech of the whole community: this is still either *A^b* or *B^a*, and not *A B*. (1881, 14)

Stellen wir uns das theoretische Feld des kontaktbedingten Sprachwandels als ein kontinuierliches, nicht als ein fragmentiertes vor, dann skizziert Whitney dort als potentielle Entwicklungen zwischen vollkommener Sprachbeibehaltung (*A*) auf der einen und vollkommenem Sprachwechsel (*B*) auf der anderen Seite, die das Feld sozusagen links und rechts begrenzen, jeweils von beiden ausgehend zur Mitte des Feldes hin einen größeren Bereich der Entlehnung (*Ab*, *Ba*) und in der exakten Mitte des Feldes eine auffällige, empirisch bisher nicht attestierte Lücke der gleichteiligen Sprachmischung (*AB*).³⁸⁰ Noch einmal an die Adresse Müllers geht sicher der Hinweis, dass eine Überführung dieses Sachverhaltes in ein universelles ‚Gesetz‘ oder Prinzip des Sprachwandels wenn überhaupt, dann nur auf der Grundlage weiterer Analysen insbesondere der Ursachen des Wandels sowie theoretischer Beweisführung möglich ist.³⁸¹

This, then, is at least a general principle, derived by legitimate deduction from a considerable number and variety of cases. Into an absolute law of universal language, however, it can be converted only by a successful analysis of the psychological processes involved, and a demonstration that in no conceivable case could their action lead to a different result. And until that work is accomplished, we shall doubtless meet now and then with the claim that such and such a case presents peculiar conditions which separate it from the general class, and that some remote and difficult problem in language-history is to be solved by admitting promiscuous mixture. Any one advancing such a claim, however, does it at his peril; the burden of proof is upon him to show

³⁸⁰ Vgl. Pagels (2015) Modell des kontaktbedingten Sprachwandels, das diese Struktur explizit aufgreift und weiterentwickelt.

³⁸¹ Noch Schönfelder, der als einer unter Wenigen Whitneys Beitrag zur Kontakttheorie zu würdigen weiß, scheint dessen Position in der Frage nach der gleichteiligen Mischung zu überspitzen. Er zitiert Whitneys Passage um die Formulierung „there takes place no amalgamation of their speech into *AB*“, jedoch nicht den Vorbehalt einer empirischen Überprüfung, und schließt deshalb wohl: „Leider blieb Whitney bei dieser wichtigen und völlig richtigen Feststellung stehen und versäumte es aufzuzeigen, weshalb sich in dem einen Falle die Sprache *A* durchsetzt und in dem anderen Falle die Sprache *B*“ (Schönfelder 1956, 19).

what the peculiar conditions might have been, and how they should have acted to produce the exceptional result [...]. (1881, 14f.)

Bei aller argumentativen Stringenz, die Whitney auch in diesem Punkt an den Tag legt, sind ihm aber zwei Dinge kritisch entgegenzuhalten: Erstens, es gab seinerzeit durchaus beschriebene Fallbeispiele mit dem Potential, die postulierte Lücke im Feld des kontaktbedingten Sprachwandels – die ansatzweise gleichteilige Mischung *AB* also – zu füllen. Nicht nur Lepsius und Van Name beschreiben zumindest erwägenswerte Fälle, sondern vor allem auch Clough, der in dem von Whitney zwar wahrgenommenen, aber verrissenen Essay eine hervorragende, empirisch gestützte Übersicht zu ganz verschiedenen Formen der Sprachmischung gibt, darunter auch solche, die unter Whitneys Formel *AB* fallen könnten (z.B. Sranan, Maltesisch oder Angloromani). Whitney ignoriert Cloughs Analyse an dieser Stelle schlichtweg – vielleicht auch weil sie eines nicht liefert, was er aber voraussetzt: einen fundierten Nachweis, welche außergewöhnlichen Bedingungen zu solch (im Sinne seines Modells) außergewöhnlichen Resultaten geführt haben. Auch die von Lepsius vorgetragene afrikanischen Mischsprachen lässt er, ebenso wie das chinesische Pidgin-Englisch, als Evidenz für eine mehr oder weniger gleichteilige Mischung nicht gelten, denn in ihnen erkennt er nur temporäre beziehungsweise auf bestimmte Anlässe beschränkte Kommunikationslösungen, die weitgehend ohne Grammatik auskommen und auch deshalb nicht aussagekräftig sind für Kontaktsituationen, in denen Sprechergruppen miteinander verschmelzen und eine dauerhafte Kommunikationslösung entwickeln müssen. In diesen (für die Mischsprachende-batte dann eigentlich *relevanten*) Situationen nämlich

it will inevitably be found after a while that one of them has learned to understand and use the language of the other; they will speak the same tongue, indeed, but it will be no mixed jargon; it will be substantially the original language of one of the two individuals, somewhat modified (but not mixed) in its grammar, and with more or less of material brought in from the other language. [...] When members of two communities, each of which maintains its own speech for its own purposes, meet occasionally for special ends, there can grow up a jargon for their joint use, like the "pigeon English" of the counting-houses of China; but no such barbarous result has ever been shown to come from that more intimate association which makes a family or a community; and until such an instance is found, no one has a right to assume that two grammatical systems, or two vocabularies, can meet and mingle on equal terms. (1881, 24f.)

Wir müssen Lepsius und insbesondere Clough an dieser Stelle zugutehalten, dass sie, anders als Whitney, die von ihnen beschriebenen Kreol- und anderen Mischsprachen bereits als dauerhafte und gegenüber anderen Sprachen auch nicht

prinzipiell abzuwertende Kommunikationslösungen ihrer Sprechergemeinschaften anerkennen und damit letztlich der empirischen Überprüfung und *Überprüfbarkeit* von Whitneys Ausschluss einer gleichteiligen Sprachmischung Vorschub leisten. Weitere Fälle, die für einen Platz auch der grammatischen beziehungsweise „promiskuitiven Mischung“ (Whitney 1881, 15) in der Theorie des kontaktbedingten Sprachwandels sprechen, werden in den folgenden Jahrzehnten nachgereicht werden; hier lässt sich eine Linie von der breiten und systematischen Aufarbeitung von Pidgin- und Kreolsprachen durch Schuchardt bis zur theoretischen Konstitution der sogenannten *bilingualen Mischsprachen* wie der ecuadorianischen Media Lengua zum Ende des 20. Jahrhunderts ziehen (z.B. Bakker und Mous 1994; Muysken 1997; Matras und Bakker 2003). Letztere, soviel können wir hier noch hinzufügen, scheinen die von Whitney attestierte Lücke (AB) in geradezu vorbildlicher Weise zu füllen und sind auch deshalb von größtem Interesse für die Kontaktlinguistik; ihr Status ist aber nach wie vor umstritten (für eine Diskussion vgl. z.B. Pagel 2010; 2015; Shappeck 2011).

Kritisch ist außerdem, zweitens, anzumerken, dass auch Whitneys Begründungen für die postulierte Unmöglichkeit einer gleichteiligen Mischung von Sprachen bei genauerem Hinsehen zwar schlüssig aus elementaren sprachtheoretischen und sozialpsychologischen Annahmen hergeleitet sind, aber deshalb nicht notwendig aus diesen folgen: Dass im Sprecherkontakt der Widerstand einer Gruppe, ihre Sprache zugunsten der anderen aufzugeben, kleiner ist, als der beider Gruppen zusammen, ihre Sprachen zu vermischen, mag eine mathematisch sinnvolle Behauptung sein; für die Sprachwissenschaft muss sie ihre Richtigkeit trotzdem erst unter Beweis stellen. Dass Grammatik in den bekannten Fällen von Sprachkontakt überwiegend nicht direkt entlehnt beziehungsweise imitiert wurde, lässt ebenfalls nicht den Schluss zu, dass solche Fälle grundsätzlich unmöglich sind und dass die Bildung einer echten Mischsprache (AB) auf dieser Basis ausgeschlossen ist; darauf allerdings macht Whitney selbst aufmerksam:

There is nothing in English borrowing to give any support to the doctrine that one tongue can learn from another a grammatical distinction, or a mode of its expression, formerly unknown: for instance, the prepositional construction of nouns, period-building with help of conjunctions, formation by affix of comparatives or abstracts or adverbs, or of tenses or numbers or persons. Whether, however, the possibility of this, or of any part of it, is to be rejected altogether, under all circumstances, is another question, to which we may well be slow to return a categorical answer. (1881, 18f.)

Mit kategorischen Zurückweisungen tut sich Whitney, wie wir schon in verschiedenen Zusammenhängen beobachten konnten, aufrichtig schwer, und so verschließt er sich letztlich auch dieser. Dass ein Imitieren von Grammatik im Grundsatz möglich ist und wenigstens in den großen europäischen Kulturspra-

chen auch praktiziert wurde, darauf weist er wenige Seiten später selbst hin; es bleibt ihm dies jedoch ein weitestgehend auf die gelehrte und literarische Sprache beschränkter Sonderfall ohne ernstzunehmende Konsequenzen für die gesprochene Alltagssprache:

Where there is learned cultivation, deliberate investigation of language and imitation of literature, the case is of course somewhat changed; here there may take place a conscious and artificial borrowing, or imitation, which will remain on the whole confined to the learned class and to learned styles, although something of it may perhaps filter through by degrees into popular usage. In this way, for example, Latin and Greek have had a certain influence on the literary usages of various European languages, and French has affected English and possibly German; but how small is the amount! and how little of it, if anything, has reached the phraseology of common life! (1881, 21)

Ein letzter Aspekt, den wir aus Whitneys Text noch hervorheben wollen, betrifft die Differenzierung zwischen lexikalischen und grammatischen Zeichen. Bisher haben wir meist von einer einfachen Opposition gesprochen, um dem vordersten Argumentationsstrang zur Frage der Existenz von gleichzeitig gemischten Sprachen zu folgen; Whitneys Ausführungen stellen sich aber auch in diesem Punkt der eher komplexen Sachlage. Noch einmal formuliert er als Forschungsdesiderat, was er sogleich tentativ erfasst: eine Strukturierung des Entlehnungs- oder Kopierprozesses in Bezug auf die Qualität der sprachlichen Zeichen. Strukturierend sind im Wesentlichen die Merkmale [materiell] und [formal]: Je stärker materiell und je weniger formal ein sprachliches Zeichen ist, umso stärker lexikalisch ist es, und umso schneller und leichter kann es entlehnt werden; umgekehrt ist ein Zeichen umso grammatischer und umso schwieriger zu entlehnen, je weniger materiell und stärker formal es ist. Der mit Blick auf Whitneys Sprachauffassung naheliegende Grund für die Leichtigkeit/Schwierigkeit der Entlehnung der einzelnen Zeichenarten ist das Bewusstsein der Sprecher für das entsprechende Zeichen beziehungsweise ihr Zugriff auf das Zeichen: Materielle Zeichen sind näher am Sprecherbewusstsein als formale. Das Ergebnis ist ein erster Entwurf einer Entlehnungs- oder Kopierskala, die sich von den (am meisten materiellen und am wenigsten formalen) Nomina über Adjektive, Verben, Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen, Pronomina, Derivations- und Flexionsaffixe bis zu den (am wenigsten materiellen und am meisten formalen) grammatischen Unterscheidungen beziehungsweise Kategorien als solchen und zur Syntax erstreckt,³⁸² und von der sich auch modernere Versionen wie die Thomason und Kaufmans (1988) nicht wesentlich abheben.

³⁸² „By universal consent, what is most easily transferred from one tongue to another is a noun; the name of a thing is language-material in its most exportable form. Even an

Diesem Modell nimmt Whitney auch die Kopplung der Intensität des Entlehrens/Kopierens im Sinne der Entlehnungs-/Kopierskala an die Intensität der Kontaktumstände vorweg:

A necessary part of this whole investigation is the determination of a general scale of comparative ease or difficulty for immediate borrowing, and for the indirect effects of borrowing; upon which might follow in any given case the ascertainment of how far its degrees had been surmounted, and under the pressure of what special circumstances. (1881, 19)

Den Kreis schließend, attestiert Whitney den formalsten Bereichen der Sprache, „the fundamental features of grammatical distinction“ und „the order of its words and its modes of construction“, noch einmal weitreichende und empirisch erst zu widerlegende Immunität gegen direkte Entlehnungs- beziehungsweise Mischprozesse, und wirbt für weitere Untersuchungen in diesem Themenbereich. Er gibt sich zwar ergebnisoffen, aber doch zuversichtlich, dass

the result would only be to establish on a firmer basis the principles provisionally stated above, and to cut off all possibility of the assumption, for any stage or period in the history of language, of a mingling in the same tongue of diverse structural elements, forms or form-words, otherwise than by the same secondary process, of growth involving borrowed and assimilated material, which we see to have brought Romanic ingredients into the grammatical structure of English words and sentences. (1881, 26)

Mit diesen ersten umfassenden theoretischen Ausführungen zum Komplex der Sprachmischung beziehungsweise zum kontaktbedingten Sprachwandel leistet Whitney einen ähnlich grundlegenden Beitrag zur Konstitution des Sprachkontaktparadigmas wie F. Schlegel und Bopp zu der des historisch-vergleichenden Paradigmas. Zusammen mit Van Names erster systematisch komparativer Stu-

adjective, an attributive word, has a more marked tinge of formal character, and is less manageable; and a verb, a predicative word, still more: this part of speech is, in fact, to no small extent wanting in human languages. [...] Next to the verb, among parts of speech, would come the adverb, with the yet more formal prepositions and conjunctions, and the pronouns; and, not far from these, the formative elements proper, the prefixes and suffixes, first of derivation and then of inflection; and last of all, the fundamental features of grammatical distinction. Respecting all these, it is extremely questionable whether they ever pass from tongue to tongue by a direct process; and no transfer of the last of them, even by a secondary process, has ever yet been demonstrated. As to the effect which mixture may have on the yet less material parts of a language, as the order of its words and its modes of construction, we cannot speak with too much caution. Here is where real results are hardest to analyze and trace to their causes, and where claims lightly and thoughtlessly made are least easy to disprove“ (1881, 19f.).

die zu den Kreolsprachen, die wohl unter Whitneys Augen in Yale entstanden ist, definieren und bereiten sie das Terrain, auf dem sowohl in der unmittelbaren Folge – etwa bei Paul und Schuchardt³⁸³ – als auch ab Mitte des 20. Jahrhunderts im Kontext einer eigenständigen Disziplin *Kontaktlinguistik* empirisch geforscht, theoretisch argumentiert, klassifiziert und weitergedacht wird. Dass die Ausführungen Whitneys zur Sprachmischung – und also auch das, was hier als Sprachkontaktparadigma bezeichnet wird – nicht aus dem größeren Zusammenhang der whitneyschen Sprachtheorie herausgelöst werden kann, ist in diesem Abschnitt gezeigt worden. Whitneys allgemeine Sprachtheorie stellt den notwendigen Rahmen für eine, dann spezielle, Theorie der Sprachmischung, die, wäre sie zwanzig Jahre früher und im Umfeld der zu jener Zeit den Diskurs anführenden, in der naturhistorischen Tradition stehenden Sprachtheorie deutscher Provenienz entstanden, nicht nur fehl am Platz, sondern wohl buchstäblich ohne Sinn gewesen wäre. Whitney definiert deshalb nicht *zufällig* den Arbeitsbereich, das Vokabular und ein erstes Modell für die Sprachkontaktforschung (wie Clyne 2004, 802 anzunehmen scheint),³⁸⁴ sondern es handelt sich dabei um den konsequenten Ausbau seiner Sprachtheorie in eine bestimmte, durch deren Prämissen im Grunde vorgezeichnete Richtung. Jedoch ist es auch keine beliebige Richtung, in die ausgebaut wird, sondern eine von auch im räumlichen Sinne *hervorragender* Bedeutung: Denn das Thema Sprachmischung ist durch die progressive, immer stärker radikalisierte Denaturalisierung der darin gefassten Prozesse in den Sprachtheorien von Schlegel über Bopp zu Schleicher und Müller zu einer echten Achillesferse des historisch-vergleichenden Paradigmas geworden, und also prädestiniert, ein Schauplatz der Auseinandersetzung zwischen den konkurrierenden Paradigmen zu sein.

Die einzelnen Elemente von Whitneys Sprachdenken, auch dies ergibt sich daraus, bauen also schrittweise und weitgehend in logischer Form aufeinander

³⁸³ Zu Schuchardt vgl. das entsprechende Kapitel in dieser Arbeit. Auf ein eigenes Kapitel zu Pauls *Principien der Sprachgeschichte* (1880), das mit der erweiterten zweiten Auflage (1886) auch einen separaten Abschnitt zum Thema Sprachmischung vorzuweisen hat, habe ich nach genauem Abwägen verzichtet. Wichtige Bemerkungen dazu finden sich aber im diesen Großabschnitt abschließenden [Kap. 4.10](#).

³⁸⁴ In einer Sichtweise, die typisch für die auf das strukturalistische Paradigma fokussierende Geschichtsschreibung der Sozio- und Kontaktlinguistik ist: „Though the aim of most pre-1953 publications on language contact was unmistakably linguistic, many (if not most) investigators acknowledged the social nature of language contact. Whitney (1882 [sic, gemeint ist 1881]), for instance, explicitly distinguished between cultural contact and the mingling of peoples as the two causes of lexical transference.“ – Dass Whitney dieses soziale Wesen der Sprache erstmals systematisch in einer Sprachtheorie fest schreibt, scheint Clyne (ebenso wie Coulmas 1998 u. a.) völlig zu übersehen.

auf. Wir wollen sie zum Abschluss des Kapitels noch einmal stichpunktartig und aufsteigend vom geschichtsphilosophischen und zeichentheoretischen Sockel bis zu den Spitzen, die den kontaktbedingten Sprachwandel betreffen, zusammenfassen:

- das aktualistische Erklärungsprinzip;
- der arbiträre und konventionelle Charakter der sprachlichen Zeichen;
- die Sprache als historisch dynamische, synchronisch heterogene soziale Institution des Menschen zum Zwecke der Kommunikation;
- die ausschließliche Agentivität der Sprecher im Sprachwandel;
- veränderte Kommunikationsbedingungen als Ursache für Sprachwandel;
- die Idiolekte als konkrete Lokalitäten des Sprachwandels;
- die Sprachen als Idealisierungen der Gemeinsamkeiten der Idiolekte;
- Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit, und ‚Sprachmischung‘ bzw. kontaktbedingter Sprachwandel als Normalbedingungen des Sprachlebens;
- Sprachmischung als skalarer Begriff, im Modell begrenzt von den Eckpunkten *Sprachbeibehaltung*, *Sprachwechsel* und *Sprachmischung im engeren Sinne*;
- *gleichteilige Sprachmischung in Lexikon und Grammatik (Sprachmischung im engeren Sinne)* als wissenschaftlich belastbarer Mischsprachenbegriff, für den es bislang keine empirischen Belege gibt;
- Offenheit für weitere, auch anderslautende Belege.

4.9 Hugo Schuchardt

Unter allen Problemen, mit denen sich heute die Sprachwissenschaft beschäftigt ist wohl keines von grösserer Bedeutung, als das der Sprachmischung und dasselbe muss zunächst da, wo die Bedingungen sowohl für den Process selbst, als für seine Erkenntniss sich als die günstigsten darbieten, in Angriff genommen werden. (Schuchardt 1883b, 236)

Primärtexte: 1882a, *Kreolische Studien I. Ueber das Negerportugiesische von S. Thomé (Westafrika)*; 1882b, „Zur afrikanischen Sprachmischung“; 1883a, *Kreolische Studien II. Ueber das Indoportugiesische von Cochim*; 1883b, „[Rez. von] Les idiomes négro-aryen et maléo-aryen. Essai d’hybridologie linguistique par Lucien Adam“; 1884a, *Dem Herrn Franz von Miklosich zum 20. November 1883: Slawo-deutsches und Slawo-italienisches*; 1884b, *Kreolische Studien IV. Ueber das Malaiospanische der Philippinen*; 1900 [1870], *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten*.

Im Jahr seiner Emeritierung in Graz und genau dreißig Jahre nach Erstellung des Textes publiziert der Romanist und Pionier einer europäischen Kreolistik Hugo Schuchardt seine 1870 in Leipzig gehaltene Probevorlesung *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten*. Ihr voran schickt er eine für den Historiografen sehr aufschlussreiche Apologie, die offenbar mit einem einzigen Vorwurf aufräumen soll:

Ich wünsche nur ein Zeugnis dafür vorzulegen dass ich meine Ansicht über die Nichtklassifizierbarkeit der Mundarten, insbesondere der romanischen, nicht von Andern übernommen, sondern im Beginne meiner romanischen Studien selbständig erworben habe, und ich wünsche das um so mehr als mit ihr meine weiteren sprachgeschichtlichen Ansichten in mehr oder weniger innigem Zusammenhange stehen. (Schuchardt 1900, 4)

Die Wichtigkeit der Angelegenheit macht es erforderlich, dass der Text nicht in der späteren „gründlichen [...] Umarbeitung“, sondern „in der ersten Niederschrift, Wort für Wort“ abgedruckt wird, auch wenn Schuchardt dafür seiner „Eitelkeit einen harten Stoss geben [musste] um so viel Unrichtiges, Unreifes, Unklares, ja mir selbst jetzt Unverständliches wieder ans Licht zu ziehen“ (ebd., 3). Die Leipziger Probevorlesung, soviel wird deutlich (in Schuchardt 1925b noch einmal in eigenen Worten), ist ein Schlüsseltext für das Selbstverständnis des am Ende seiner akademischen Karriere an Publikationen nicht gerade armen Schuchardt,³⁸⁵ und sie ist es deshalb, weil in ihr das gedankliche Fundament eines erheblichen Teils von Schuchardts Werk durchschimmert, das auch für unser Thema von immenser Bedeutung ist.

Schuchardts wichtige Rolle bei der Erschließung von Sprachkontakt und Sprachmischung als Forschungsfelder der Sprachwissenschaft ist, wenigstens auf oberflächliche Weise, beschrieben und wird in einschlägigen Einführungen und Einleitungen in kontaktlinguistische und kreolistische Bände perpetuiert: Schuchardt gilt als eine der Vordenkerfiguren, wenn nicht als *die* Vordenkerfigur für das, was sich ab Mitte des 20. Jahrhunderts als Kontaktlinguistik beziehungsweise Kreolistik formiert. Dieser Ruf gründet sich im Wesentlichen auf Schuchardts Forschungen zu europäischen und außereuropäischen ‚Mischsprachen‘, insbesondere zu den romanisch- und englischbasierten Kreolsprachen in den 1880er und 1890er Jahren, deren Originalität, empirische Breite und theoretische Weitsicht außer Frage stehen und die deshalb auch in diesem Abschnitt

³⁸⁵ Das Werkverzeichnis des *Hugo Schuchardt Archivs* (<http://schuchardt.uni-graz.at>) zählt bis einschließlich 1900 knapp 400 Publikationen auf, bis zu Schuchardts Tod 1927 werden es fast 800 sein; dazu kommen knapp 13 000 Briefe, Postkarten etc. an bzw. von Kollegen im In- und Ausland (vgl. Fought 1982; Hurch 2009).

eine entsprechend zentrale Rolle einnehmen. Doch zwei Dinge sind vorderhand auffällig, und hier möchte und kann die vorliegende Arbeit den bestehenden Forschungsstand erweitern: Erstens ist diese Zuschreibung nicht immer Resultat einer profunden, textorientierten oder gar werkübergreifend analysierenden Schuchardtforschung, sondern häufig eine nur tradierte, höchstens anekdotisch oder stichprobenhaft an Texten nachgewiesene. Das Gesamtwerk ist im *Hugo Schuchardt Archiv* der Universität Graz inzwischen hervorragend aufgearbeitet und online zugänglich; eine erschöpfende historiografische Aufarbeitung des komplexen Werkes, oder auch nur jenes Teilbereiches, mit dem wir uns hier beschäftigen, scheint aber immer noch außer Reichweite zu sein.³⁸⁶ Die Zuschreibung bleibt aber, zweitens, auch deshalb einseitig, weil sie Schuchardts Funktion bei der *theoretischen* Konstitution des Sprachkontaktparadigmas weitgehend implizit lässt, und insbesondere daraus leitet sich die Intention dieses Kapitels ab: Nicht um in eine Entthronung Schuchardts geht es, sondern um die Präzisierung und Kontextualisierung seines Beitrages zum sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts formierenden Sprachkontaktparadigma.

Wer dieses Buch von Beginn an und nicht in einer anderen Kapitefolge gelesen hat, dem dürfte das wichtigste Argument dabei nicht entgangen sein: Schuchardt ist weder der Erste, der Misch- oder Kreolsprachen empirisch erfasst, noch äußert er sich als Erster oder Einziger kritisch zu Theorie und Standardmodell der Sprachverwandtschaft, die Sprachmischung und Mischsprachen explizit ausschließen, noch ist er derjenige, der aus dem Widerspruch

³⁸⁶ Das liegt auch am schieren Umfang und der einem W. v. Humboldt in nichts nachstehenden thematischen Breite von Schuchardts wissenschaftlicher Arbeit. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang einige Versuche, die schuchardtsche Sprachwissenschaft in ihrer Gänze zu umreißen. Den ersten solchen Versuch unternahm Schuchardt im fortgeschrittenen Alter selbst (1925b), er ist als Quelle deshalb zwar hochinteressant, aber auch nicht ganz unproblematisch. Das *Hugo Schuchardt-Brevier. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft*, von Leo Spitzer anlässlich des 80. Geburtstages Schuchardts herausgegeben (Spitzer 1928, Erstausgabe 1922), ist eine nach Themengebieten gegliederte, allerdings, der Textsorte entsprechend, unkommentierte Sammlung von Texten und Textexzerpten. Einen biografischen Abriss, aber auch ohne konturierte wissenschaftliche Bewertung, lieferte in einem Nachruf auf Schuchardt schon Elise Richter, die erste Universitätsprofessorin Österreichs (Richter 1928). Fought (1982) rezensiert einige in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren erschienenen Schuchardtneuausgaben, -übersetzungen und -besprechungen, attestiert eine rezente Neuentdeckung und plädiert für eine Neubewertung der Bedeutung des Grazer Romanisten. Unter den rezensierten Schriften sind auch die Akten eines Schuchardt-Symposiums 1977 in Graz (Lichem und Simon 1980), die ebenfalls eine ganzheitliche Perspektive auf Schuchardts Schaffen verfolgen. Zuletzt hat Hurch (2009) in einem knappen Beitrag Schuchardts Gesamtwerk resümiert, die wichtigsten Themenfelder markiert und hinter der Vielheit an der Oberfläche eine unmissverständliche Einheit des Denkens identifiziert.

zwischen Theorie und Empirie heraus eine alternative, auf der Sprache als sozialer Institution fußende Sprachtheorie schöpft, die dem späteren Sprachkontaktparadigma im Grunde *notwendig* zugrunde liegen muss. Die Position dieses Schuchardtkapitels in der weitgehend chronologischen Ordnung dieser Arbeit *nach* jenen zu Addison Van Name und James C. Clough, zu Johannes Schmidt und insbesondere zu William D. Whitney macht deutlich, dass die Geschichtsschreibung der Sprachwissenschaft und insbesondere der Kontaktlinguistik noch immer große Lücken aufweist, die die Figur Schuchardt allein nicht ausfüllen kann, und entscheidende Bezüge und Kontextualisierungen fehlen, die mit seinem Namen allein nicht herzustellen sind. Schuchardts Beitrag zum frühen Sprachkontaktparadigma, soviel lässt sich vorweg zusammenfassen, ist in vielerlei Hinsicht beträchtlich, insbesondere was die empirische Aufarbeitung und die Vernetzung der Mischsprachendebatte mit der altehrwürdigen indoeuropäischen Sprachlandschaft angeht, aber er ist nur in einem begrenzten Maße auch *theoretisch konstitutiv*. Ein Anliegen dieses Buches ist es deshalb ebenfalls, den teilweise vergessenen, oft profunderen und ganzheitlicheren Beitrag anderer Sprachwissenschaftler wie Johan N. Madvig, Whitney, Van Name und Clough herauszuarbeiten, und damit Schuchardt von seiner ihm von manchen Seiten zgedachten Rolle als (gewissermaßen einzigem) Kristallisationspunkt einer sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts formierenden Stoßrichtung zu lösen. Was bleibt, entspricht keineswegs jenem Urteil, gegen das Schuchardt mit der Publikation seiner Probevorlesung (und ähnlich noch einmal in Schuchardt 1925b, 16) anarbeitet – er habe „von Andern übernommen“ –, sondern ist eine noch immer außergewöhnliche Stellung, aber im Raum doch etwas verschoben, nun neben Anderen in einem Zirkel von Sprachforschern beziehungsweise einem Denkkollektiv, wo man sich im Denkstilrahmen mit ähnlichen oder verwandten Fragen befasst und im bewussten oder unbewussten Austausch gegenseitig befruchtet hat.

Die Leipziger Probevorlesung ist deshalb nicht zufällig als Einstieg zu diesem Kapitel gewählt worden: Wie Schuchardt selbst in seinem Vorwort ausführt, und wie auch im Abschnitt zu Schmidt schon dargelegt wurde, schlägt sie eine Brücke zwischen frühen kritischen Auseinandersetzungen mit dem genealogischen Klassifikationsansatz beziehungsweise August Schleichers Stammbaummodell in den 1870er Jahren (und hier muss neben Schmidt unbedingt auch Whitney genannt werden) und Schuchardts späteren Schriften in den 1880er und 90er Jahren, in denen er die Dringlichkeit der Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen der Sprachmischung betont und dieser Frage selbst aus unterschiedlichen Perspektiven nachgeht. Die Probevorlesung sowie einige Passagen aus seiner Dissertation *Über den Vokalismus des Vulgärlateins* weisen auf eine zeitige Einsicht Schuchardts in die Problematiken des Sprachverwandtschaftskonzeptes beziehungsweise der diesem vorausgehenden Theo-

rie über das Wesen der Sprache hin, die er sich über sein Gesamtwerk erhalten hat, obwohl er ausgerechnet in der für die *theoretische* Konstitution des Sprachkontaktparadigmas vielleicht wichtigsten Dekade zwischen 1870 und 1880 keine in dieser Hinsicht aussagekräftige Publikation vorweisen kann. Das hat aber zumindest auch biografische Gründe: Nach dem Studium, unter anderem bei Schleicher in Jena und Friedrich Ritschl in Bonn, der Promotion 1864 in Bonn und der Habilitation 1870 in Leipzig folgt Schuchardt 1873 einem Ruf an die Universität Halle, wobei die beiden letztgenannten Universitäten Keimzellen der später so genannten Junggrammatiker sind. Er verfolgt in seinen Publikationen, freilich auch gemäß der Ausrichtung seines Lehrstuhls, zunächst einmal klassisch romanistische Themen, obgleich in allem schon immer auch mit einer „Vorliebe für einsame Wege, für das Versteckte und Vernachlässigte“, wie Schuchardt es in einer milden Selbstbetrachtung gegen Ende seines Lebens ausdrückt (1925b, 13). Nach seinem Wechsel auf einen romanistischen Lehrstuhl nach Graz 1876 (der von Schmidt maßgeblich vermittelt wurde) verbreitert sich das bearbeitete Themenfeld noch einmal deutlich, und auch die Gebiete Sprachmischung und Pidgin- und Kreolsprachen rücken, für eine ganze Weile, ins Zentrum des schuchardtschen Schaffens.³⁸⁷ Wir wollen also, den Gedanken dieser Einleitung folgend, zunächst die besagte Probevorlesung unter die Lupe nehmen und dann verfolgen, wie die dort vertretenen Ideen sich in den späteren, sich mit Sprachmischung beziehungsweise Mischsprachen befassenden Schriften Schuchardts aus den 1880er Jahren abbilden beziehungsweise entwickeln.

Die Frage, der Schuchardt in der Vorlesung *Über die Klassifikation der romanischen Mundarten* nachgeht, kann man geradeaus so formulieren: Ist das genealogische Klassifikationsprinzip mit dem Bild des Stammbaumes wissenschaftlich haltbar? Es geht also vordergründig nicht um den Themenbereich Sprachkontakt, sondern um Sprachverwandtschaft und ihre wissenschaftliche Erfassung und Darstellung. Die romanischen Sprachen scheinen besonders zweckdienlich, um diese Frage zu beantworten, denn anders als bei anderen Sprachfamilien sind beide Seiten ihrer „genealogischen Anordnung“ (Schuchardt 1900, 5) – der Ausgangspunkt der vermeintlichen Spaltung, das Latein, und die Ergebnisse, die romanischen Sprachen, oder genauer gesagt: ihre Varietäten – und zudem auch die historischen Bedingungen, die zur Spaltung geführt haben, ausgezeichnet beschrieben beziehungsweise überliefert. Schuchardt möchte beiden Perspektiven dieser Anordnung nachgehen,

³⁸⁷ Für eine ausführlichere wissenschaftlich-biografische Analyse kann bedenkenlos auf den zitierten Aufsatz (Schuchardt 1925b) oder auch auf Hurch (2009) verwiesen werden.

also von der Heterogenität der romanischen Mundarten aus zur Einheit des Lateins zurückschreiten und umgekehrt aus der Einheit des Lateins die Heterogenität der romanischen Mundarten ableiten (ebd.). These und Kernproblem werden von Anfang an benannt: Das vertraute Bild des Stammbaumes, schreibt Schuchardt, ist anschaulich genug, um darüber hinwegzutäuschen, dass es sich, „zunächst nur in einigen Fällen“, zu denen die romanischen Sprachen seiner Ansicht nach gehören, „durchaus nicht auf den Füßen halten kann“ (ebd.).

Der Textsorte der Probevorlesung angemessen verbleibt die Radikalität von Schuchardts Gedanken oft im Subtilen: Die Einschränkung „zunächst“ ist ein Beispiel, denn es geht natürlich um eine Evaluation der genealogischen Klassifikation im Grundsatz, die hier lediglich von den romanischen Sprachen her aufgezäumt wird. Mit dem Verweis auf Charles Darwin, demzufolge „jede ächte Klassifikation [...] eine genealogische [ist]“ (ebd.), kehrt Schuchardt auch noch einmal das wichtigste Rollenmodell für die Sprachwissenschaft der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts heraus, jedoch nur um die dort immer wieder gesuchte Verbindung zu den physischen Wissenschaften gleich wieder zu kapfen. Ist die gewonnene genealogische Klassifizierung der romanischen Sprachen nun eine echte oder doch nur eine äußerliche?, fragt er rhetorisch und will damit sicher weniger Darwin korrigieren als vielmehr für eine Autonomie der sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse sprechen. Die Unsicherheiten und Widersprüche bei der genealogischen Klassifikation der romanischen Sprachen (und nicht nur dieser) liegen offen vor aller Augen; für Schuchardt sind sie keinesfalls akzidentiell, sondern

die unvermeidliche Folge einer Thatsache von erster Bedeutung, mit der das System [der genealogischen Klassifikation, SP] überhaupt nicht zu vereinigen ist. Ich meine die Thatsache der *geographischen Abänderung*, die Thatsache dass über das ganze romanische Gebiet hin die dialektischen Differenzen sich im Verhältnis ihrer räumlichen Vertheilung abstufen. (Schuchardt 1900, 6, Hervorh. i. Orig.)

Die Tatsachen der (*kontinuierlichen*) *diatopischen Variation* in der Romania also – das ist es, was Schuchardt mit „geographischer Abänderung“ meint – sind mit der genealogischen Klassifikation *generell* nicht vereinbar. Zwei Beobachtungen sind dabei von entscheidender Bedeutung: Zum einen verteilen sich die sprachlichen Merkmale in den Mundarten nicht nach dem Grad der Verwandtschaft, sondern nach der räumlichen Distanz; benachbarte Varietäten teilen in der Regel mehr Merkmale als nicht benachbarte, unabhängig von ihren Verwandtschaftsrelationen. Zum anderen finden sich in der romanischen Mündlichkeit überhaupt keine diskreten Dialekt- beziehungsweise Sprachgrenzen („Aber wo sollen wir den Grenzpfahl in den Boden stossen?“, 1900, 8), son-

dern, wenigstens überwiegend, kontinuierliche Übergänge.³⁸⁸ Beide Beobachtungen sind keine Singularitäten der Romania, sondern werden hier lediglich exemplarisch festgehalten. Bereits in seiner Dissertaiion zum *Vokalismus des Vulgärlateins* hatte Schuchardt deutlich gemacht, dass im romanischen Sprachraum „benachbarte Dialekte, Mundarten, Untermundarten u. s. w. nicht schroff gegeneinander abgränzen, sondern sich aneinander annähern, ineinander überfließen“, und auch, dass dieses doppelte Phänomen der arealen Distribution von sprachlichen Merkmalen und der kontinuierlichen Übergänge „sich ebenso auf anderen Sprachgebieten zeigt“ (Schuchardt 1868, 32 f.).

Zur Illustration der diachronischen Prozesse, die das Phänomen geschaffen haben, hatte Schuchardt, das haben wir bereits in [Kap. 4.6](#) gesehen, ein Bild gewählt, das wenig später auch Schmidt aufgreifen würde: Wellen, die von verschiedenen Zentren auf einem Varietätenkontinuum ausgehend Impulse des Sprachwandels auf benachbarte Varietäten übertragen, sich dabei gegenseitig überlagern und mit zunehmender Entfernung abschwächen (Schuchardt 1868, 34). Beide machen damit auch deutlich, dass die Differenz zwischen den Varietäten, beziehungsweise Sprachen, Dialekten etc., keine ursprüngliche oder anderweitig abrupte, sondern eine allmählich wachsende ist. Die Notwendigkeit einer *arealischen* Perspektive, die die genealogische Klassifikation bei der Bestimmung von Verwandtschaftsrelationen zumindest ergänzen kann, liegt deshalb nahe, und diese Perspektive dürfte auch für beide ein allgemeines Desiderat darstellen. Schuchardt geht aber noch einen entscheidenden Schritt weiter, wenn er bemerkt, dass es sich bei den für eine genealogische Klassifikation zentralen Kategorien *Mundart*, *Dialekt*, *Sprache* etc. überhaupt nur um „relative Begriffe“ (1866, 101) handelt.³⁸⁹

³⁸⁸ Von den theoretisch vorstellbaren Möglichkeiten diatopischer Variation (Schuchardt 1900, 9 f. nennt vier) ist nur bei einer – durch geografische Hindernisse geschiedene Varietäten – ein stärker abgesetzter Übergang zwischen Varietäten zu erwarten und deshalb das Prinzip der Klassifikation überhaupt anwendbar; bei allen anderen bleibt ein nicht kürzbarer Rest der Willkür bzw. der Selektivität.

³⁸⁹ Schlüssig ist das, wenn man sich z.B. Schuchardts Auffassung zur Divergenz der Mundarten genauer anschaut. Er betrachtet sie zwar als wachsend, aber nicht *ad infinitum*: „Die Verschiedenheit zwischen zwei Mundarten hat ihr Jugendalter; sie wächst, dann tritt sie in ihr Mannesalter, d.h. sie verändert sich zwar qualitativ, aber nicht quantitativ. Mit andern Worten: der Divergenz zwischen den gleichen und unverrückten Punkten ist eine Grenze gesetzt welche sie nicht überschreiten kann; dann tritt parallele Entwicklung ein, ja vielleicht Konvergenz“ (1900, 21). – Das macht Sinn, denn eine prinzipiell unbegrenzte quantitative Auseinanderentwicklung würde sich problemlos in ein objektives Maß zur Differenzierung zwischen Mundarten/Dialekten und Sprachen übersetzen lassen, was Schuchardt aber ausdrücklich zurückweist. Hoinkes' (2003, 132) Fazit, wonach „[d]ie romanistische Sprachforschung [...] damit in eine Phase ein[tritt], die

Das in der Romania und anderswo Beobachtete weckt also Zweifel an der prinzipiellen Identität und Unterscheidbarkeit der einzelnen sprachlichen Kommunikationsformen, oder wissenschaftstheoretisch gesprochen: an den Modalitäten der Objektivierung beziehungsweise Reifizierung des Untersuchungsgegenstandes der Sprachwissenschaft. Das Schuchardts Generation hinterlassene Greifbarmachen der Sprache als einem selbstständigen Organismus (das heißt nicht nur als Objekt, sondern auch als Subjekt, wie Schuchardt 1882, 868 selbst bemerkt) hat das genealogische Prinzip zwar zunächst theoretisch und methodisch befeuert, aber es hat es mit Spaltungstheorie beziehungsweise Parthenogenese-Analogie und Stammbaum letztlich auch in eine Sackgasse manövriert. In der Empirie der romanischen (und anderer) Mundarten, also an den obersten (oder untersten, je nach Orientierung) Wipfeln im Stammbaummodell, lösen sich die postulierten Organismen in eine homogene Masse mit sich allmählich aufrichtenden Erhebungen und ebenso allmählich absenkenden Vertiefungen, vergleichbar einer bewegten Wasserfläche auf.

In diesem Zusammenhang tastet sich Schuchardt auch schon an die Gretchenfrage nach der Möglichkeit von Sprachmischung beziehungsweise Mischsprachen heran und findet vorerst noch eine diplomatische Antwort:

[...] [M]an wird die Theorie der Sprachkreuzung aufstellen. So wenig eine wirkliche Mischung zwischen zwei gründlich verschiedenen Sprachen zugestanden, so wenig kann eine solche zwischen nahverwandten Mundarten geläugnet werden. (1900, 10)

„Echte“ Mischsprachen *werden* also im wissenschaftlichen Konsens nicht zugestanden, was nicht zwingend bedeutet, dass Schuchardt diese Ansicht teilt – einer eigenen Position enthält er sich jedenfalls zu diesem Zeitpunkt noch. Auch die Vermischung von Mundarten „pflügt indessen von besonderen Umständen begleitet und nur ein Durchgangsstadium zu sein“ (ebd.). Das begründende Argument scheint nun wiederum, sowohl inhaltlich als auch was den gewählten Vergleich angeht, ganz auf der Linie eines Franz Bopp oder Schleicher zu liegen, was eine Verortung des frühen Schuchardt in der Mischsprachenfrage noch schwieriger macht: Ein „Mischdialekt [hat] als solcher keine rechte Lebensfähigkeit und noch weniger Trieb zu eigenartiger

hinsichtlich der Klassifikation grundsätzlich nicht mehr zwischen Sprachen und Dialekten unterscheidet und deren Klassifikationsprinzipien zugleich areal und genetisch perspektiviert sind“, ist also richtig, es ist aber zu ergänzen, dass dies nicht Schuchardts Verdienst allein ist, sondern dass, wie wir gleich sehen werden, ein wichtiger Impuls dazu möglicherweise von Whitney ausging.

Entwicklung [...]; Sprachbastarde neigen so wenig wie die Bastarde des Thier- und Pflanzenreichs zur Fortpflanzung“ (ebd.). Allerdings sind nicht nur solche „abgeschlossenen Mischformen“ für die Frage relevant, sondern auch die zum Beispiel in der Romania zu beobachtenden ubiquitären Übergänge und areal verteilten Cluster, denn auch diese sind das Resultat von Mischung, und damit muss dieser Prozess schließlich wohl doch zu einer Universalie aufgewertet werden (1900, 10 f.). Der Universalie wird Schleichers Stammbaum freilich nicht gerecht, aus mehr als einem Grund: Der Oberflächenstruktur mangelt es an der Möglichkeit, Übergänge und Annäherungen oder generell Phänomene der Sprachmischung zu integrieren. Darüber hinaus wird ein tiefenstrukturelles Problem deutlich, wenn man ein *aktualistisches Erklärungsprinzip* anlegt, also eines, das die Diachronie der Sprachen als Resultat derselben Prozesse begreift, die auch in der Synchronie beobachtbar und beschreibbar sind:

Was aber dann für die jüngste Generation, für die Wipfel des Stammbaums gilt, gilt jedenfalls auch für die früheren, da die gleichen Bedingungen immer vorhanden gewesen sind; und zwei Sprachvarietäten können nicht erst sich unabhängig voneinander entwickelt und, wenn sie fertig waren, einander beeinflusst haben, sondern diese Wechselwirkung hat mit der Divergenz selbst ihren Anfang genommen. Wir verbinden die Äste und Zweige des Stammbaums durch zahllose horizontale Linien, und er hört auf ein Stammbaum zu sein. (1900, 11)

Schleichers Stammbaum, daran kann kein Zweifel mehr bestehen, steht hier als Ganzes auf dem Prüfstand, nicht nur in seiner Anwendung auf die romanischen Mundarten. Schuchardts Kritik speist sich einmal aus empirischen Belegen, denen die Vorlesung genügend Platz einräumt, und einigen subtil formulierten theoretischen Konsequenzen. Die entscheidende Differenz zum sprachtheoretischen Gebäude Schleichers vermag er ebenfalls zu benennen, bleibt dabei jedoch, anders als zum Beispiel Whitney, diskret: Sprachen verändern sich historisch gleichförmig; was heute als charakteristisch für die ‚Wipfel‘ des Stammbaumes beschrieben wird, das muss also genauso für die Entstehung der ‚Äste‘ und ‚Stämme‘ berücksichtigt werden („da die gleichen Bedingungen immer vorhanden gewesen sind“). Schleichers Sprachtheorie, auf der anderen Seite, war entscheidend von dem Grundsatz getragen, dass Sprachen eine erste, prähistorische Phase der *unabhängigen* Entstehung durchlaufen, bevor sie in eine zweite, historische Phase des Verfalls eintreten, in der völlig andere Bedingungen und Gesetzmäßigkeiten (zum Beispiel auch in Form von Sprachkontakt) zum Tragen kommen (vgl. Kap. 4.3). Diese Vorstellung hatten wir mit dem *katastrophistischen Erklärungsprinzip* in Verbindung gebracht, das auch in den Naturwissenschaften etwa bis zur Mitte des

19. Jahrhunderts (eine wichtige Zäsur stellt wieder Darwins Evolutionstheorie dar) dominierte (vgl. Kap. 4.8). In der Struktur des Stammbaumes spiegelt sich diese Vorstellung genau da wider, wo Schuchardt nun sein Argument ansetzt: Die verschiedenen Hierarchie-Ebenen des Stammbaumes (Stamm, Familie, Sprache, Dialekt, Mundart) repräsentieren nicht nur zeitliche Distanz und damit eine *quantitative Differenz*, sondern, mehr oder weniger opak, auch eine *qualitative Differenz*, denn auf ihnen können fundamental unterschiedliche Prinzipien des Wandels zur Anwendung kommen. Im Stammbaum gibt es, mit anderen Worten, kein ebenenübergreifendes Korrespondenzprinzip, und das ist es, was Schuchardt (wir dürfen auch sagen: eine neue, in den 1870er Jahren auf die Lehrstühle drängende Generation von Wissenschaftlern) unter Rekurs auf den Aktualitätsgrundsatz für eine aussagekräftige Klassifikation voraussetzt.

Wenn die in der Theorie der Sprachverwandtschaft allein wirkende Spaltung sowohl empirisch nicht nachzuweisen als auch mit elementaren theoretischen Problemen behaftet ist, wie erklärt Schuchardt dann die diachronische Entwicklung der Sprachen von einer (mehr oder weniger konkreten) Einheit zu einer (mehr oder weniger diskreten) Vielfalt?

Wir sind auf dem Punkte angekommen wo es notwendig ist die auf einer Spracheinheit beruhende Sprachmannichfaltigkeit zu erklären. Dieselbe ist das Produkt zweier Faktoren, der Centrifugalkraft und der Centripetalkraft. Jene, die ursprüngliche und immer gleiche, sucht die Sprache unablässig zu differenzieren in lauter Individualsprachen zu spalten, die andere bethätigt sich im Verkehr, im alltäglichen, kommerziellen, politischen, kirchlichen, literarischen oder, wie wir auch sagen können, in der Erziehung durch Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule. In welcher Weise und mit welcher Stärke dieser zweite Faktor eingreift, davon hängt der Grad der Differenzierung oder, wenn wir der eingebürgerten Anschauung treu bleiben wollen, die Art der Sprachverwandtschaft ab. (Schuchardt 1900, 11).

Sprache lebt und entwickelt sich im Widerstreit zweier Kräfte: Auf der einen Seite steht eine „ursprüngliche“ Kraft mit konstanter Wirkung, die die Sprache zerstreut, indem sie Individuelles hervorbringt und abgrenzt, auf der anderen Seite eine in Art und Intensität variable Kraft, die „anzugleichen strebt, aber nur annähern kann“ (ebd., 22). Das Zusammenspiel beider ist ausschlaggebend, doch da nur die zweite Kraft eine Variable darstellt, ist sie es, die über den „Grad der Differenzierung“, und das bedeutet in der biologistischen Deutung der Sprachwissenschaft über die „Art der Sprachverwandtschaft“, entscheidet. Die erste Kraft hat einen gewissermaßen *natürlichen*, die zweite einen (im weitesten Sinne) *sozialen* Zuschnitt. Für Schuchardt ist die Sprachentwicklung also, mit anderen Worten, gekennzeichnet von Dissimilation und Assimilation, von

Divergenz und Konvergenz, von Spaltung und Ausgleich.³⁹⁰ Diese Sicht, insbesondere die Betonung einer sozialen Motivation der Konvergenz, ist neu in der deutschen Sprachwissenschaft der Zeit, aber sie hat ihren Ursprung nicht bei Schuchardt, sondern in einer anderen, präzise zu ermittelnden Quelle, zu der wir gleich kommen.

Theoretisch denkbar ist unter den so gesetzten Vorzeichen, dass, wäre eine zu klassifizierende Sprachlandschaft ein Konglomerat aus isolierten Gemeinschaften, der zweite Prozess die Überhand gewinnen würde – und dann „würde ein Sprachstammbaum sich erheben, an dem nicht das Geringste auszusetzen wäre.“ Allerdings, kommentiert Schuchardt spöttisch, wurde „[e]in solcher Wunderbaum, der doch weite Schatten werfen müsste, [...] noch nicht entdeckt.“ Nur „[v]ereinzelt hingegen kommt wirkliche Sprachtrennung vor“ (1900, 12) – hier ist mit Blick auf die bisherigen Ausführungen eine Präzisierung auf *geografisch isolierte* Regionen wie Inseln, Gebirge etc. denkbar. Für die überwiegend kontinentale und auch kulturhistorisch zweifelsohne recht kohärente Romania aber

können wir mit Bestimmtheit sagen dass [sie] nie éine spanische, französische oder italienische Sprache sah, nie éin Oberitalienisch, nie éin Lombarisch, nie éin Veltinisch. Es sind dies zunächst nur geographische Kollektivausdrücke. (1900, 12, Akzente im Original)

Alle romanischen Sprachen wie auch Dialekte sind also nur Abstraktionen, die die empirisch beobachtbaren Übergänge in der Mündlichkeit zwar strukturieren können, aber nicht ontologisch überdecken sollten. Ganz außerhalb jener Domäne, auf die sich das Sprachverwandtschaftsmodell bezieht, stehen die Schriftsprachen, die nämlich „aus künstlicher Züchtung von Dialekten hervorgegangen sind“ (1900, 14). Dessen ungeachtet gehen aber auch von ihnen deutliche Kontakteffekte auf diejenigen Mundarten aus, für deren Sprecher sie eine Referenz darstellen (ebd., 14–16).

In einem nächsten Schritt wendet Schuchardt das aktualistische Prinzip ganz praktisch an, indem er einen zeitgenössischen Vergleich sucht, der sichtbar machen kann, was im romanischen Sprachgebiet viele Jahrhunderte zuvor geschehen ist. Er findet ihn in den Amerikas, „wo so Vieles noch im Werden ist“ (ebd., 16), insbesondere in der Entwicklung des Englischen in den USA. Schuchardt gibt wieder und zitiert zu diesem Zweck Whitney, dessen 1867 erstmals in Form einer Monografie vorliegender Gesamtentwurf zum Sein und Werden der Sprache er also 1870 gut kannte: Nicht *ein* englischer Dialekt, son-

³⁹⁰ Vgl. Hutterer (1980), der Schuchardts Denken unter der Perspektive von Konvergenz und Divergenz betrachtet.

dern viele verschiedene seien in den Varietätenpool der USA eingeflossen, wo ihre Sprecher sich aber verstreut niedergelassen haben, und die Dialekte folglich nicht auf dieselbe Weise fortbestehen konnten wie in England. Stattdessen näherten sie sich um ein neues Gravitationszentrum herum, nämlich die Sprache der Gebildeten, einander an und formen nunmehr einen amerikanischen Gemeindialekt, eine Koine. Wenn nun die migrationsbedingt hochdynamische nordamerikanische Sprachlandschaft plötzlich in ein Stadium der relativen Isolation und Stetigkeit einträte, dann würde sich das amerikanische Englisch schnell dialektal differenzieren, nach außen gegenüber dem alten Mutterland, aber auch nach innen gegeneinander, und es würde eine eigene amerikanische Dialektlandschaft emergieren. Kristallisationspunkte wären dann zum Beispiel auch alte, importierte dialektale Merkmale, die in der zeitgenössischen Koine zugunsten der gegenseitigen Verständlichkeit nivelliert worden sind. Eine Darstellung dieses durchaus denkbaren (damals sicher mehr als heute noch *Zukunfts*-) Szenarios im Stammbaummodell würde jedoch – wieder notwendigerweise, das heißt durch die Struktur des Modells und der Theorie, auf der es fußt, bedingt – ganz wesentliche Fehler enthalten:

Wollte man dann einen Stammbaum des Englischen entwerfen der sich in zwei Äste, das Amerikanische und das Grossbritannische, theilte, die wiederum sich in viele Mundarten spalteten, so würde derselbe den doppelten Fehler enthalten, das Amerikanische dem eigentlichen Englisch zu koordinieren und es mit ihm zugleich entstehen zu lassen, während es doch jünger ist als dessen jüngsten [sic] Dialekte, und dann das Amerikanische als Mutter von zahlreichen Dialekten aufzufassen, während es doch als Einheit nie bestanden hat und die äussere Divergenz mit der innern gleichen Schritt hält. (Schuchardt 1900, 19)

Das gleiche Fehlerpaar aber, dazu dient der Vergleich, muss aus vergleichbaren Gründen (und das heißt unter Berufung auf den aktualistischen Grundsatz) für die zeitgenössische Darstellung der romanischen Sprachen im Stammbaum in Betracht gezogen werden: Die Vielfalt der romanischen Sprachlandschaft ist nicht unmittelbar und überall zeitgleich aus der römischen Stadtsprache hervorgegangen, sondern aus verschiedenen Varietäten des Lateinischen, die von den Soldaten und Kolonisten in die zu unterschiedlichen Zeitpunkten eroberten Gebiete mitgebracht wurden. Der Stammbaum jedoch bildet eine von der Stadt Rom beziehungsweise dem Latium ausgehende, unabhängig und synchron nach allen Seiten der heutigen Romania hin wirkende Diversifizierung ab, die sich historisch nicht belegen und im Grunde auch nicht seriös denken lässt. Die Migrationsbewegungen und der zentripetale Impuls waren im römischen Kerngebiet vergleichbar mit jenen der US-amerikanischen Gegenwart zu Schuchardts Zeit, woraus theoretisch auf das gleiche Resultat geschlossen werden

muss, „dass die dialektischen Keime in frischer Strömung nur umhertrieben. Sie konnten sich erst bei eintretender Stagnation krystallisiren, und an dieser hat das Christenthum einen ausserordentlichen Antheil“ (ebd., 20). Die Verbindung der Christenheit durch die lateinische Liturgie befeuert (sicherlich zusammen mit dem politischen Zusammenbruch Westroms) die Kristallisierung der Dialekte, die damit mehr oder weniger gleichzeitig einsetzt, obwohl sie, in den asynchronen Migrations- und Romanisierungsbewegungen begründet, durchaus Dialekte unterschiedlichen Alters umfasst. „Wir können also ohne einen wesentlichen Irrthum zu veranlassen“, resümiert Schuchardt (1900, 21), „das Entstehen dialektischer Färbungen in den einzelnen Gegenden als gleichzeitig ansetzen“; der Grund für diese Gleichzeitigkeit, das bleibt hier allerdings implizit, ist noch einmal im soziokulturell-politischen Gefüge zu suchen.

Die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, das haben wir schon an manchem Beispiel gesehen, ist auch ein permanenter Wettkampf um das passende Bild, um die richtige Analogie und um die Frage, was Bilder und Analogien in einer modernen Wissenschaft leisten können. Wir haben zum Beispiel gesehen, dass J. Schmidt mit dem sogenannten Wellenmodell eine prominente Alternative zum Stammbaum vorgestellt und gleichzeitig (wie schon Max Müller und Whitney vor ihm) das heuristische Potential solcher Bilder stark limitiert hat; und wir haben im gleichen Abschnitt gesehen, dass Schuchardt schon 1868, an weniger prominenter Stelle, ein ganz ähnliches Modell formuliert hat, womit beide, Schmidt und Schuchardt, gleichermaßen als Urheber desselben gelten dürfen. In der Leipziger Probevorlesung aus dem Jahr 1870 wählt Schuchardt ein geringfügig anderes, ihm zur Verdeutlichung seiner Ausführungen ebenso adäquat erscheinendes Bild, das wir als Farbspektrum- oder Regenbogenmodell bezeichnen können:

Ich habe mit Absicht den Ausdruck „[dialektische] Färbungen“ gewählt; ich möchte Ihnen das Bild des Stammbaums, das ich zurückweise, durch ein anderes ersetzen. Es sei der ganze Länderkomplex romanischer Zunge mit einer und derselben Farbe, mit Weiss, bedeckt, welches die allgemeine Vulgärsprache repräsentire; dieses Weiss verdunkle sich, nehme verschiedene matte Töne an, welche stärker und immer stärker hervortreten, bis endlich die Farben des Regenbogens unmerklich ineinander überfliessend vor unsern Augen stehen. Dieses Bild ist, weil es verschiedene, nicht einen einzigen Moment der Anschauung erfordert, zwar ein weniger einfaches als jenes, kommt aber eben darum dem auch keineswegs einfachen Sachverhalt näher. (1900, 21 f.)

Auch nach dem Kenntnisstand der Physik des 19. Jahrhunderts stehen dieses und das Wellenbild aber in einem ganz kohärenten Verhältnis, denn die von Christiaan Huygens schon im 17. Jahrhundert postulierte und von Thomas Young 1802 mit dem Doppelspaltexperiment nachgewiesene Wellentheorie des

Lichts analogisiert die für beide Bilder relevanten physikalischen Eigenschaften von Licht und Wasser (zum Beispiel Ausbreitung und Interferenz). Selbst die heutige Physik, im Bewusstsein des später entdeckten Welle-Teilchen-Dualismus des Lichts, begreift das Farbspektrum erst einmal als den für Menschen sichtbaren Teil des elektromagnetischen *Wellenspektrums*. – So gesehen ist Bernhard Hurchs Ausführung, Schuchardt formuliere bereits in seiner Probevorlesung 1870 „zwei große Thesen, die nachhaltige Wirkung in der Sprachwissenschaft hatten und weitgehend bis heute zum Standard gehören: die Wellentheorie und die Gradualität der Dialektunterschiede als Resultat von gradualem Sprachwandel“ (Hurch 2009, 497), nicht ganz falsch; sie ist bei genauerem Hinsehen aber auch nicht ganz richtig. Denn Wellenbild und Kontinuumsthese finden wir ausdrücklich sogar noch früher, nämlich im dritten Band der Publikationsfassung von Schuchardts Dissertation (Schuchardt 1868, 32ff.).³⁹¹ Wir wollen aber, ganz im Sinne Hurchs (2009, 497f., Fn. 7 und 8), der „Primatsdiskussion“ hier nicht zuviel Raum geben und können diese Ausführung deshalb als ein erstes Resümee für die hier besprochene Probevorlesung übernehmen.³⁹²

Dennoch, oder gerade deshalb, ist es nicht ganz unbedeutend, zu klären, woher Schuchardt seine Ideen bezieht.³⁹³ Hurch betont im Zusammenhang mit dem Wellenmodell, dass gegenüber der „uninteressanten“ Primatsfrage „der intellektuelle Kontext der *scientific community* des Entstehens wesentlich aussagekräftiger ist“ (2009, 497f., Fn. 8, Hervorh. i. Orig.), beschränkt sich dann aber im Grunde auf den wenig erhellenden Verweis, dass sowohl Schmidt als auch Schuchardt zeitweise Schüler Schleichers waren und „sich unabhängig voneinander mit dessen Stammbaumtheorie dahingehend kritisch beschäftigt hatten, dass sie selbst ein gültiges Gegenmodell hervorbrachten“ (ebd., 497). Die von Hurch und Johannes Mücke für das *Hugo Schuchardt Archiv* edierte Korrespondenz zwischen Schmidt und Schuchardt bekräftigt fraglos eine autonome Genese, denn Schmidt schreibt 1874 an Schuchardt:

³⁹¹ Die entsprechenden Textpassagen sind in [Kap. 4.6](#) nachzulesen.

³⁹² Morpurgo Davies (1998, 329, Hervorh. i. Orig.) legt sich diesbezüglich fest: „The priority for the *Wellentheorie* belongs to Schuchardt“.

³⁹³ Es ist interessant, zu sehen, dass die Wirkung Schuchardts auf spätere Generationen von Sprachwissenschaftlern immer wieder gern hervorgehoben wird – Fought (1982, 432) verweist z.B. konkret auf Boas, Sapir und Bloomfield; die Wirkung auf die spätere Soziolinguistik und Kreolistik ist im Grunde schon ein Allgemeinplatz. Aber umgekehrt stellt kaum jemand die Frage, wer auf Schuchardt gewirkt haben könnte. Da macht es neugierig, wenn Alter (2005, Kap. 10) in seiner hervorragenden Whitneystudie die Wirkung Whitneys z.B. bis zu Boas, Sapir und Bloomfield verfolgt – eine Linie, die, wie wir gleich sehen werden, problemlos auch zu Schuchardt abgezweigt werden kann.

Verehrtester Herr College! Als ich auf der leipziger philologenversammlung meinen dann als eigene kleine schrift gedruckten vortrag über die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen hielt, teilten Sie mir mit, daß Sie zu ganz analogen resultatn über die verhältnisse der romanischen sprachen zu einander gekommen wären und dise in einem vortrage entwickelt hätten. Sie würden mich nun außerordentlich verbinden, wenn Sie die güte hätten mir an zu geben, wo diser vortrag gedruckt ist, und etwaige andere von Inen oder anderen über die verwantschaftsverhältnisse der romanischen sprachen veröffentlichte untersuchungen noch zu weisen. (Hurch und Mücke 2007, Brief (01–10093))

Doch Schuchardt selbst hat die Frage nach der Urheberschaft von Kontinuums- theorie und Wellenmodell offenbar ein Leben lang umgetrieben. Das Publizieren der Leipziger Probevorlesung 30 Jahre nach dem Halten derselben folgt diesem Impuls, ebenso der Hinweis auf die anwesende Zuhörerschaft – unter anderem G. Curtius, Fr. Zarncke, A. Ebert, August Leskien und Hermann Paul – im vorangeschickten Vorwort (Schuchardt 1900, 3). Nur um zu bezeugen, „daß [die Vorlesung] nicht in einem kleinen Winkel stattgefunden hat“, begründet Schuchardt noch weitere 25 Jahre später in einer Retrospektion seines wissenschaftlichen Wirkens die erneute Auflistung der Zuhörer der damaligen Veranstaltung – neu hinzugekommen sind nun zu den schon genannten auch Eduard Sievers und Hermann Suchier (Schuchardt 1925b, 16). Er resümiert zwar, die Idee der „geographischen Abänderung“ habe „in der Luft“ gelegen und plädiert (wie Hurch 2009) für einen zurückhaltenden Umgang mit der Frage nach Urheberschaft und Inspiration, belegt aber im gleichen Moment minutiös, dass er die Idee bereits in seiner Dissertation und damit vor Schmidt vertreten hat. Aus all dem muss man wohl mit Fought (1982, 427) schließen, Schuchardt „wanted credit for the theory, but that something, perhaps his pride, kept him from bluntly insisting on it.“

Doch gerade die Probevorlesung bietet auch gute Voraussetzungen für eine genauere Analyse ihrer intellektuellen Kontexte, zumal Schuchardt dort selbst einen entscheidenden Hinweis liefert: den Namen Whitney's. Dessen erste allgemein-sprachwissenschaftliche Monografie *Language and the Study of Language* war 1867 erschienen,³⁹⁴ in ihr ist das gesamte whitneysche Theoriegebäude, mit dem wir uns im letzten Kapitel ausführlich befasst haben, im Wesentlichen abgebildet, und dieses Gebäude ist, daran sei noch einmal erinnert, ein zum Teil expliziter Gegenentwurf zu den konkurrierenden theoriebe-

³⁹⁴ Hervorgegangen war diese aus einer Serie von Vorlesungen, die Whitney 1864 und 1865 an der *Smithsonian Institution* in Washington und am *Lowell Institute* in Boston gehalten hatte. Ein „Brief Abstract of a Series of Six Lectures on the Principles of Linguistic Science“ wurde bereits 1863 eingereicht.

zogenen Publikationen der Zeit, die in ihrer Zahl zudem überschaubar waren (neben Schleichers waren das vor allem die Schriften Steinthals und Müllers). Whitneys Buch kommt also schon *prima vista* dringend als Quelle für den jungen Schuchardt in Frage.

Whitneys Name fällt in der Probevorlesung nur einmal und dies beiläufig; eine konkrete Textquelle nennt Schuchardt nicht: „[Die in die USA importierten englischen Dialekte] glichen sich einander an, und zwar gravitirten sie, wie Whitney sagt, nach der Sprache der Gebildeten“ (Schuchardt 1900, 17). Die wörtliche Wiedergabe eines eher originellen Ausdrucks verweist aber recht zweifelsfrei auf diese Passage in Whitneys Monografie:

In any cultivated and lettered community, the cultivated speech, the language of letters, is the central point toward which all the rest gravitate, as they are broken up and lose their local hold. And our first settlers were in no small part from the instructed class, men of high character, capacity, and culture. (Whitney 1867, 171)

Schuchardt beschränkt sich in seiner Whitneyanleihe aber keineswegs auf das von diesem entworfene Szenario für die englischen Dialekte in den USA, an dessen absehbarem Ende eine Spaltung des Englischen stehen könnte, („so that the time may perhaps come when the English language in America and the English language in Britain will exhibit a noteworthy difference of material, form, and usage“, ebd., 173). Eine parallele Lektüre der beiden Texte zeigt, wie nahe auch manche der theoretischen Ausführungen Schuchardts an der (dann ungenannten) Vorlage bleiben. Schuchardts wegweisende Erklärung der dialektalen Differenzierung als „Produkt zweier Faktoren, der Centrifugalkraft und der Centripetalkraft“, als Resultat einer universal und mechanisch wirkenden Dissimilation auf der einen und einer sozial motivierten Assimilation auf der anderen Seite, sie liest sich bei Whitney zum Beispiel so:

We passed in review the causes which favour the development of dialectic differences, as well as those which limit and oppose such development, and even tend to bring uniformity out of diversity. They are, we found, of two general kinds: the one, proceeding from individuals, and founded on the diversities of individual character and circumstance, tend to indefinite separation and discordance; the other, acting in communities, and arising from the necessity of mutual intelligence, the grand aim and purpose of language, make for uniformity and assimilation, sacrificing a merely personal to a more comprehensive unity, merging the individual in the society of which he is a member. Language is an institution founded in man's social nature, wrought out for the satisfaction of his social wants; and hence, while individuals are the sole ultimate agents in the formation and modification of every word and meaning of a word, it is still the community that makes and changes its language. The one is the molecular force; the other, the organic.

Both, as we saw, are always at work, and the history of human tongues is a record of their combined effects; but the individual diversifying forces lie deeper down, are more internal, more inherent in the universal use of speech, and removed from the control of outward circumstances. Language, we may fairly say, tends toward diversity, but circumstances connected with its employment check, annul, and even reverse this tendency, preserving unity, or producing it where it did not before exist. (Whitney 1867, 176f.)³⁹⁵

Von einer unabhängigen Ideengenesse wie im Fall des Wellenbildes ist hier also nicht auszugehen: Schuchardt übernimmt offenbar ein zentrales Element seiner Ansichten zur Sprachentwicklung von Whitney,³⁹⁶ und die Frage mag unter diesen Vorzeichen legitim sein, wie weit diese Anleihe bei Whitney, der bereits seit 1858 zu allgemein-sprachwissenschaftlichen Themen publiziert hat (vgl. das Verzeichnis in Alter 2005, 321 ff.), geht. Die maßgebende Bedeutung der sozialen Matrix für den und die Rolle des Individuums im Sprachwandel, die immer nur relative Bedeutung der Begriffe *Sprache*, *Dialekt* etc.³⁹⁷ oder das aktualisti-

³⁹⁵ Whitney entwickelt diese Erklärung ausführlich und wiederholt sie in unterschiedlicher Dichte und Breite an mehreren Stellen; vgl. z.B. auch folgende Passagen: „If communication is thus the assimilating force which averages and harmonizes the effects of discordant individual action on language, keeping it, notwithstanding its incessant changes, the same to all the members of the same community, then it is clear that everything which narrows communication, and tends to the isolation of communities, favours the separation of a language into dialects; while all that extends communication, and strengthens the ties which bind together the parts of a community, tends to preserve the homogeneity of speech“ (1867, 158); „Such effacement and assimilation of dialectic varieties, not less than dissimulation and the formation of new dialects, are all the time going on in human communities, according as conditions favour the one or the other class of effects; and a due consideration of both is necessary, if we would comprehend the history of any tongue, or family of tongues“ (1867, 161f.). Man beachte aber auch die Unterscheidung zwischen Divergenz und Konvergenz schon bei Müller (z.B. 1862, 56; vgl. Kap. 4.4).

³⁹⁶ Die Konzepte bzw. Begriffe *zentrifugal/zentripetal* tauchen auch später wieder auf, z.B. in der berühmten Streitschrift *Ueber die Lautgesetze: Gegen die Junggrammatiker* (Schuchardt 1885, 11).

³⁹⁷ Zum Beispiel „It will be noticed that we have used the terms ‘dialect’ and ‘language’ indifferently and interchangeably, in speaking of any given tongue; and it will also have been made plain, I trust, by the foregoing exposition how vain would be the attempt to establish a definite and essential distinction between them, or give precision to any of the other names which indicate the different degrees of diversity among related tongues. No form of speech, living or dead, of which we have any knowledge, was not or is not a dialect, in the sense of being the idiom of a limited community, among other communities of kindred but somewhat discordant idiom; none is not truly a language, in the sense that it is the means of mutual intercourse of a distinct portion of

sche Erklärungsprinzip sind zentrale Bausteine in Whitney's Sprachtheorie,³⁹⁸ die sich ab den frühen Texten auch leitmotivisch durch Schuchardts Gesamtwerk ziehen. Selbst für die Darstellung der diachronischen Differenzierung der romanischen Mundarten in der Probevorlesung oder das diesen Prozess illustrierende Bild vom Farbspektrum gibt es mehr oder weniger deutliche Vorlagen in Whitney (1867), an denen sich Schuchardt orientiert haben könnte;³⁹⁹ und es ist vorstellbar, dass eine profundere Analyse, für die hier verständlicherweise

mankind, adapted to their capacity and supplying their needs. The whole history of spoken language, in all climes and all ages, is a series of varying and successive phases; external circumstances, often accidental, give to some of these phases a prominence and importance, a currency and permanence, to which others do not attain; and according to their degree of importance we style them idiom, or patois, or dialect, or language. To a very limited extent, natural history feels the same difficulty in establishing the distinction between a 'variety' and a 'species:' and the difficulty would be not less pervading and insurmountable in natural than in linguistic science, if, as is the case in language, not only the species, but even the genera and higher groups of animals and plants were traceably descended from one another or from common ancestors, and passed into each other by insensible gradations. Transmutation of species in the kingdom of speech is no hypothesis, but a patent fact, one of the fundamental and determining principles of linguistic study" (Whitney 1867, 175).

³⁹⁸ Zu Letzterem vgl. z.B. die folgende, wie bei Whitney üblich, klar formulierte Passage mit Schuchardts (1900) diskreteren schleicherkritischen Ausführungen: „There is no cleft, as is sometimes assumed, parting ancient tongues from modern, justifying the recognition of different forces, the admission of different possibilities, in the one and in the other. Nor are we to regard the energies of a community as absorbed in the work of language-making more at one period than at another. Language-making is always done unconsciously and by the way, as it were: it is one of the incidents of social life, an accompaniment and result of intellectual activity, not an end toward which effort is directed, nor a task in whose performance is expended force which might have been otherwise employed. The doctrine that a race first constructs its language, and then, and not till then, is ready to commence its historic career, is as purely fanciful as anything in the whole great chapter of *à priori* theorizings about speech. [...] It is but a shallow philology, as it is a shallow geology, which explains past changes by catastrophes and cataclysms" (Whitney 1867, 286f., Hervorh. i. Orig.).

³⁹⁹ Zum Beispiel: „We must not suppose, however, that a pure and classical Latin was ever the popular dialect of this wide-extended region of Europe, any more than of Italy after its first Romanization. The same counteracting causes, acting on a grander scale and with an intensified force, prevented correctness and homogeneity of speech. The populace got their Latin rather from the army and its followers, the colonists and low officials, than from educated Romans and the works of great authors. Doubtless there was not at first such a difference between the dialect of the highest and of the lowest that they could not understand one another. But, whatever it was, it rapidly became wider: while study and the imitation of unchanging models kept the scholars and ecclesiastics in possession of the classical Latin, only a little barbarized by the irresistible

kein Platz ist, weitere Analogien zutage fördern würde. Anders als bei den offenbar unabhängig voneinander entwickelten Gedankengemini bei Madvig und Whitney, oder bei Schmidt und Schuchardt, scheint eine gewisse Inspiration Schuchardts durch die Lektüre von Whitney unstrittig. Alle genannten Fälle deuten aber letztlich auch darauf hin, dass das sprachwissenschaftlich-intellektuelle Klima der späten 1860er und frühen 1870er Jahre um bestimmte Fragestellungen und Auseinandersetzungen kreiste und aus den Blickwinkeln verschiedener Tätigkeiten heraus zu ähnlichen, wenn auch selten zu ganz identischen Argumentationen geführt hat.⁴⁰⁰ Wichtiger als das bloße Faktum der Inspiration ist deshalb freilich, wie Schuchardt diese entwickeln und ausbauen sollte.

Zunächst einmal ist das auch eine Entwicklung *hin* zu Whitney, denn in der Probevorlesung offenbart sich Schuchardt keineswegs als völliger Whitneyaner: Grenzgängerisch argumentiert er oft zwischen dessen sozial-linguistischem Ansatz und dem naturhistorischen der deutschen komparativen Sprachwissenschaft. Das beginnt schon bei der Adaptation von Whitneys in der Sprachentwicklung wirkenden Kräften: Für Schuchardt ist nur die zweite, die konvergierende oder zentripetale Kraft explizit im sozialen Gefüge der Sprecher motiviert und nimmt folglich auch von diesen Sprechern ihren Ausgang, während die erste, die divergierende oder zentrifugale, ganz agenslos als „ursprüngliche und immer gleiche“, man könnte daher wohl auch sagen: als ‚natürliche‘ geführt wird. Für Whitney, dessen diesbezügliche Ausführungen weitaus klarer und detaillierter sind, geht jede Veränderung in der Sprache ausschließlich vom Sprecher aus, folglich sind die beiden Kräfte nicht in ihrem Ausgangspunkt nach *universalen* versus *sozialen Konditionen*, sondern nach *Individuum* versus *Gemeinschaft* geschieden – er nennt sie deshalb die „molekulare“ und die „orga-

intrusion into it of words and constructions borrowed from vernacular use, the language of the masses grew rapidly away from it, breaking up at the same time into those innumerable local forms to whose existence we have already referred. There was no conserving and assimilating influence at work among the millions who had taken for their own the language of Rome, capable either of binding them fast to its established usages or of keeping their lines of linguistic growth parallel“ (Whitney 1867, 167; vgl. auch 114, 141, 164–175, 187, 411).

⁴⁰⁰ Aufschlussreich ist da z. B. ein Vortrag Whitneys mit dem Titel „On the Classifications of Languages“, intendiert als Auszug aus der bereits im Druck liegenden Monografie (Whitney 1867) und resümiert in den „Proceedings“ der *American Oriental Society* für das Jahr 1866. Wie Schuchardt in seiner Probevorlesung evaluiert Whitney verschiedene Klassifikationsansätze kritisch, betont aber, dann in großem Abstand zu Schuchardt, „the superior value and importance of the genetic method [...]; it is the first and directest object at which the comparative philologist aims, it furnishes the necessary foundation of all the others“ (American Oriental Society 1868, xi).

nische Kraft“. Er konzessiert, dass die Erstere sich auf einer tieferen, dem „universal use of speech“ inhärenteren Ebene und folglich eher außerhalb der Kontrolle durch äußere Umstände befindet, und verkürzt abschließend auf die Formel *Sprache tendiert zur Diversität, die äußeren Umstände aber kontrollieren, annullieren oder kehren diese Tendenz um* (Whitney 1867, 176 f.).⁴⁰¹ Ob und, wenn ja, warum Schuchardt nur diese Formel übernommen hat, das bleibt offen; die uneingeschränkte Rolle des Individuums im Sprachwandel kommt jedenfalls erst in späteren Schriften zur Geltung.⁴⁰²

Schleichers These, nach der die sprachliche Differenzierung proportional zur räumlichen Distanz zunimmt, weil sich mit dem geografischen Abstand auch das Klima und die Lebensumstände ändern, ergänzt Schuchardt in seiner Probevorlesung um zwei wichtige Punkte – das Aktualitätsprinzip und, sozusagen, den Faktor Mensch –, aber er weist sie noch nicht, wie Whitney, in ihrer Gänze zurück:

Haben sich auf Grund nur gleicher Sprachfähigkeit die Ursprachen in räumlichem Verhältnis abgestuft, so ist dasselbe von den frei und unabhängig auf gleichem Sprachboden emporschliessenden Dialekten vorauszusetzen. Doch ändert sich die Sprache nicht direkt auf Grund äusserer Bedingungen ab, sondern als integrierender Theil des Menschen, der nicht nur von Norden nach Süden, sondern ebenso von Westen nach Osten sich körperlich und geistig abändert. Man hat dieses aus den modifizirten Sprachwerkzeugen, jenes aus dem Nationalcharakter zu erklären versucht; meiner Ansicht nach liegt der Punkt wo die Sprache ansetzt, eher in der Mitte, etwa in der nervösen Organisation des Menschen, sagen wir kurz in seiner Stimmung. (1900, 23)

Die beschriebene „Stimmung“ findet ihren linguistischen Ausdruck im „musikalischen Rhythmus“ (ebd.) der Sprachen – gemeint sind die Suprasegmentalia. Schuchardt schlägt vor, diesen „Rhythmus“ in Form von Noten abzubilden, denn er glaubt, damit würde die – von Schleicher oder Müller zum Beispiel intensiv gesuchte – „Brücke zwischen Physiologie und Sprachwissenschaft, die

⁴⁰¹ Le Page (1980), der Schuchardts sprachtheoretische und kreolistische Überlegungen mit seinen eigenen zu verknüpfen sucht, scheint mit den Begriffen *focussing* und *diffusion* etwas ganz Ähnliches zu meinen wie Whitney resp. Schuchardt mit den beiden Kräften, verkennt aber offenbar, dass diese Unterscheidung eben dort schon angelegt ist, wenn er schreibt (ebd., 116, Hervorh. i. Orig.): „What Schuchardt wrote in his 1914 Preface about contact languages is, I should like to argue, true of *all* languages, but one needs some general concept such as this of focussing and diffusion to apply it generally.“

⁴⁰² Auch in Bezug auf die genannten Kräfte: „Die Sprachentwicklung besteht aus Divergenz (Spaltung) und Konvergenz (Ausgleich); die eine folgt dem Triebe individueller Betätigung, die andere befriedigt das Bedürfnis nach Verständlichkeit“ (Schuchardt 1919, 720).

bis jetzt nur aus einer gewissen Entfernung zueinander herüberblicken, geschlagen werden“ (1900, 24).⁴⁰³

Konkreteren Analogien zwischen der Sprach- und den Naturwissenschaften oder der Mathematik geht er trotzdem immer wieder aus dem Weg: Keine romanische Varietät lasse sich durch eine einzige „Formel“ als Funktion des Lateins darstellen; greifbar werden sie nur über eine Reihe oder Serie von Wandelprozessen (insbesondere auf Lautebene), die jedoch in keiner notwendigen Beziehung zueinander stehen, und von denen jeder für sich auch in anderen Varietäten auftreten kann und proportional zur geografischen Nähe auch mit größerer Wahrscheinlichkeit auftritt. Nicht die *Art* seiner diachronischen Wandelprozesse macht deshalb den „Charakter eines Dialektes“ aus, sondern die *Wahl* derselben aus dem genetisch und im Areal verfügbaren Pool (1900, 25 f.). Der Faktor *Sprachkontakt* spielt in diesem Pool für Schuchardt übrigens noch keine größere Rolle: Die Sub- und Superstrate des Vulgärlateins hätten zwar einen im Detail nicht unwichtigen, in der Sache aber doch unbedeutenden Beitrag zur sprachlichen Ausdifferenzierung der Romania geleistet (1900, 27 f.).⁴⁰⁴

Varietäten, „Dialekte“ sind für Schuchardt letztlich *weder* genealogisch *noch* areal genau fixierbare Größen, woraus eine ganz neue Zielstellung für die Erforschung der romanischen Mundarten im Speziellen und der Mundartenbeziehungsweise Dialektforschung im Allgemeinen deduziert werden muss: „Wir können daher nicht sowohl das Gebiet eines einzelnen Dialektes als die

⁴⁰³ Freilich schlagen die spätere Phonetik und Phonologie in die hier anvisierte Kerbe und errichten gewissermaßen diese Brücke. Schuchardt kommt später (1884, 63) noch einmal darauf zurück und relativiert die Bezüge zur Musik: „Im Jahre 1870, als mich die Leipziger Melodie umtönte und die römische noch nicht ganz in meinen Ohren verklungen war, schien es mir als ob alle phonetische Sprachdifferenzierung an dem musikalischen Elemente ihren Anfang nehmen müsste, und dass auch in diesem Sinne das Studium der Musik wie sie volkstümlich variirt, der Sprachwissenschaft Lichter gewähren würde. Vielleicht ging ich hierin zu weit, immerhin ist mein Wunsch sehr berechtigt dialectische Rhythmen in grösserer Menge notirt zu sehen.“

⁴⁰⁴ Diese Auffassung ist indes kohärent mit Schuchardts in der Probevorlesung noch offener Zurückweisung der Möglichkeit von „Sprachmischung zwischen zwei gründlich verschiedenen Sprachen“ (1900, 10). Wenn Hoinkes (2003, 130) Männern wie Schuchardt und Whitney richtigerweise zuspricht, die Bedeutung der sogenannten ‚sprachexternen Faktoren‘ für den Sprachwandel erkannt und hervorgehoben und damit den Weg für eine „kulturbezogene Strata-Forschung in der Romanistik frei“ gemacht zu haben, so ist seine weitere Schlussfolgerung, dass in der Folge „[d]ie einzelsprachliche und dialektale Diversifikation der romanischen Sprachen [...] dementsprechend konsequent auf die Wirkung von Sub- und Superstraten zurückgeführt [wurde]“ dennoch voreilig. Sowohl Schuchardt als auch Whitney argumentieren diesbezüglich durchaus differenzierter, insbesondere vor den 1880er Jahren.

Gebiete aller seiner einzelnen Lautbehandlungen beschreiben“, schreibt Schuchardt (1900, 26), und verlegt also den methodischen Schwerpunkt von der Fixierung von präzisen Dialektgrenzen auf die Feststellung der geografischen Distribution der verschiedenen Realisierungen einzelner, für den romanischen Fall aus dem Latein ererbter Laute, die als *binäre Oppositionen* (wie Lat. anlautendes /f/ > /f/ vs. /h/, z.B. in Port. *feito* vs. Sp. *hecho*) geografische Linien entstehen lassen. Der Schritt ist entscheidend: Nicht die Varietäten haben einen Stammbaum und sind räumlich verortbar – dies dürfte nur eine weitere, fragwürdige Implikation der Organismusanalogie sein –, sondern die Laute beziehungsweise ihre verschiedenen, diachronisch generierten Realisierungen. Denn

[d]as steht im Allgemeinen fest dass eine Lauteigenthümlichkeit die ein gewisses grösseres Terrain beherrscht, nicht überall gleichzeitig, durch die gleichen oder ähnlichen natürlichen Bedingungen ins Leben gerufen wurde, sondern nur an einem Punkte und dass sie von da allmählich um sich griff... Sie wird sich nach allen Seiten ziemlich gleichmässig ausgebreitet haben, ihr Ursprung also gewöhnlich nicht an den Grenzen ihres Gebietes liegen. (1900, 29)

Mit dieser Feststellung und der zitierten Illustration, wie Lautveränderungen sich geografisch verbreiten (die noch einmal an das Wellenmodell erinnert), geht Schuchardt nicht nur auf Distanz zu Schleicher, für den jeder Sprachwandel in „natürlichen Bedingungen“ näher zu bestimmender Art begründet war, sondern auch klar über Schmidt hinaus: Infrage steht hier nämlich überhaupt das Konzept einer distinkten, das heißt objektiv unterscheidbaren Varietät und, mutatis mutandis, einer *eigenständigen Sprache* – vorausgreifend auf den Strukturalismus können wir vielleicht auch sagen: eines abgeschlossenen Sprachsystems –, das Schmidt in seinen, chronologisch ja späteren, Ausführungen weiterhin voraussetzt.⁴⁰⁵ An die Stelle der Mundarten, Dialekte und Sprachen als *natürliche* (nicht nur im Sinne der Organismusanalogie) *Entitäten* treten bei Schuchardt „geographische Kollektivausdrücke“ (1900, 12), also von konkreten Systembezügen erst einmal unabhängige Abstraktionen der räumlichen Verteilung von unterschiedlichen Realisierungen bestimmter linguistischer Merkmale beziehungsweise *Variablen*. Sie können sichtbar gemacht werden, indem die Grenzen zwischen zwei Realisierungen einer solchen Variable, die *Isoglossen*, eruiert und dann kartografiert werden, wobei nach und nach Überlagerungen und Bündelungen von Isoglossen hervorscheinen. Eine Varietät, Mundart oder

⁴⁰⁵ Zum gleichen Resultat kommt, sicherlich auch mit Blick auf die Leipziger Probeerlesung, Morpurgo Davies (1998, 286): „Schuchardt’s position is far more radical [als J. Schmidts, SP] and indeed comes close to the rejection of the concept of language or at least of language as a self-contained system“.

Sprache kann definitiv umrissen werden als Bündel oder Konzentration von bestimmten Isoglossen.

Entwerfen wir nun eine Karte, auf der wir die Umfassungslinien aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen vermitteln, deren das Latein zum Romanischen sich abgeändert hat, angeben, so werden wir in diesem Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wo sich mehr kreuzen, wahrnehmen, d.h. wir werden Übergänge statuieren. Aber wir werden dadurch noch lange keine Klassifikation gewinnen, sondern im günstigsten Falle gewisse Hauptpunkte der Ausstrahlung erkennen, die aber doch wieder mit denen zweiter, dritter u. s. w. Grösse eine fortlaufende Reihe bilden. (1900, 29)

Das Konzept der Isoglossen und Isoglossenbündel wird die wenig später zuerst im Deutschen Kaiserreich mit dem von Georg Wenker begründeten Sprachatlas (Fragebögen ab 1876, publiziert ab 1881), dann in Frankreich (Jules Gillieron ab 1902) und anderswo beginnende Dialekt- oder Sprachgeografie methodisch in die Tat umsetzen.^{406, 407}

Jeder Versuch, sprachliche Varietäten zu klassifizieren beziehungsweise über eine Darstellung der Isoglossen zu ordnen, enthält indessen ein Element der Willkür, weil dabei einem oder mehreren Merkmalen größere Bedeutung zugesprochen werden muss als anderen und doch über eine generelle Gewichtung der Merkmale, schreibt Schuchardt (1900, 30), „nur bei der Erkenntnis eines Lebenszwecks der Sprache“, also relativ zu ihrem Telos mehr oder weniger objektiv entschieden werden kann. Wir haben gesehen, dass die Philosophie der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus einen solchen Zweck – den kontinuierlichen Verfall – erkannt zu haben meinte und ihr Klassifikationsgebäude auch im Wesentlichen darauf ausgerichtet hatte. Geraten nun diese Grundlagen aus dem Blick, erscheint das sprachliche Universum nicht mehr in seiner Natur telisch und in seiner Synchronie statisch und homogen, sondern hier dynamisch und heterogen, und dort höchstens mit Blick auf die Kommunikationsziele der Sprecher

⁴⁰⁶ Wenkers Ansatz war es allerdings, so zeigt z.B. auch Viereck (1980, 280), eindeutige Dialektgrenzen zu *finden* – ein Ziel, das er angesichts der gewonnenen Resultate aufgeben musste.

⁴⁰⁷ Schuchardt (1884, 38) thematisiert diesen Ansatz noch einmal und prognostiziert eine Ausweitung auf alle sprachlichen Ebenen: „Wie man jetzt die geographische Verbreitung phonetischer Eigenthümlichkeiten auf Karten darzustellen begonnen hat, so wird man das künftighin mit allen sprachlichen Erscheinungen thun.“ Beispiele für eine solche Ausweitung sind auch die (rezenten) arealtypologischen Großprojekte WALS (Dryer und Haspelmath 2013) und APICS (Michaelis et al. 2013).

noch telisch, dann sind auch die Ordnungsbestrebungen der Sprachwissenschaft entsprechend anzupassen. Eine Möglichkeit sieht Schuchardt darin, als erste Orientierungspunkte diejenigen Varietäten auszuwählen, die durch extensive Normierung und Kodifizierung einem *Objekt Sprache* vielleicht am nächsten kommen: die Schriftsprachen. Selbst dann aber bleibt jede Beziehungsbestimmung, jede Aussage zur formalen Nähe oder Distanz zwischen Varietäten schon im Grundsatz relativ und kann daher zu keiner echten Klassifikation, sondern nur zu einer *trigonometrisch* erwirkten Ordnung führen:

Das einzige Mittel, nicht um Dinge zu klassifizieren die ihrer Natur nach nicht klassifizierbar sind, aber doch um sie dem Betrachter in einer gewissen Ordnung erscheinen zu lassen, ist die Feststellung willkürlicher Punkte, gleichsam trigonometrischer, nach welchen andere bestimmt und das ganze Gebiet vermessen wird. Die einen Punkte sind natürlich passender als die andern; am passendsten die Schriftsprachen. Wir wollen eine Mundart an Frankreichs oder Italiens Grenze bestimmen; wir untersuchen ob sie sich der französischen oder der italienischen Schriftsprache mehr nähert – vielleicht steht sie von beiden ziemlich gleich weit ab. Doch dürfen wir eben nie dabei vergessen dass diese Bestimmungen nur relativ sind; eine Mundart die wir dem Sprengel von Rom zuweisen, wenn es sich um Rom oder Paris handelt, wird vielleicht nicht mehr zu demselben gehören können wenn wir den einen Schwerpunkt von Paris nach Marseille verlegen. (1900, 30)

Schuchardts Fazit am Ende seiner Vorlesung ist deshalb eindeutig: „Ich habe über die Klassifikation der romanischen Sprachen sprechen wollen, und ich habe gegen sie sprechen müssen“ (1900, 31). Mit Blick auf das Studium dieser Sprachen, auf das Verständnis von ihrer Diachronie sieht er darin aber eher das Ablegen eines dunklen Schleiers als einen bedauernswerten Verlust.

Die Leipziger Probevorlesung, soviel ist schon gesagt worden, liefert eine repräsentative Probe für Vieles, das charakteristisch werden sollte für Schuchardts Sprachwissenschaft: die Individualität der Sprecher und des sprachlichen Ausdrucks, der Kontinuumscharakter von Sprachgebieten, die im Grunde nicht hinnehmbare Abstraktion und Reduktion in den für die Sprachwissenschaft so zentralen Begriffen *Sprache*, *Dialekt* etc., die Zurückweisung der genealogischen Klassifikation als zumindest einzige ordnungsgebende Kraft, die grundlegende Problematik strikter Klassifikation in Anwendung auf die Sprache und insbesondere das absolute Übergewicht sozialer Parameter im Sprachwandel sowie die ewige, universale Dynamik und Gemischtheit sprachlicher Phänomene.

Schuchardts Beschäftigung mit der Sprachmischung beginnt also in seinen frühen akademischen Jahren, aber sie ist anfangs zurückhaltend, vor allem was die Reichweite dieses Phänomens angeht. Wann das Interesse des Romanisten für die erst im 18. und 19. Jahrhundert überhaupt in ein breiteres öffentliches

Bewusstsein gerückten Kreolsprachen – rekonstruierte und extensiv gemischte Sprachen mit einer soziohistorischen Spezifik – erwacht ist, ist im Einzelnen wohl nicht zu klären. Schuchardt selbst erläutert in der schon einmal zitierten, späten Retrospektion seines wissenschaftlichen Schaffens, dass ihn „[n]ebenher [...] schon seit lange [sic] zwei Sprachgruppen beschäftigt“ haben, nämlich die „Not- und Kunstsprachen“ – mit der ersten Kategorie sind die kreolischen Sprachen, mit der zweiten künstlich geschaffene wie das Volapük gemeint (Schuchardt 1925b, 14). Dass diese beiden Gruppen grundlegende Gemeinsamkeiten aufweisen, darauf weist Schuchardt immer wieder hin.⁴⁰⁸ Fought (1982, 429) macht darauf aufmerksam, dass Schuchardt in einer Rezension zweier sich mit Kreolsprachen befassenden Schriften 1881 anmerkt, dass er sich „[s]chon vor einem Jahrzehnt [...] dem Studium dieser exotischen Produkte gewidmet [hatte]“, weil sie ihm, „durch den Gegensatz, die Entstehung der romanischen Sprachen zu erhellen schienen“, und dass die rezensierten Schriften ihn nun wieder zu diesem Studium zurückgeführt hätten (Schuchardt 1881, 581). Zwar scheint zumindest die Leipziger Probevorlesung von 1870 nicht unbedingt das theoretische Rüstzeug zu führen, mit dem ein solches Studium begonnen werden kann – schließlich wird hier den „Mischdialekten“ und „Sprachbastarden“ eine „rechte Lebensfähigkeit“ noch abgesprochen (Schuchardt 1900, 10) –, dennoch müssen wir die angesprochene Verknüpfung von romanistischem und kreolistischem Interesse ernst nehmen und gleich genauer unter die Lupe nehmen. Wir können aber als gewiss festhalten, dass sich Schuchardts sprachwissenschaftliche Vorlieben zwischen 1871 und dem Erscheinen seiner ersten Schriften explizit zur Sprachmischung beziehungsweise den Mischsprachen in den frühen 1880er Jahren eher auf anderen Themengebieten gebündelt haben.

Dies ist abermals nicht ganz unbedeutend für die (von Hurch 2009 so despektierlich behandelte) Primatsfrage: Schuchardts erste Publikation, die sich direkt mit Sprachmischung und Mischsprachen befasst, ist der erste Teil (*Ueber das Negerportugiesische von S. Thomé (Westafrika)*) der *Kreolischen Studien*, einer zwischen 1882 und 1890 erschienenen Reihe von Abhandlungen zu verschiedenen Kreolsprachen Amerikas, Afrikas, Asiens und Ozeaniens.⁴⁰⁹ Dazu kommen, mehrheitlich im selben Zeitraum, andere Artikel und Rezensionen, in denen

⁴⁰⁸ Diesbezüglich besonders aussagekräftig sind Schuchardt (1909, 1914), die ich hier aber nicht detailliert einbeziehe, da ihre Entstehungszeit außerhalb des in dieser Arbeit betrachteten Rahmens (bis 1900) liegt. Was die Kreolsprachen auszeichne, schreibt Schuchardt (1914, III) ganz explizit, sei „der volapüksche Zug. Immer und überall bilden sich Vermittlungs-, Hilfs-, Notsprachen.“

⁴⁰⁹ Schuchardts Beschäftigung mit Pidgin- und Kreolsprachen geht jedoch über diese Zeitspanne hinaus und erstreckt sich noch über zwei andere Serien (*Beiträge zur Kenntnis des kreolischen Romanisch* und *Beiträge zur Kenntnis des englischen Kreolisch*) und

sich Schuchardt direkt oder indirekt zu Aspekten der Sprachmischung äußert. Die voluminösesten Schriften zum Thema sind der 1884 erschienene (und mit dem renommierten Prix Volney ausgezeichnete) Band *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* ⁴¹⁰ sowie 1890 die letzte der *Kreolischen Studien IX., Ueber das Malaioportugiesische von Batavia und Tugu*. Das bedeutet zunächst noch ganz chronologisch, dass die Publikation von Van Names „Contributions to Creole Grammar“ und von Cloughs *On the Existence of Mixed Languages*, die wir als früheste systematisch-vergleichende Arbeiten zu den Kreol- beziehungsweise Mischsprachen kennengelernt haben, bei Schuchardts Eintritt in die Sprachmischungs- und Mischsprachendebatte bereits zehn beziehungsweise sieben Jahre zurück lag. Und dabei war es nicht geblieben: Richard Lepsius' *Nubische Grammatik* hat 1880 umfangreiche neue Evidenz profunder Sprachmischung aus Afrika auf den Tisch gebracht, Adolfo Coelho 1881 einen systematischen Vergleich von romanischbasierten Kreolsprachen aus der ganzen Welt vorgelegt. 1882, im selben Jahr wie Schuchardts erste *Kreolische Studie*, erscheint auch Lucien Adams komparative Arbeit zu Kreolsprachen mit afrikanischen und malayo-polynesischen Substraten. Schuchardt rezensiert alle drei Genannten und macht sich auch damit früh als Teilnehmer an diesem Diskurs sichtbar. Nicht zu vergessen ist schließlich auch, dass 1881 mit Whitneys „On Mixture in Language“ der erste ernstzunehmende Gesamtentwurf einer Theorie des kontaktbedingten Sprachwandels schon vorliegt.⁴¹¹

diverse Einzelbeiträge und Rezensionen bis 1914. Meijer und Muysken (1977, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b, 194f.) überschlagen etwa 40 Publikationen und resümieren zu Recht, dass „Schuchardt had the richest and most complete perception of creoles of any single scholar up to the present“. Die überwiegende Mehrheit der insgesamt mehr als 700 Textseiten widmet sich übrigens den portugiesischbasierten Kreolsprachen. Diese verdienen nach Schuchardts eigener Aussage (1882a, 1) „besondere Beachtung“, weil sie am frühesten entstanden sind; die afroportugiesischen wiederum scheinen ihm die interessantesten und bislang am meisten vernachlässigten zu sein.

⁴¹⁰ Der Band ist dem Begründer der slawischen Sprachwissenschaft, Franz von Miklosich, gewidmet, mit dem Schuchardt sich insbesondere über das gemeinsame Interesse an der Sprachmischung verbunden fühlte. Zum komplexen Verhältnis Schuchardt-Miklosich vgl. Hafner (1980).

⁴¹¹ Umso bemerkenswerter ist, dass Whitney, dem in der Lesart der vorliegenden Schrift die breite theoretische Basis zu verdanken ist, auf der sich ein Mischsprachendiskurs im 19. Jahrhundert überhaupt entfalten kann, keine eigenen Ambitionen zur Beschäftigung mit den Mischsprachen zeigt, und Cloughs Essay, wie wir gesehen haben, sogar regelrecht verreißt. Auch Coelho zeigt das gewissermaßen an (1881, 4): „[N]os livros geraes de Whitney, Max Müller e outros sobre a glottologia em vão se busca uma noticia d'esses tão interessantes productos“. Müllers Verweigerung dürfte hier freilich nicht verwundern.

Wenn wir uns jetzt also dem Beitrag Schuchardts am Beispiel dreier *Kreolischer Studien*, zweier Rezensionen, der Monografie *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* und der Streitschrift *Ueber die Lautgesetze: Gegen die Junggrammatiker* widmen, dann tun wir gut daran, uns vor Augen zu halten, dass nicht wenige theoretische und empirische Schichten des Sprachkontaktparadigmas insbesondere durch die anglophone und romanophone Sprachwissenschaft bereits ausgelegt worden waren, und dass Schuchardt mit den entsprechenden Arbeiten weitestgehend vertraut war.⁴¹²

Dabei kontrastieren die schuchardtschen Studien zu Sprachmischung und Mischsprachen gerade zu Whitneys allgemeiner Sprachwissenschaft schon in einer Hinsicht sehr augenfällig: Das theoretisch Ganzheitliche, Strukturierte, Systematische und Vollständige dort, das ist hier immer nur fragmentarische Skizze, mäandernde Beobachtung und Verknüpfung, die Suche nach Ordnung im qualitativ und quantitativ heterogenen Material, bisweilen regelrechtes Brainstorming.⁴¹³ Dies hat eine Ursache freilich in der beträchtlichen Breite an sprachlichen Erscheinungen, die Schuchardts Interesse fesseln, und der damit verbundenen unvermeidlichen Abhängigkeit von der schriftlichen Korrespondenz, die Schuchardt mit Muttersprachlern und Ortsansässigen praktisch über den halben Globus führte.⁴¹⁴ Verglichen mit dem amerikanischen Kontinent (oder auch Asien oder Afrika) bot das zentrale Europa des späten 19. Jahrhunderts aufgrund der schon fortgeschritten prominenten Position von Gemeinsprachen und eines zunehmend auf Völkertrennung und statische Gemeinsprachen ausgelegten Nationendiskurses weit weniger gute Voraussetzungen für ein Studium der Sprachmischung. Schuchardt ist es jedoch auf beispiellose Weise gelungen, nicht nur einen beeindruckenden Materialfundus aus den diesbezüglich vielversprechenderen Regionen (insbesondere den europäischen Kolonien) zusammenzutragen, sondern auch die homogenisierenden Tendenzen des Nationendiskurses immer wieder zu hinterfragen, ja regelrecht zu untergraben, indem er auch in den europäischen Nationen kreuz und quer Beispiele für Sprachmischung zutage förderte, sie deutete und erklärte und letztlich mit den

⁴¹² Schuchardt zitiert z.B. mehrfach Whitney, dessen Schüler Maurice Bloomfield und Van Name. Whitney war in den späten 1870er Jahren, so resümiert es Alter (2005, 208), auch endgültig zu „America’s guiding voice in the academic professionalization of philology“ geworden.

⁴¹³ Das ist geradezu Tenor in der Schuchardt-rezeption, angefangen bei Spitzers Vorwort zu seinem *Hugo Schuchardt-Brevier* (1928), oder auch, und dies nur exemplarisch, in den Beiträgen in Lichem und Simon (1980).

⁴¹⁴ Gilbert (1984, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b) gibt eine Übersicht über Methodik und geografische Reichweite von Schuchardts Materialbeschaffung in Bezug auf die Pidgin- und Kreolsprachen.

Sprachmischungen aus den Kolonien und aus seinem eigenen Fachgebiet, der Romania im engeren Sinne, in eine enge, logische Beziehung brachte. Vieles von seinem Material hat Schuchardt also nur aus zweiter oder dritter Hand, manches davon gibt authentische Mündlichkeit wieder, anderes erweist sich als mehr oder minder stark einer normativen Instanz verpflichtet, wieder anderes ist bewusste Imitation in Musik, Literatur oder Theater. Aber er gewichtet, analysiert und interpretiert es so gut er es vermag und zeigt sich dabei als enorm versierter Philologe und Romanist. Obgleich das Mosaikhafte, Unfertige und Sprunghafte deshalb mitnichten die Qualität der schuchardtschen Arbeiten gefährden, und wenn es auch an weitblickenden theoretischen Betrachtungen und Schlussfolgerungen niemals fehlt, so bleibt doch der Schwerpunkt von Schuchardts Forschung zur Sprachmischung immer ein eindeutig empirischer und der theoretische Gesamtentwurf dauerhaft aufgeschoben.

Das ist auch dem Autor selbst bewusst und gibt ihm mehr als einmal Anlass zur Rechtfertigung: Seine *Kreolischen Studien* will Schuchardt verstanden wissen als „materielle Vorarbeiten für die principielle Behandlung desjenigen Problems [...], welches [...] heute im Vordergrund der sprachwissenschaftlichen Forschung steht“ (1884b, 124), denn sie bestünden „mehr aus Anregendem als aus Abschließendem“ (1884b, 114). Auch die immerhin 140 Seiten starke Schrift *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* kann letztlich, obwohl die ursprüngliche Absicht wohl eine andere gewesen ist (1884a, 126), „nichts Anderes als Skizzen und Bruckstücke bieten“ (1884a, 6), sie bleibt „ein rohes Mosaik aus einer grossen Menge von vielfach ungleichwerthigen und schwer sich zusammenfügenden Steinchen“ (1884a, 38), mehr Sammeln als Erklären, eine „linguistische Wanderung“ (1884a, 126f.). Und auf solch einer Wanderung ist auch der begangene theoretische Pfad immer nur ein „flüchtige[r] Entwurf, welcher nicht nur ausführenden, sondern auch bessernden Strichen entgegen sieht“ (1884a, 11).

Das angesprochene Problem im Vordergrund der Sprachwissenschaft ist nichts anderes als das der Sprachmischung, und zwar in der allgemeinsten Bedeutung dieses Terminus. Schuchardt selbst hat es in seiner Rezension von L. Adams *Les idiomes négro-aryen et maléo-aryen* (1883) programmatisch dorthin gerückt, nachdem es seit 1882 auch (wieder) im Fokus seiner eigenen Arbeit stand. An der betreffenden Passage lässt sich in hervorragender Weise Schuchardts Motivation – fachlich wie theoretisch – nachvollziehen:

Unter allen Problemen, mit denen sich heute die Sprachwissenschaft beschäftigt, ist wohl keines von grösserer Bedeutung, als das der Sprachmischung und dasselbe muss zunächst da, wo die Bedingungen sowohl für den Process selbst, als für seine Erkenntniss sich als die günstigsten darbieten, in Angriff genommen werden. Diese Erwägung hat mich zu den kreolischen Studien geführt oder vielmehr zurückgeführt; denn nachdem Scholle (1869) die

Anwendung des Ausdrucks „Töchtersprachen“ auf das Romanische mit Recht zurückgewiesen hatte, suchte ich nach wirklichen Töchtersprachen und glaubte sie im Kreolischen zu finden, dessen Entwicklungslinie mir einen Bruch zeigte und so einen lehrreichen Gegensatz zu der des Romanischen bildete. Neuerdings, nachdem das Bedürfniss hervorgetreten war, den Einfluss der vorrömischen Sprachen auf das Vulgärlatein, welcher von vielen der Älteren in unkritischer Weise übertrieben worden war und von den meisten der Jüngeren in bequemer Vorsicht ignorirt wurde, genauer festzustellen, schien es mir, dass man vor allem ausserhalb Europas sich nach einem Massstab für die Beschaffenheit und die Grenzweite eines derartigen Einflusses umsehen müsste. (Schuchardt 1883, 236)

Wieder verknüpft Schuchardt sein kreolistisches Interesse mit seinen frühen romanistischen Arbeiten. Ein Kerngedanke der Romanistik von Beginn an, im Grunde einer ihrer Daseinsgründe, ist die Zurückweisung der uralten Auffassung, die romanischen Sprachen seien aus einer Korruption des Lateins hervorgegangen. Diese Korruptionsthese haben wir in dieser Arbeit bis zu Isidor von Sevilla im 7. Jahrhundert zurückverfolgen können, sie findet in einer generalisierten Form noch ihren Niederschlag im Verfallsmotiv der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und hier besonders exemplarisch in Schleichers Sprachtheorie und Stammbaummodell. Die Vorstellung von den romanischen Sprachen als neue ‚Äste‘ des italischen ‚Zweiges‘ und ‚Töchttersprachen‘ des Lateins impliziert einen diskreten Bruch mit der genannten ‚Muttersprache‘, der aus romanistischer Sicht jedoch nicht nachzuvollziehen ist, denn die Entwicklung vom Diasystem des (Vulgär-)Lateins in der römischen Kaiserzeit bis zur Gegenwart der romanischen Sprachen kann als mehr oder weniger kontinuierliche Linie gelesen werden.⁴¹⁵

In seiner kritischen Sicht auf den Stammbaum sucht Schuchardt nun also nach „wirklichen Töchttersprachen“, und er findet in den Kreolsprachen, deren europäische, vorzugsweise romanische Basis ja eindeutig vor Augen liegt, scheinbar geeignete Kandidaten. Schuchardt meinte in seinen frühen Reflexionen, die er hier nur rekonstruieren kann, den gesuchten Bruch in der Entwicklungslinie der Kreolsprachen zu erkennen, die damit einen („lehrreichen“) Gegensatz zu jener der romanischen Sprachen aufzeigte. Damit hat er freilich

⁴¹⁵ Schuchardt führt Franz Scholle (*Ueber den Begriff der Tochttersprache: Ein Beitrag zur gerechten Beurtheilung des Romanischen, namentlich des Französischen*, 1869) als seinen eigenen Ideengeber an – der Gedanke ist aber, wie schon gesagt, wenigstens so alt wie die Romanistik selbst. So sind z.B. bereits zwanzig Jahre vor Scholle für den Dieschüler August Fuchs die romanischen Sprachen „nichts Anderes, als eine ganz naturgemäße Fortsetzung und Fortbildung der Lateinischen Sprache; sie sind die erwachsene Lateinische Sprache“ (1849, 2f.).

auch, wie Bachmann (2005, 40) feststellt, „die negativ besetzte, gebrochene Entwicklung, die man früher den romanischen Sprachen zugeschrieben hatte und gegen die man in der Romanistik ansah, auf die Kreolsprachen“ übertragen – obgleich selbstverständlich unbewusst. Denn hier darf nicht der enge Zusammenhang mit Schuchardts Ablehnung der Prinzipien des Stammbaumes selbst übersehen werden, über die sich der frisch habilitierte Romanist bereits in seiner Probevorlesung freimütig geäußert hat. Der Bruch in Schuchardts rekapituliertem Befund kann demnach kein genetischer, intrinsischer, aus einem Verfallsmotiv hergeleiteter sein, sondern ist zumindest in der Anlage schon ein äußerlich, sprich durch Kontakt beziehungsweise Mischung im allgemeinen Sinne herbeigeführter. In der romanistischen Gegenwart von Schuchardts Rezension, den frühen 1880er Jahren, sind die Einflüsse anderer Sprachen (insbesondere der nach Ascoli so benannten *Substrate*) auf das Vulgärlatein wieder in den Fokus gerückt,⁴¹⁶ und nun plädiert Schuchardt erneut für die Erforschung der dafür maßgeblichen Prozesse dort, wo man ihre Beschaffenheit und ihre Reichweite vielleicht am deutlichsten und drastischsten wirken sehen kann: in den Kreolsprachen.

Zwei Dinge sind aus dieser kurzen Analyse für unsere Schuchardtbesprechung zu markieren: Zum einen wird mit Schuchardt das Aufgabengebiet der Romanistik, theoretisch wie empirisch, um das Feld der Kreolsprachen erweitert.⁴¹⁷ Zum anderen werden diese Kreolsprachen eindeutig als Mischsprachen identifiziert, das heißt, sie sind genau wie die romanischen Sprachen gerade *keine* Paradebeispiele für den Abspaltungsvorgang, den das Stammbaummodell in vertikaler Dimension abbildet, sondern Produkte der Vermischung sprachlichen Materials, also einer in diesem Modell gar nicht vorgesehenen horizontalen Verknüpfung. Dabei zeigen weder die romanischen noch die kreolischen Sprachen spezifische oder besondere Ergebnisse der Sprachentwicklung, denn

⁴¹⁶ Mit den „Jüngeren“, die diesen Einfluss „in bequemer Vorsicht ignoriert“ haben, sind freilich die Junggrammatiker gemeint.

⁴¹⁷ Hurch (2009, 501) vermerkt allerdings zu Recht, dass sich diese Ausweitung auch heute, immerhin fast eineinhalb Jahrhunderte später, immer noch nicht selbstverständlich im romanistischen Curriculum wiederfindet, ja dass, im Gegenteil, unter den rezenten ökonomisierenden, didaktisierenden und vereinheitlichenden (und ich möchte hinzufügen: nicht selten auch unter karrieristischen) Erwägungen sogar eine neuerliche Verengung auf die kernhaften und reibungsärmeren Gegenstände zu verzeichnen ist. Das gilt keinesfalls nur für die Kreolsprachen, sondern für vermeintliche Marginalia aller Art, deren heuristischer Wert bereits von Schuchardt und anderen seiner Generation erkannt und hervorgehoben wurde: Minderheitenvarietäten, Sprachinseln, Randgebiete und entsprechende Kontaktzonen wie z.B. die Romania in Afrika, Asien oder Ozeanien. Der Verengung der Gegenstände steht zudem eine nicht weniger bedenkliche Verengung der Formate auf Einführungen, Handbücher, Sammelbände u. ä. zur Seite.

Schuchardt vertritt nun die Ansicht, dass tatsächlich *alle* Sprachen gemischt sind, wie er in einer wahlpruchartigen, dialektisch Müllers Diktum aufgreifenden Passage deutlich macht:

[Die Sprachmischung] ist nicht sowohl Ausnahme als Regel. Mit mehr Recht als Max Müller gesagt hat: „es gibt keine Mischsprache“, werden wir sagen können: „es gibt keine völlig ungemischte Sprache“. (1884a, 5)

Die Bedeutung des Terminus „Sprachmischung“, das liegt unter dieser Prämisse nahe, muss eine maximal inklusive sein (so schon Schönfelder 1956, 7) – und wir müssen sie hier ganz genau erfassen.

Schuchardt unterscheidet zunächst nur zwei Formen von „Veränderung“ in der Natur wie auch in der Sprache, die sich an den Dimensionen des *Andersartigen* und des *Gleichartigen* festmachen lassen:

Es beruht die Veränderung entweder auf dem Zutritt von Heterogenem – dann handelt es sich um Veränderung im strengen Sinn des Wortes, oder auf dem Zutritt von Homogenem – dann pflegen wir von Mischung zu reden. So verändern sich die anorganischen Körper physisch oder chemisch; so die Organismen durch Zuchtwahl oder durch Kreuzung; so endlich die Sprachen durch die Einwirkung der sämtlichen, zum Theil voneinander abhängenden Lebensumstände oder durch die Einmischung anderer Sprachen. (1884a, 1 f.)

Der Vergleich mit der organischen und anorganischen Natur dient allein der Veranschaulichung eines Prinzips und hat keine weiterführenden Implikationen: Der Sprachwandel ähnelt nur insoweit den Veränderungen in der Natur, als auch hier *Andersartiges*, in Form von *außersprachlichen* Faktoren, oder aber *Gleichartiges*, in Form von *sprachlichen* Elementen, einwirken.⁴¹⁸ Um zu verstehen, was Schuchardt mit dem zweiten Verfahren meint, müssen wir etwas vorausgreifen (können dabei aber durchaus auch auf schon in der Probevorlesung geäußerte Gedanken zurückverweisen) und Sprachmischung als eine *notwendige Folge der Heterogenität und der Durchlässigkeit begreifen, die Schuchardt in allen sprachlichen Erscheinungen von den Einzelsprachen über die Dialekte und Mundarten bis hinab zu den Idiolekten erkennt*.⁴¹⁹ „Sprachmischung“ meint bei Schuchardt deshalb nicht, wie noch in Schleichers oder Müllers Negierung

⁴¹⁸ Die auch heute noch oft so genannten „sprachintern motivierten“ Wandelprozesse sind für Schuchardt also in jedem Fall *außerhalb* der betreffenden Sprache begründet.

⁴¹⁹ Dass selbst Idiolekte noch heterogen ausfallen, macht Schuchardt mehrfach deutlich; eine Sprachdiversifizierung bis auf diese Ebene bedeutet dann auch eine infinite Sprachmischung im Kontakt zwischen den Individuen (1885, 10). Sprachmischung nimmt Schuchardt folgerichtig „auch innerhalb der homogensten Verkehrsgenossenschaft an“ (1885, 16).

beziehungsweise Beschränkung derselben, die Verschmelzung von diskreten Objekten („Organismen“) oder diskreten Teilbereichen dieser Objekte zu einem sprachlichen Hybrid, sondern die kontinuierliche Koexistenz und Wechselwirkung von sprachlichen Elementen heterogener Provenienz in Sprechern, Sprechergruppen und Sprachgemeinschaften – oder wie Denison resümiert

die Folgen jeglicher Art von Berührung oder Annäherung zwischen verschiedenen sprachlichen Systemen, Teilsystemen oder Elementen, angefangen von der Beeinflussung eines Idiolektes durch andere, über die Verzahnung sprachlicher Ebenen innerhalb einer „Sprache“ [...], bis hin zu Entlehnungen und sonstigen Interferenzerscheinungen zwischen Sprachen. (Denison 1980, 8)

In Bezug auf die letzteren umfasst „Sprachmischung“ von den einfachen Kopien und ihrer Konventionalisierung, über die behelfsmäßigen wie auch die stabilen Mischsprachen, über Zwei- und Mehrsprachigkeit sowie im Sprechakt alternierende Sprachen, bis hin zu den Reflexen der Erstsprache im Fremdsprachenerwerb sowie vollständigen Sprachwechsel alle Prozesse, die auch im Rahmen der heutigen Kontaktlinguistik erforscht und von ihr als *kontaktbedingter Sprachwandel* interpretiert werden. Schuchardts „Sprachmischung“ mit *kontaktbedingtem Sprachwandel* gleichzusetzen ist allerdings nur dann legitim, wenn wir diesem Begriff die gleiche Voraussetzung zugrunde legen wie er dem seinen: die grundsätzliche Heterogenität aller sprachlichen Erscheinungen, ein prinzipielles „Gemischtsein“ alles Sprachlichen.⁴²⁰

⁴²⁰ Hutterer führt in seiner Besprechung von Schuchardt W. v. Humboldt als den „Ursprung jener These vom Mischcharakter aller Sprachen und Sprachformationen“ (1980, 64) ins Feld. Wir haben in [Kap. 3.5](#) eine entsprechende Passage Humboldts zitiert und gedeutet, aber die These im Fortgang dieser Arbeit auch durchaus weiter, mindestens bis zu C. Gessner ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen können. Hutterers Ansatz geht aber weit über diesen einen Aspekt hinaus: Er möchte zeigen, dass Schuchardt kein wissenschaftlicher Einzelgänger war und sieht im Ergebnis einen „sprachtheoretische[n] Anschluß Schuchardts an Humboldt [...] in allen wesentlichen Punkten“ (1980, 66). Obgleich bestimmte Parallelen außer Frage stehen, ist diese Schlussfolgerung im Detail nur sehr schwierig nachzuvollziehen. Problematisch scheinen z. B. Hutterers Behauptungen, Schuchardt teile mit Humboldt die Auffassung von zwei grundlegenden Perioden in der Sprachentwicklung, einer formbildenden und einer formverfeinernden, sowie die von der Sprache als dem gemeinsamen Band der Nation (ebd.): Schuchardt lässt bereits in der Leipziger Probevorlesung ein deutlich aktualistisches Geschichtsverständnis erkennen, mit dem sich die erstgenannte Auffassung nicht vereinbaren lässt. Seine „Theorien vom Ewig-Gemischten unserer Rassen, Kulturen, Sprachen“, sein Ruf als „Völker-versöhner“, als „der berufenste Mittler im wirren Ringen der Völker“ (Spitzer 1928, 7), und nicht zuletzt, und auch nur zum Beispiel, das politische Plädoyer, das Schuchardt in *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* (130 ff.) gegen die Sprachideologie des Nationa-

Die postulierte Universalität der Sprachmischung sowie die Existenz von Mischsprachen konfliktieren mit den Grundannahmen gleich zweier Ausrichtungen, gegen die Schuchardt kontinuierlich anargumentiert: auf der einen Seite die der klassischen (indogermanistischen) historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft mit ihren radikalen Konsequenzen aus dem genetischen Verwandtschaftsprinzip, für die die Kreols, Pidgins und anderen Mischsprachen eine enorme theoretische Herausforderung darstellen; und auf der anderen Seite die der Junggrammatiker mit ihren wie mechanisch wirkenden Gesetzen des Sprachwandels, die ebenfalls von der Allgegenwart, der bunten Vielfalt und vor allem von der Unberechenbarkeit von Sprachmischungen und Mischsprachen infrage gestellt werden. Die Sprachmischung (insbesondere die grammatische) unter ihren günstigsten Bedingungen zu erforschen, dieses Motiv hat Schuchardt zu den Gegenständen seiner hier betrachteten Beiträge geführt – zu den Pidgin- und Kreolsprachen, und zu verschiedenen Hybridisierungen im slawisch-germanischen und im slawisch-romanischen Kontaktraum.⁴²¹ Aufgabe ist es, die Erscheinungen auf diesem noch weitestgehend unbearbeiteten Feld zu sortieren, mögliche Prinzipien der Sprachmischung zu erkennen und zu beschreiben, und Konsequenzen theoretischer Art daraus abzuleiten, um sie in den zeitgenössischen sprachtheoretischen Diskurs einzubringen. Dabei zeigt sich schnell, dass sowohl die verschiedenen Sprachmischungen untereinander als auch die Sprachmischung mit anderen in der Linguistik relevanten Phänomenen, insbesondere mit dem Fremdspracherwerb, strukturell wesentlich zusammenhängen.

Bei aller darüber hinaus spürbaren philologischen Neugier und Leidenschaft will Schuchardt in den *Kreolischen Studien* deshalb in erster Linie verstehen, wie aus den romanischen (beziehungsweise europäischen) Sprachen kreolische werden konnten, ob sich der erst intuitiv wahrgenommene „Bruch“ systematisch erfassen, und wie er sich theoretisch-linguistisch deuten lässt. Dabei sind der Pioniercharakter und die Vorläufigkeit der Studien allzeit spürbar: Schon was mit „Kreolsprache“ gemeint sein soll, wird nirgendwo genauer erfasst. Schuchardt alterniert selbst in seinen Bezeichnungen zwischen „Kreol“ und „Kreolisch“, „kreolischen Dialekten“ beziehungsweise „Mundarten“, „Patois“, Lokalbezeichnungen wie „Santhomensisch“ oder „Capverdisch“, ethni-

lismus hält (wir kommen weiter unten auch darauf zu sprechen), lassen auch seine Zustimmung zur zweitgenannten Auffassung fragwürdig erscheinen.

⁴²¹ Unter dieser Prämisse ist bereits klar, dass für die Formierung der Kreolsprachen keine anderen Prozesse infrage kommen als für die „Sprachmischung“ egal welchen Umfangs in anderen Sprachen angenommen werden (Schuchardt 1884a, 90f.). Konsequenterweise fungieren die Kreols dann bei Schuchardt auch als Erklärungsmodell für das, was in anderen Sprachen passiert (z. B. ebd., 91, 102).

schen Zuschreibungen wie „Negerportugiesisch“, „Malaiospanisch“ oder „Negerpatois“, und bereits die Mischung fokussierenden wie „Tagalospañisch“.⁴²² Der Terminus wird greifbarer nur in Abgrenzung zu anderen: So ist das „Patois“ zu unterscheiden vom „Jargon“ (1884b, 113) oder vom „hybriden Kreolisch“ (1882, 894), also einem, das sich in eine weiter zu präzisierende Richtung erneut vermischt hat. Selbst die Gegenstände der einzelnen Studien werden uneinheitlich gehandhabt: Das „Malaiospanische“ der Philippinen (in der heutigen Terminologie: Manila-Bay-Chabacano) ist für Schuchardt noch kein „fertiges Patois“, aber auch „kein immer wiederholtes individuelles Radebrechen“ mehr, sondern ein „geläufig gesprochener Jargon“ (1884b, 113). Wir können darin Andeutungen der heute gebräuchlichen Abstufung *Jargon – Pidgin – Extended Pidgin/Pidginkreol – Kreol* (vgl. z. B. Velupillai 2015) vermuten; es kam aber erst späteren Beiträgen zu, diese Abstufung definitorisch zu entwickeln.⁴²³ Schuchardts Abneigung gegen Oppositionen, fixe Grenzen und autonome Kategorien, sein unablässiges Plädoyer für die Akzeptanz von Vielgesichtigkeit, Kontinua und Übergängen spricht immerhin schon vorab für eine nicht allzu starre Auffassung davon, was ein Kreol ist. „Jedes sprachliche Stadium ist ein

422 Vgl. dazu Gilbert (1984, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b, 185): „Usually, when Schuchardt inquired about the existence of ‘patois’ he was misunderstood in the Caribbean to mean only Romance-based Creoles. Later, he switched to the term ‘jargon’ so that the existence of an English-based Creole in various islands and coastal towns was accurately reported, if one was indeed present. In his private correspondence with linguists and other knowledgeable people, however, Schuchardt tended to avoid both ‘patois’ and ‘jargon’, and, regardless of lexical base, use only the term ‘Creole’, which he conceived of in an all-embracing, generic sense.“ – Die Frage bleibt jedoch: generisch in Bezug auf welche Klasse oder Menge von Sprachen? Der Umfang des Kreolbegriffes in der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist bis heute keineswegs klar, es ist aber durchaus denkbar, dass er sich nicht mit jenem in den späteren und den gegenwärtigen Verwendungen deckt. Diese mögliche Überschneidung berücksichtigen auch Baker und Mühlhäusler nicht, wenn sie anmerken (2007, 90), dass „indigenous creoles (that is, those lexically based on local rather than European languages) receive no attention in [Schuchardt’s] work.“ Gerade Schuchardt hatte sicher keinen eigenen Sprachtyp Kreol im Sinn, sondern betrachtete vielleicht die Entwicklung aus einer oder um eine europäische Kolonialsprache als den gemeinsamen Nenner der von ihm untersuchten Sprachen.

423 Auch abseits der ‚allgemeinen‘ Pfade der Kreolistik: Le Page (1980, 142) z.B. bringt Schuchardts „fertiges Patois“ mit seinem eigenen Konzept des *focussing* in Verbindung, das wiederum schon in Schuchardts und Whitneys diversifizierender Kraft in der Sprachentwicklung angelegt sein dürfte: „Focussing agencies – e.g. close daily interaction in an urban community, powerful social models, the reification and totemisation of rules through an educational system – tend to produce what Schuchardt would have regarded as ‘ein fertiges patois’; the comparative lack of such agencies, or the presence of counteractive agencies, tends towards diffuseness in a community.“

Uebergangsstadium“, schreibt er (1885, 18), gegen die Junggrammatiker und ihre Vorstellung von instantan und ausnahmslos wirkenden Lautgesetzen gerichtet – aber die Generalität dieser Aussage macht sie eben auch für die Kreolproblematik relevant.⁴²⁴ Einer distinkten Sprachklasse *Kreol*, wie sie ein bestimmter kreolistischer Ansatz bis heute postuliert, ist Schuchardt jedenfalls nicht auf der Spur; seine „Sprachmischung“ ist, wie die anderen Erkenntnisebenen der Sprachwissenschaft auch, a priori nicht durch Kategorien, Stufen und Grenzen, sondern durch Übergänge strukturiert: „Die Möglichkeit der Sprachmischung hat nach keiner Seite hin eine Grenze; sie geht bis zum Maximum wie bis zum Minimum der Sprachverschiedenheit“ (1884a, 6).

Vielfalt, Variation und Übergänge scheinen sogar besonders charakteristisch für kreolophone Gesellschaften zu sein – eine Beobachtung, die auch schon bei Van Name anklang. Schuchardt sortiert das ihm zur Verfügung stehende Material akribisch und nimmt dabei durchaus weite Teile der Sprachlandschaft in den Blick. Auf den Philippinen unterscheidet er das „Malaio-“ oder „Küchenspanische“ der Hauptstadtregion zunächst von anderen Kreolvarietäten mit anderen philippinischen Substratsprachen, wobei er aufgrund der Ähnlichkeit der philippinischen Sprachen untereinander auf keine „wesentliche Verschiedenheit“ schließt – mit Ausnahme jener Varietät, von der ihm aus dem südphilippinischen Zamboanga berichtet wird, wo eine „Mischung sehr verschiedenartiger Elemente [das heißt vor allem philippinischer Substrate, SP] eine etwas eigenthümliche Färbung“ hervorgerufen haben könnte (1884b, 124). Die beschriebenen Varietäten entsprechen recht genau dem, was heute als Manila-Bay-Chabacano auf der einen⁴²⁵ und Zamboangueño oder Mindanao-Chabacano auf der anderen Seite bezeichnet und ebenfalls als distinkt gewertet wird.⁴²⁶ Schuchardt scheidet außerdem diese beiden vom philippinischen Spa-

⁴²⁴ Die von Meijer und Muysken (1977, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b, 197) für Schuchardts Sicht auf die Kreolsprachen in Anspruch genommene Koexistenz von System und Variation gilt deshalb recht eigentlich für alle Sprachen bzw. Varietäten. Explizit formuliert das z. B. auch Wandruszka (1980, 294).

⁴²⁵ Dafür spricht, neben den eigentlichen sprachlichen Fakten, die Eingrenzung Schuchardts auf Manila, Cavite und „Hermita“ (1884b, passim, 113, 147). Heute unterscheidet man meist drei Subvarietäten des Manila-Bay-Chabacano, je eine in den Gemeinden Ternate und Cavite vor den Toren Manilas, und eine, mittlerweile extinkte, in Manilas Stadtteil Ermita (vgl. Pagel 2010).

⁴²⁶ In welchem Ausmaß, das hängt, ganz in Schuchardts Sinne, von der Auffassung darüber ab, was eine Sprache und was eine bestimmte Varietät einer Sprache ausmacht. Für eine aktuelle Besprechung, in Theorie und Empirie, der Sprachkontakte des Spanischen auf den Philippinen und insbesondere zu den Chabacanovarietäten vgl. Pagel (2010, 2015).

nisch (1884b, 143 ff.), von einer Mischsprache aus dem indigenen Ilokano und Spanisch (1884b, 125), zu der ihm ebenfalls Material vorliegt,⁴²⁷ und von einem „schwülstige[n] und verworrene[n] Spanisch halbgebildeter Indier und Mestizen“ (1884b, 120). Auch bei seinem Kerngegenstand, dem manilenischen Chabacano, differenziert er genau zwischen „echtem“ beziehungsweise „consequentem“ und unechtem, das heißt fingiertem oder aber an den spanischen Lexifizierer angepasstem. Allgemein zeige sich dieses Chabacano

in den mannigfachsten Abstufungen, mit grösserer oder geringerer Annäherung an die spanische Grammatik, mit grösserer oder geringerer Verwendung malaiischer Wörter; aber es ist doch kein immer wiederholtes individuelles Radebrechen mehr, es ist ein geläufig gesprochener Jargon, der zwischen vielen Indiern, mit Hintanstellung der angestammten Sprache, das regelmässige Unterhaltungsmittel bildet; es besteht eine Art Ueberlieferung, es macht sich ein breiter Durchschnitt bemerkbar; die Spanier müssen sich an dies ‚Küchenspanisch‘ gewöhnen und sich ihrerseits zu einer vermittelnden Ausdrucksweise bequemen. (1884b, 113f.)

Dieser „Jargon“ ist also das geläufige Kommunikationsmedium vieler Filipinos und hat als solches eine gewisse strukturelle Konstanz vorzuweisen. Die Sprecher beherrschen daneben auch indigene Sprachen, aber nicht das Spanische – die Spanischsprecher müssen sich ihrerseits an diese Sprechweise anpassen. Dies gibt ein gewichtiges Argument für den Status des Chabacano als eigene Sprache an die Hand. Die wichtigste Variable im Chabacano ist das Verhältnis zwischen den spanischen und den malayo-polynesischen Elementen, hier zeigt es sich als „Sprachorganismus mit [...] noch verschwimmenden Zügen“, und doch ist es eben diese Entwicklungsphase, in der „der Entstehungsprozess der kreolischen Idiome am durchsichtigsten“ ist und mithin am dringendsten einer Untersuchung bedarf (1884b, 114). Neben dem fraglos irritierenden Terminus „Organismus“, dem wir uns gleich widmen müssen, klingt in diesen Ausführungen Schuchardts ein Gedanke an, den Mühlhäusler (2001, 137) als einen von dessen maßgeblichen Beiträgen zur Kreoltheorie wertet: die Entstehung der Kreolsprachen (zumindest auch) durch sogenannten ‚Foreigner Talk‘, also durch die behelfsmäßige Reduktion des Lexifizierers durch seine Muttersprachler im Umgang mit Nichtmuttersprachlern.⁴²⁸

⁴²⁷ Diese Varietät hat keine dauerhaften Spuren hinterlassen. Steinkrüger (2014, 283 ff.) ist meines Wissens der Erste und Einzige, der Schuchardts diesbezügliches Material ausgewertet hat.

⁴²⁸ Mühlhäusler (2001, 137) nennt insgesamt fünf Elemente, die der Kreoldiskurs nach seiner Ansicht Schuchardt verdankt: den Begriff des sprachlichen Kontinuums, die Foreigner-Talk-Hypothese der Kreolentstehung, die kreolischen Sprachuniversalien, die

Der Organismusbegriff spielt im vorliegenden Buch eine entscheidende Rolle, und obwohl Schuchardts Sprachbild sich merklich von denen jener unterscheidet, die den Begriff beziehungsweise das dahinter liegende Metapherngebäude in der Linguistik salonfähig gemacht haben, gibt es auch in den *Kreolischen Studien* mehrere Passagen, die auf Begriff oder Gebäude rekurrieren, was einer kurzen Analyse bedarf. Schuchardt spricht oben vom Chabacano als einem „Sprachorganismus“, von diesem und einer (mehr postulierten als demonstrierten) hispano-tagalischen Mischsprache im Mund von Spanischsprechern als „aus denselben Factors in entgegengesetzter Richtung erzeugten Sprachorganismen“ (1884b, 125, meine Hervorh.), außerdem von „organische[m] Plural“ (1882, 905) und „organische[r] Form“ (1882, 910). Die Anwendungen auf Formelemente erinnern freilich an Friedrich Schlegel und Bopp: „Organisch“ meint hier mehr oder weniger genau „flektiert“; die „erzeugten Sprachorganismen“ hingegen muten an wie wahre Fremdkörper in Schuchardts antiorganistischem, von Sprecherwirken, Übergängen und Variation gestaltetem Gedankenkorpus, sodass sie eigentlich nur so zu erklären sind, wie Schuchardt es selbst in seiner Rezension von Lepsius’ *Nubischer Grammatik* tut, wo er das irrlichternde Nachwirken bestimmter Bilder beschreibt, deren sprachtheoretische Referenten eigentlich längst abgelegt worden sind:

In der That hat man es bisher geliebt, die Sprache als einen selbständigen Organismus zu betrachten, als ein Subjekt, während sie doch das Produkt eines Subjektes ist, nicht das einmalige, sondern das fortdauernde, das in allen seinen Veränderungen durchaus von ihm abhängende. [...] Die genealogische Gruppierung der Sprachen ist zwar schon seit geraumer Zeit mit entscheidenden Gründen angefochten worden; aber selbst bei denen, welche sie nicht mehr ernst nehmen, wirkt unwillkürlich das Bild des Stammbaums nach. Dasselbe läßt sich sogar der Theorie von der Sprachmischung anpassen; man hat ganz zutreffend gesagt, daß eine Sprache, welche eine Mutter hat, auch einen Vater haben dürfe [...]. (Schuchardt 1882b, 868)⁴²⁹

Vor solchen Irrlichtern ist Schuchardt also keineswegs gefeit. Auch er ringt im Versuch, den abstrakten Gegenstand Sprache zu erfassen, um die richtigen

Deutung von Kreolsprachen als Mischsprachen und den sozialen Ansatz der Sprachbetrachtung. Dieses Primatsresümee ist m.E. aber zu relativieren, denn bis auf den zweiten Punkt, und wenn wir unter dem ersten das Kontinuum der kreolischen Varietäten verstehen, lassen sich alle genannten Diskurselemente auch schon Van Names „Contributions to Creole Grammar“ entnehmen.

⁴²⁹ Ähnlich an anderer Stelle, in Verteidigung von H. Pauls *Principien* gegen dessen Kritiker: „Man mag sich von den alten bequemen Abstractionen und Metaphern nicht trennen, wie sehr sie auch das wirkliche Verhalten der Dinge verdecken“ (Schuchardt 1884a, 7).

Worte, um das richtige Bild, und muss notgedrungen noch in der Kritik auf Konventionelles zurückgreifen, weil sich im begrifflichen Vakuum einer *Tabula rasa*, im allein kontinuierlichen Übergang kaum etwas wissenschaftlich erfassen oder beschreiben lässt. Die These von der zweiseitigen Abstammung der Mischsprachen referiert deshalb auf das archaische genealogische Bild und mit hin auch weiterhin auf die Analogie zum unitären Organismus, aber mit einem neuen Detail: An die Stelle der Parthenogenese ist nun die ‚sexuelle‘ Fortpflanzung getreten, und auch damit hört der Stammbaum im theoretisch-linguistischen Sinne auf, Stammbaum zu sein. Daneben stehen in Schuchardts Arbeiten zur Sprachmischung aber auch neue Metaphern, die sein eigenes Sprachbild besser reflektieren. Aufschlußreich ist zum Beispiel die Rede vom „vollständigen Bürgerrecht“, das ein bestimmter Ausdruck, in diesem Fall im Philippinenspanischen, erlangt hat (1884b, 138): Das evozierte Bild von der Sprache als einem Staat, in dem einige Elemente angestammte Rechte haben, andere sie gewinnen und sich integrieren können, und wieder andere zwar präsent sind, aber fremd bleiben, verweist im Zielbereich der Metapher auf den (zumindest auch sozial) institutionellen Charakter der Sprache, auf den Ursprung von Neologismen im Individuum und den Prozess der Ausweitung im Sinne einer Konventionalisierung dieser Neologismen.

Auf das konkrete Bild kommt es Schuchardt (wie auch schon Schmidt und Whitney) aber letztendlich nicht an: „Nicht inwiefern die linguistische Kreuzung sich mit der physiologischen vergleichen lässt, sondern in welcher tatsächlichen Beziehung beide miteinander stehen, darauf kommt es an. Dieselbe ist keinesfalls eine notwendige“ (Schuchardt 1882b, 868). Obgleich Sprachmischung oft mit ethnischer Mischung einhergeht, muss die erste prinzipiell als unabhängig von der zweiten verstanden werden. Gleiches gilt auch für die „Sprachvertauschung“ (das heißt Sprachwechsel), die lediglich als das Extrem einer fortgesetzten Sprachmischung gelten muss. Dieser Gedanke (den Schuchardt auf Georg von der Gabelentz’ und Adolf Bernhard Meyers „Beiträge zur Kenntnis der melanesischen, mikronesischen und papuanischen Sprachen“ 1882 zurückführt) ist aus kontakttheoretischer Sicht höchst faszinierend, weil er zwei auch in der heutigen Kontakttheorie meist als distinkt gefasste Ergebniskategorien des kontaktbedingten Sprachwandels verbindet (Misch- oder Kontaktsprachen auf der einen und Sprachwechsel auf der anderen Seite). Er nimmt, mit anderen Worten, linear aufeinander bezogene *Quantitäten* statt unabhängige *qualitative* Entitäten an. Schuchardts Ansatz ist, wie schon bei den Dialekten, auch in Bezug auf die Ergebnisse von kontaktbedingtem Sprachwandel ein grundlegend gradueller: Von der einfachen Entlehnung über die profunde Vermischung und die Mischsprachen bis hin zum vollkommenen Sprachwechsel besteht ein kontinuierlicher Übergang. Die Sprachmischung, in Schuchardts allgemeinem Sinn gefasst, ist kein Raum, in dem mit diskreten

Kategorien oder Typen operiert werden kann.⁴³⁰ Die Kohärenz dieser Annahme mit den übrigen Säulen seines Gedankengebäudes kehrt Schuchardt in *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches* noch einmal ganz deutlich heraus. Sichtbar wird ein regelrecht *sprachökologisches* Denken, in dem Grenzen – sei es nun zwischen Wortarten oder Wortteilen, zwischen Dialekten oder Sprachen, oder aber zwischen Typen von Sprachmischung oder Mischsprachen – im besten Fall Systematisierungshilfen darstellen, von denen jedoch auch die unmissverständliche Gefahr ausgeht, die tatsächlichen, allumfassenden Zusammenhänge und Interdependenzen der Sprache zu überdecken:

Wenn man nun erwägt [...] dass insbesondere gleiche Ergebnisse auf individuell verschiedene Bedingungen sich zurückführen lassen, dass ferner zwischen Worttheil, Wort, Wortreihe ebenso wenig feste Grenzen bestehen wie zwischen stofflichen und formalen Elementen, und dass endlich Alles mit Allem auf die verschiedenste Weise zusammenhängt, so wird man begreifen dass eine wirkliche Classification der gesammelten Belege für innere slawo-deutsche und slawo-italienische Sprachmischung geradezu unmöglich ist. [...] Und ich bescheide mich hiermit um so lieber als ich den Hang zum Systematisiren, des geradezu Wunderlichen ganz zu geschweigen was er so vielfach unter uns Deutschen in's Leben gerufen hat, für eine sehr reiche Fehlerquelle bei der Untersuchung grosser Erscheinungscomplexe halte. Typen treten uns ja überall entgegen, aber sie sind eben Typen nur dank entweder unserem Apriorismus oder äusseren Umständen die mit der Sache selbst gar Nichts zu thun haben; sie als Centren abgegrenzter Gebiete zu betrachten, dazu haben wir kein Recht. Immer noch sucht man weit lieber nach dem Trennenden als nach dem Verbindenden während doch nur auf diesem das Verständniss alles Werdens beruht. (1884a, 92)

Diese Haltung spricht auch noch einmal klar gegen eine Typisierung als Resultat von Schuchardts Erforschung der Mischsprachen im Allgemeinen und der Kreolsprachen im Besonderen.⁴³¹ So meint zum Beispiel Gilbert (1980) als letztes Ziel von Schuchardts kreolistischer Betätigung die Etablierung der „outlines of CREOLE, a predictable set of structures which emerge when languages are radically simplified under intense pressure“ (1980, 4f.) auszumachen, den Gedanken, alle „Handels- und Sklavensprachen“ auf einen „single prototype, which he calls CREOLE“ zu reduzieren (1980, 13). Zwar ist eine gewisse Ambiva-

⁴³⁰ In Pagel (2015) habe ich, aufbauend auf diesen und den sprachökologischen Ansatz, ein kontinuierliches Modell des kontaktbedingten Sprachwandels vorgestellt sowie seine Vorzüge an bekannten Grenzfällen der kontakttheoretischen ‚Typenlehre‘ – das ebenfalls von Schuchardt beschriebene Chabacano und das marianische Chamorro – demonstriert.

⁴³¹ Vgl. u. a. dazu auch Nicolai (2016).

lenz Schuchardts diesbezüglich schwer zu leugnen, doch ist diese wohl eher der immer freimütig am Empirischen reflektierenden Arbeitsweise zuzuschreiben als einer apriorischen Suche nach einer distinkten *qualitas*. Schuchardt erkennt durchaus bedeutungsvolle Gemeinsamkeiten zwischen den Kreolsprachen, aber er führt sie konsequent, und ganz im Sinne des im obigen Zitat Ausgeführten, auf die „äusseren Umstände“ und nicht auf „die Sache selbst“ zurück. Eine (auch von Gilbert zitierte) Passage aus Schuchardts letztem kreolistischen Beitrag (*Die Sprache der Saramakkaneger in Surinam*, 1914) macht das sehr anschaulich:

Wenn ich von negerkreolischen Mundarten rede [...], so darf man mir das nicht mit der Begründung verweisen dass kein gemeinsames Negerkreolisch vorliege aus dem sie hervorgegangen seien. Es ist richtig, wir haben keine Divergenz, sondern einen Parallelismus; sie sind aus verschiedenem Stoff nach dem gleichen Plan, in gleichem Stil gebildet. Die Wesensverwandtschaft die innerhalb des Negerkreolischen besteht, wiederholt sich zwischen ihm und den andern von uns als „kreolisch“ bezeichneten Sprachen. In schwächerem Masse; aber das rührt nicht von der Verschiedenheit der Muttersprachen her, sondern von der des Sprachunterrichtes. Berlitzschule war zwar hier wie dort; aber die für die Sklaven doch eine ganz eigenartige. Wird nun auch, wie schon gesagt, das Negerkreolische nicht durch die Einmischung afrikanischer Sprachbesonderheit abgestempelt, so zeigt es doch deutlich eine untersprachliche Gemeinsamkeit, die auf Rasse, Lebensbedingungen, Lebensweise beruht. (Schuchardt 1914, VII)

Wenn Schuchardt in seiner Kreolforschung einem *Typus* nachgeht, dann muss dieser als *Set von gemeinsamen Bedingungen* (insbesondere sozialen, aber auch anderen, zu denen wir gleich kommen) begriffen werden, die zu einer gewissen Vergleichbarkeit der sprachlichen Resultate geführt haben. Neben dem Kreol werden auch die anderen in der heutigen Kontaktlinguistik geführten Haupttypen von Misch- beziehungsweise Kontaktsprachen (vgl. z.B. Winford 2003; Velupillai 2015) von Schuchardt benannt und in verschiedenem Umfang erfasst: Jargon, Pidgin, auch die bilingualen Mischsprachen. Schuchardts tiefe Skepsis oder sogar Abneigung gegenüber den Klassifizierungen, Typisierungen und Kategorisierungen in der Sprachwissenschaft verbietet uns hier (und ähnlich, obgleich nicht identisch, bei Whitney, Clough und anderen) aber eine dominant qualitative Deutung dieser Begriffe, analog zu manchen heutigen Ansätzen, als „Centren abgetrennter Gebiete“. ⁴³² Wir müssen sie vordergründig quantitativ verstehen, als wenigstens potentiell ineinander übergehende, mitei-

⁴³² Auf diese Skepsis oder Abneigung bezieht sich, in sehr ablehnendem Ton, auch R. A. Hall Jr., wenn er Schuchardt der „Anti-Wissenschaftlichkeit“ bezichtigt: „This approach is not only non-scientific; it is completely anti-scientific, denying even the possibility of classification, which is always the first step in scientific analysis“ (Hall

inander zu verbindende Abschnitte (mit mehr oder weniger prototypischen Vertretern vielleicht) auf einem Kontinuum der Sprachmischung.

Zusammen hängen für Schuchardt auch die Sprachmischung und die ethnische Mischung, jedoch nicht, weil die erste die zweite bedingen würde, sondern weil beide durch ein drittes, uns schon bekanntes Element determiniert werden: die sozialen Umstände. Folgerichtig sind Schuchardts Texte die ersten kreolistischen Arbeiten, die ihren Ausführungen systematisch eine Übersicht über die soziohistorischen Gegebenheiten im Sprachgebiet zur Seite stellen.⁴³³ Was für die ethnische Mischung naheliegend scheint, hebt Schuchardt für die Sprachmischung noch einmal besonders hervor: „Die Ursache der Sprachmischung ist immer sozialer, nicht physiologischer Art“ (1882b, 868). Wenn Sprachmischung und soziale Umstände aber nicht unitäre Erscheinungen, sondern breit gefächerte Spektren sind, dann ist daraus zu schlussfolgern, dass die Art oder Intensität der sozialen Umstände über den Charakter oder den Grad der Mischung entscheiden – so wie auf dem in der Probevorlesung 1870 thematisierten Gebiet der Sprachverwandtschaft dieselben Faktoren als „Centripetalkraft“, als sozial motivierter Assimilierungsdrang schon den „Grad der Differenzierung“ zwischen den Varietäten bestimmten.⁴³⁴

Eine weitere Synthese, die in Schuchardts Kontakttheorie eine Schlüsselposition einnimmt, folgt auf dem Fuß: Sprachmischung ist untrennbar verknüpft mit Mehrsprachigkeit und Fremdsprachenerwerb. In der Lepsiusrezension bleiben zwar die Einzelheiten noch unbestimmt, das theoretische Fundament liegt aber schon firm:

1963, zit. nach Gilbert 1980, 3). In der Tat ist es in der Wissenschaftstheorie weitgehend Konsens, dass „Klassifikationssysteme [...] den Anfang einer jeden Wissenschaft [bilden], weil sie zur Ordnung des Phänomenbereichs dienen“ (Poser 2012, 87). Die resultierende Spannung charakterisiert dann zweifelsohne Schuchardts Sprachwissenschaft, doch geht man m. E. zu weit, wenn man seinen Ansatz als grundsätzliche oder apriorische Klassifizierungsverweigerung versteht. Es handelt sich eher um eine bis zum Äußersten kritische Achtsamkeit gegenüber voreiligen und unzulässig verallgemeinernden Klassifizierungen, die mit Blick auf das theoretische Schaffen der ersten beiden Generationen der deutschen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts auch nachvollziehbar scheint. Es ist also, wenn überhaupt, eine aposteriorische Klassifizierungsverweigerung.

⁴³³ Dazu auch Holm (2004a, 32): „Schuchardt introduces the first of his creole studies with what is probably one of the earliest sociolinguistic histories of a creole, relating what he has been able to find out about São Tomé’s social history to linguistic features of the creole [...]“

⁴³⁴ In Pagel (2015) habe ich folglich ganz ähnlich argumentiert, nur dass hier der Begriff *ökologische Parameter* an die Stelle der *sozialen Umstände* gerückt ist.

4 Die Formierung des Sprachkontaktparadigmas im 19. Jahrhundert

Das Problem der Sprachmischung, welches mit dem der Bilingualität aufs innigste zusammenhängt, ist ein ziemlich verwickeltes und nur auf psychologischer Grundlage ins klare zu setzen. Zwei Sprachen mischen sich nicht wie zwei ungleichartige Flüssigkeiten, sondern als verschiedene Thätigkeiten eines und desselben Subjektes. (1882b, 868)

Ausführlicher wird auch dieses Problem später behandelt: In der vierten *Kreolischen Studie* visiert Schuchardt, wie wir bereits gesehen haben, ein Spektrum vom „individuellen Radebrechen“ über den „gefestigten Jargon“ bis zum „fertigen Patois“ oder Kreol an. Dieses Spektrum wird an anderer Stelle weitergedacht, indem ein Übergang vom (fertigen) Kreol zum Lexifizierer geschildert wird, vorausgesetzt dass dieser auch weiterhin mit dem Kreol koexistiert: „Wo sich einmal eine kreolische Mundart fixirt hat, wird zwischen ihr und der europäischen Grundsprache, falls sie ebenda irgendwie cultivirt wird, eine Scala von Kreuzungen oder Uebergängen hervortreten“ (1883a, 800).⁴³⁵ Der Seinsgrund dieses Spektrums ist freilich nichts anderes als das gemeinschaftliche Streben hin zu einem linguistischen Modell, mithin ein Fremdsprachenerwerb und Zweibeziehungsweise Mehrsprachigkeit in unterschiedlichen Erfolgs- und Fossilierungsstufen.

Auf der Ebene des Individuums ist die Sprachmischung nichts anderes als „eine unvollkommene Zweisprachigkeit“, und umgekehrt lässt sich „zur vollkommenen Zweisprachigkeit [...] nur mittelst der Sprachmischung gelangen“ (1884a, 128). Bis zur Vervollkommnung ist der individuelle Fremdsprachenerwerb also per Definition ein Prozess der *Sprachmischung*, der übrigens auch nach mehr oder weniger vollständigem Erwerb der Zielsprache in bilingualen Praxen fortgeführt werden kann. Schuchardt beschreibt in diesem Kontext zum Beispiel individuelles Code-Switching, etwa im deutsch-tschechischen Grenzgebiet, wo „in einem Redefluss Übergang von einer Sprache zur anderen, zum Theil Wiederholung von eben Gesagtem in der anderen Sprache stattfindet“; hier „werden wir eine gewisse Indifferenz bezüglich zweier gleich nahe liegenden Verständigungsmittel constatiren. Wir werden dann meistens davon absehen müssen dass eine Sprache die Folie für die andere abgebe“ (1884a, 81). Auch hier geht es Schuchardt aber nicht um das einzelne, markante oder markierte Phänomen, sondern um einen Grundsatz: Dass Sprachen keine individuellen Organismen und also Naturwesen sind, wie Schleicher behauptet hat, das

⁴³⁵ Nach Van Name erläutert damit auch Schuchardt schon sehr deutlich das (Post-)Kreolkontinuum. Was dieser nur vage andeuten konnte, vermag der Romanist zudem umso deutlicher zu bestimmen: die Parallelen zur romanischen Sprachgeschichte, etwa in den frühmittelalterlichen Einmischungen vulgärlateinischer Ausdrücke in das Schriftlatein (1883a, 800).

muss nach Whitney niemand mehr so deutlich hervorheben. Dass dem Sprecher, beziehungsweise den ‚psychologischen Faktoren‘, eine gewisse Rolle im Sprachwandel zukommt, ist in den 1880er Jahren Allgemeingut. Doch Schuchardt geht darüber hinaus, indem er wie Whitney vor ihm den Sprecher zum Dreh- und Angelpunkt des Sprachwandels erklärt und ihn damit ins Zentrum der sprachwissenschaftlichen Betrachtung rückt (vgl. Denison 1980, 10). Auch in den Köpfen der Sprecher liegen die Phänomene, die verkürzt ‚Sprache‘ genannt werden, nicht als abgeschlossene, homogene Ganze vor, sondern bilden einen heterogenen, sich ständig neu organisierenden Pool an Äußerungsmöglichkeiten. Es lebt dort, schreibt Schuchardt, „eine unendliche Welt von Sprachvorstellungen, deren jede mit vielen anderen in verschiedenartigster Weise verknüpft ist“ (1884a, 7). In letzter Konsequenz zwingt die Universalie der Sprachmischung damit auch zur Aufgabe des Konzeptes der Einsprachigkeit und postuliert eine *universale, menschliche Mehrsprachigkeit*.⁴³⁶

Jenseits der individuellen Ebene führt im gemeinsamen Fremdsprachenerwerb einer Gemeinschaft (zum Beispiel der Sprecher der Sprache *A*) derselbe Prozess zur Ausprägung gemeinsamer, charakteristischer Merkmale und, wenn diese sich – aus unterschiedlichen denkbaren Gründen – fossilieren, zu einer von der angestrebten Sprache (*B*) abweichenden Varietät (*B'*) und im extremen Fall zu einer Mischsprache (*C*). Die „Fehler“ im Fremdsprachenerwerb werden für die Sprachwissenschaft damit zu entscheidenden Indizien, wenn es darum geht, den Prozess der Sprachmischung zu verstehen und zu erklären:

Wenn wir nun von den rein individuellen Erscheinungen absehen, so werden wir zunächst feststellen dass die Angehörigen eines und desselben Sprachvol-

⁴³⁶ Wandruszka (1980, 301) sieht darin zu Recht Schuchardts vorausschauendste Ausführungen und ein Modell „für eine neue und bessere linguistische Theorie, eine ‚Theorie 2000‘“, die sich von den gesetz- und systemfokussierenden Theorien der Vergangenheit und (damaligen) Gegenwart emanzipieren kann und muss. Er bringt dabei die junggrammatische, die saussuresche und die chomskysche Sprachtheorie auf folgenden Nenner: „Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, daß innerhalb von hundert Jahren drei verschiedene linguistische Schulen nacheinander aus tiefster Überzeugung erklären konnten, endlich das der menschlichen Sprache innewohnende Gesetz, das autonome, das immanente, das stringente ‚System‘ entdeckt zu haben, wodurch es ihnen erstmalig gelungen sei, die vorwissenschaftliche Beschäftigung mit der Sprache, die sogenannte ‚traditionelle‘ Sprachwissenschaft zu überwinden. [...] Gemeinsam ist allen diesen Schulen das Dogma, der Glaube an das unfehlbare ‚System‘, an das exakte, mechanistische, konstruktivistische, binaristisch reduzierbare System als letztes Kriterium der Wissenschaftlichkeit“ (ebd., 300). Gerade Wandruszkas Gegenüberstellung von Schuchardt und Saussure ist lesenswert; es sei in diesem Zusammenhang auch auf Schuchardts Rezension des *Cours* (Schuchardt 1917) und den halbbiografischen Aufsatz „Der Individualismus in der Sprachforschung“ (Schuchardt 1925b) verwiesen.

kes bei dem mehr oder weniger unvollkommenen Gebrauch einer fremden Sprache eine so grosse Menge gemeinsamer Eigenthümlichkeiten, in Laut, Wort und Satz, hervortreten lassen dass der Erfahrene hieraus allein mit Sicherheit die Nationalität jener zu erkennen vermag. Es ist natürlich dass derlei nationale Sprachfehler der Aufmerksamkeit der Sprachlehrer nicht entgangen sind; so wird vor ihnen hie und da in Grammatiken gewarnt, aber meines Wissens hat noch Niemand versucht sie in einen wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen. (1884a, 12)

Wenn, wie bei den Kreolsprachen, die sprachlernende Gemeinschaft aber einen sehr heterogenen linguistischen Hintergrund hat, und wenn zudem der Zugang zur angestrebten Sprache erschwert ist – zum Beispiel durch demografisches Übergewicht der Lernenden gegenüber den Sprechern der Zielsprache, oder durch Foreigner-Talk, der den Lernenden von den Sprechern entgegengebracht wird –, dann kommt der Lernprozess nicht zum gesuchten Abschluss in *B*, und es kann eine Mischsprache *C* entstehen.

Wie Sprachmischung nun im Einzelnen generiert wird, und welchen Modalitäten, Möglichkeiten und Beschränkungen sie auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen unterliegt, das nimmt einen erheblichen Teil von Schuchardts Erörterungen in Anspruch, die allgemein beharrlich oszillieren zwischen seitenweise empirischen Analysen und einigen theoretischen Schlussfolgerungen oder Untermauerungen, die oft keiner erkennbaren Gesamtstruktur folgen. Auf den quantitativ weit überwiegenden empirisch-analytischen Teil will ich auch in diesem Abschnitt nicht weiter eingehen, möchte aber zumindest darauf aufmerksam machen (exemplarisch anhand der *Kreolischen Studie* über die Philippinen), dass Schuchardts philologisches Vermögen bei der Analyse und der Kontextualisierung seiner Daten und Beispiele (auch gegenüber anderen in dieser Arbeit besprochenen Studien zur Sprachmischung wie denen von Van Name oder Clough) als enorm vielschichtig und detailgenau hervorsteicht.⁴³⁷

⁴³⁷ Schuchardt (1884b) erfasst z.B. die sozialgeschichtlichen und demografischen Zusammenhänge der philippinischen Kontaktsituation des Spanischen sehr genau: Konzentration der Kolonialbemühungen auf wenige Zentren, insbesondere Manila, darüber hinaus kaum Präsenz von Spanischsprechern; geringe Verbreitung des Spanischen auf dem Archipel; geringe Attraktivität der Philippinen für Siedler und Kolonialpersonal; keine ausgeprägte Sprachpolitik zugunsten des Spanischen; regional sehr unterschiedliche Resultate des Sprachkontaktes. Er differenziert die unterschiedlichen Ausprägungen im Spektrum zwischen regionalem Spanisch und „Jargon“ sehr genau, bis hinein in eine von Chinesen in Manila gesprochene Varietät des Spanischen. Er verschafft dazu einen beeindruckend tiefgreifenden Überblick über die strukturellen Charakteristika des Hauptsubstrates des manilenischen Chabacano, des Tagalog. Er gleicht die philippinisch-kreolische Struktur aber nicht nur mit diesem ab, sondern zieht immer wieder

Was sind nun Prinzipien der Sprachmischung? Was hat die Hybride geformt, die Schuchardt in den Kolonien und in Europa zusammengetragen hat?⁴³⁸ Wenn Sprachmischung eng mit Mehrsprachigkeit zusammenhängt beziehungsweise ein Effekt von Fremdsprachenerwerb ist, dann liegt es auf der Hand, dass den Erstsprachen der Lernenden eine enorme determinierende Bedeutung zufällt. Diese Erstsprachen können freilich auf allen sprachlichen Ebenen – in Lautung, Lexik und Grammatik – auf die Mischung einwirken; die größere Herausforderung für die Sprachmischungsforschung stellt wiederum die Grammatik dar, denn „das Grammatische wechselt weit weniger leicht als das Lexikalische“ (Schuchardt 1884a, 10), und nicht zuletzt hatte auch Müller ja nur die Möglichkeit einer gemischten *Grammatik* verneint.

Schuchardt nähert sich dem Phänomen auf verschiedenen Wegen: Er nimmt zum einen die Modalitäten beziehungsweise Mechanismen der (insbesondere grammatischen) Mischung in den Blick und zum anderen ihre Möglichkeiten und Grenzen. In der ersten Perspektive kann Grammatik auf zwei Arten entlehnt oder besser: *kopiert* werden.⁴³⁹ Einmal, wenn die Erst- und die

auch andere Kreols – asiatische ebenso wie atlantische und jene des Indischen Ozeans – und ihre verschiedenen Substratsprachen sowie natürlich die Lexifizierer vergleichend hinzu. Er übersieht weder die historisch parallele Situation auf den ebenfalls spanischen Marianen, etwa 2.000 km östlich der Philippinen, noch ihre dennoch sehr unterschiedliche linguistische Situation (vgl. auch dazu Pagel 2010, 2019).

⁴³⁸ Lucien Adam (1883) kreiert gewissermaßen um diese Fragestellung einen Terminus *technicus*, der sich zur Bezeichnung eines entsprechenden sprachwissenschaftlichen Forschungsfeldes eignen könnte, aber nicht durchgesetzt hat: „hybridologie“. Schuchardt (1883b, 240) greift den Begriff in seiner Rezension zu Adam auf und deutsch ihn ein – „Hybridologie“ steht allerdings auch dort in Anführungszeichen.

⁴³⁹ Der für Johansons (z.B. 2002), Pagels (2015), und Ludwigs, Mühlhäuslers und Pagels (2019a) Modellierungen des kontaktbedingten Sprachwandels zentrale Begriff des *Kopierens* hat eine nennenswerte Erstverwendung, freilich noch ohne den entsprechenden theoretischen Rahmen, übrigens auch bei Schuchardt. In *Ueber die Lautgesetze: Gegen die Junggrammatiker* heißt es (1885, 15 f.): „Wenn endlich, wie sich ja historisch belegen lässt, irgend eine Lauteigenthümlichkeit einer wirklich tonangebenden Persönlichkeit, eines Fürsten, Höflings, Schauspielers in deren Kreis freiwillig copirt oder die eines Lehrers von diesem seinen Schülern aufgezwungen wird, so lässt sich auch die Möglichkeit nicht bestreiten dass der Ursprung eines Lautwandels ein willkürlicher sei.“ Allerdings diskutiert Schuchardt, anlässlich einer von Meillet geäußerten Kritik am Terminus *Sprachmischung*, schon mit ähnlichen Argumenten wie z.B. Johanson, ob der Begriff *Entlehnung* adäquat sei: „Meillet meint, der Ausdruck ‚Mischung‘ sei *impropre*; jedenfalls ist es der andere, ‚Entlehnung‘ noch viel mehr, obwohl wir auf ihn nicht verzichten können und wollen. Er erweckt die Vorstellung, als ob etwas aus einem an sich fremden Besitze herübergenommen würde, nicht, wie es in Wirklichkeit ist, aus dem schon angeeigneten Besitz von etwas Fremdem“ (1914, 390).

Zielsprache hinsichtlich einer grammatischen Form deckungsgleich sind, dann wird diese Form übernommen oder mit einfachen Mitteln nachgebildet. So kennen Tagalog und auch Spanisch präverbale Marker für Tempus, Modus beziehungsweise Aspekt, und aus diesem Grund enkodiert auch das „Küchenspanische“ die Kategorie TMA nicht grundsätzlich anders. Wenn es hingegen keine Korrespondenz der grammatischen Formen gibt, dann wirkt für Schuchardt die „innere Sprachform“ der Erstsprache, indem sie ‚ihre‘ Muster in der Zielsprache beziehungsweise der Mischung reproduziert. Wir können diesen etwas sperrigen humboldtschen Begriff vereinfachend als *formgebende Struktur* wiedergeben.⁴⁴⁰ Die beiden unterschiedenen Arten lassen sich grob mit den geläufigen kontaktlinguistischen Termini *Entlehnung* und *Interferenz* assoziieren, die zweite Art dieses grammatischen Kopierens nimmt in den von Schuchardt betrachteten Mischungen den weitaus größeren Raum ein.

Im manilenischen Chabacano etwa sieht er bis in kleinste Details hinein die grammatische und semantische Ausrichtung des Tagalog wirken: So steht den spanischen *hay* ‚es gibt‘ und *tener* ‚haben‘ im Tagalog nur *mai* als Besitz und Existenz anzeigendes Verb gegenüber, deshalb deckt auch *tiene* im Chabacano beide semantischen Bereiche ab. So erklären sich auch die fehlende grammatische Genusdifferenzierung, die fehlende Numeruskongruenz, die insgesamt reduzierte Verbmorphologie, die Reduplikation als morphologisch produktives Verfahren, die formale Gleichheit von Imperfekt und Präsens sowie von Konditional und Futur, oder in der Syntax die neutrale Wortstellung VSO und die Absenz einer Kopula (1884b, 131 ff.). Musterhaft ist Schuchardts Analyse zur hyperfrequenten hispanogenen Präposition *kon*, die im Chabacano vor allem zur Objektmarkierung dient: In Bezug auf Präpositionen ist das Tagalog gegenüber dem Spanischen unterdifferenziert, bedeutsam sind hier vor allem *nang*, Genitiv, und *sa*, Obliquus, letzterer die Funktionen von Dativ und Akkusativ umfassend. Funktional am nächsten steht Tag. *sa* damit eigentlich der spanischen Präposition *a*, die dort belebte oder personifizierte

⁴⁴⁰ Für eine interessante kritische Betrachtung ein Jahrhundert nach Humboldt (und mehr als ein halbes nach Steinthal, der Humboldts Begriff auch kritisiert und dann doch aufgegriffen hat) sei auf die entsprechenden Abschnitte im zweiten Band von Fritz Mauthners *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* verwiesen (Mauthner 1906b). Meijers und Muyskens (1977, abgedr. in Holm und Michaelis 2009b, 196) Skizze des schuchardtschen Strukturverständnisses auf humboldtscher Basis, in der die „innere Form“ lediglich Satzbau und Funktionswörter umfasst, vereinfacht hingegen zu stark. So zeigt z.B. Schuchardts Analyse der „passiven Constructionsweise“ im Tagalog bzw. im Chabacano (1884b, 128 ff.) eine vielschichtigere, an Humboldts „innere Form“ als strukturgebenden Geist erinnernde, bzw. auf Sapirs und Whorfs sprachdeterministische Gedanken vorausweisende Bedeutung an.

Objekte markiert – durchgesetzt hat sich im Chabacano jedoch Sp. *con*, weil diese Präposition, erstens, mit Tag. *sa* auch die Bedeutung ‚mit‘ teilt, und zweitens *con* durch „seine lautliche Gestalt und grössere Sinnlichkeit des Begriffs einen grossen Vorzug vor dem in jeder Hinsicht farblosen á [hatte]“ (1884b, 133). Dasselbe Wirken der „inneren Sprachform“ erklärt parallel, warum in anderen Kreols mit ebenfalls malayo-polynesischem Substrat (Schuchardt zitiert Mauritius-Kreol *av* oder *éc*, von Fr. *avec*) die Präposition ‚mit‘ generalisiert, und nicht wie in den atlantischen Kreols die Präposition ‚für‘ (z. B. Martinique-Kreol *pou* < Fr. *pour*): „[D]em Tagalen oder Malaien überhaupt [erschien] *con* als der bedeutsamste Correspondent von *sa*“ (ebd., 134, Hervorh. i. Orig.).⁴⁴¹

Zum Wortschatz des philippinischen Chabacano kann Schuchardt hingegen keine allgemeine Systematik resümieren, er bediene sich „durchaus schwankend und willkürlich“ (1884b, 140) aus dem tagalischen Lexikon. Die Analyse von Phonetik und Phonologie fällt notwendigerweise noch schwerer, weil Schuchardt die kreolischen Idiome ausschließlich in Schriftzeugnissen vorliegen; die angestellten Beobachtungen sind dennoch vergleichsweise weitsichtig: So erklärt Schuchardt zum Beispiel die Wiedergabe von Sp. /x/ als /s/ (statt etwa /h/) in einigen Wörtern im Chabacano (und konsequenter im Tagalog) tentativ, aber richtig, damit, dass die betreffenden Lexeme schon früh, das heißt mit dem Lautstand des Mittelspanischen auf die Philippinen gekommen sind, als nämlich /x/ noch als /š/ realisiert wurde (1884b, 141).

Ähnlich komplexe und detaillierte Beobachtungen unter denselben theoretischen Prämissen finden sich analog in den anderen *Kreolischen Studien* und in *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches*; wir wollen an dieser Stelle aber nicht weiter auf sie eingehen.

Schuchardts großes Verdienst ist es an dieser Stelle, die Kreolsprachen und freilich mit diesen auch ihre Sprecher ganz vom Verdacht der sprachlichen Korruption beziehungsweise des intellektuellen oder kulturellen Defizits zu befreien. Der „culturelle Unterschied“ zwischen den sich im kolonialen Kontakt freilich asymmetrisch begegnenden Parteien „spielt bei der Entwicklung der kreolischen Idiome überhaupt keine so wichtige Rolle“, und sie ist im philippinischen Fall „sogar ganz ausser Acht zu lassen“ (1884b, 124). Bei der Verzerrung oder Reduktion der Strukturen der zu erlernenden Sprache unter-

⁴⁴¹ Vgl. die These noch einmal generalisiert in Schuchardt (1884a, 11 f.): „Wir werden sehen dass sehr häufig der Einfluss der fremden Sprache mit der in der eigenen Sprache herrschenden Tendenz zusammenwirkt. [...] dass die Bethätigungen der Sprachmischung i. e. S. wesentlich identisch sind mit zahlreichen und höchst wichtigen Processen welche innerhalb der Sprache vor sich gehen.“

scheidet sich nämlich das „Tagalo-“ oder „Küchenspanische“ der Filipinos nicht grundlegend vom „Hispanotagalischen“, der Lernervarietät des Tagalog im Mund der Spanischsprecher. Schuchardt spricht von „aus denselben Factoren in entgegengesetzter Richtung erzeugten“ Varietäten, von „correlate[n] Mischsprachen“, allerdings ohne dass ihm belastbares Material der zweitgenannten vorliegen würde; es ist dies im Grunde also eine theoretische Beobachtung. Die korrelierten Ergebnisse ein und desselben Sprachkontaktes zeigen neben den aus den jeweiligen Erstsprachen (qua einfacher Kopie, oder Neubildung unter dem Kompass der „inneren Sprachform“) herzuleitenden Charakteristika auch Übereinstimmungen ganz allgemeiner Art (1884b, 125). Diese können wir nun als universale Tendenzen des Fremdsprachenerwerbs identifizieren, die sich insbesondere in struktureller Reduktion beziehungsweise Vereinfachung manifestieren.⁴⁴²

Der Rückbau und die Vereinfachung insbesondere relativ zum Lexifizierer sind deshalb gerade keine Manifestationen einer ethnisch-kulturellen Unterlegenheit, sondern Ausdruck der in jedem Fremdsprachenerwerb zu beobachtenden Tendenz, strukturelle Differenzen zu überbrücken, indem ein kleinster gemeinsamer Nenner gesucht wird.⁴⁴³ „Auf diesem Wege“, fasst Schuchardt (1884b, 131) zusammen, „sind jene uns in allen kreolischen Mundarten begegnenden Vereinfachungen in der Grammatik entstanden.“ Auch andere, nicht reduktive Phänomene lassen sich mit der jedem Spracherwerb zugrunde liegenden Maxime, sich verständlich zu machen, also erfolgreich zu kommunizieren, begründen. Je nötiger ein Element für die Verständlichkeit ist, umso wahrscheinlicher wird es in den Kreols reproduziert und umgekehrt (1884b, 142). Expressivität ist überdies ein wichtiger Faktor: Bevorzugt werden diejenigen Elemente ausgewählt, die maximal expressiv sind, so zum Beispiel auf den Philippinen *seguramente* statt Sp. *si, no más* statt Sp. *solo*; „der Gebrauch nach-

⁴⁴² Beispielhaft in der ersten *Kreolischen Studie*: „Von Morphologie im eigentlichen Sinne kann beim Santhomensischen kaum die Rede sein; die Beziehungen, welche in den europäischen Sprachen durch Flexion ausgedrückt werden, pflegen in den kreolischen Mundarten entweder gar nicht oder auf syntaktischem Wege ausgedrückt zu werden. [...] Das grammatische Genus existirt nicht mehr [...]. Die Bezeichnung des Numerus wird meistens unterlassen [...]“ (Schuchardt 1882a, 904).

⁴⁴³ Die Vermischung wird also, das wiederholt Schuchardt immer wieder, von beiden Seiten initiiert, wobei eine tendenziell die ‚Lehrende‘ und eine tendenziell die ‚Lernende‘ ist: „Dem Herrn wie dem Sklaven kam es einzig und allein darauf an sich dem andern verständlich zu machen; jener streifte von der europäischen Sprache alles Besondere ab, dieser hielt alles Besondere vor ihr zurück: man traf sich auf einer mittleren Linie“ (Schuchardt 1914, IV). Dies arbeitet auch Gilbert (1980) deutlich heraus.

drücklicherer Verba (z.B. *mirá* ‚schauen‘ für ‚sehen‘ IV,4) ist allgemein kreolisch“ (1884b, 143, Hervorh. i. Orig.).⁴⁴⁴

Schuchardts Position in der bis heute diskutierten Frage nach dem Ursprung der Kreolsprachen ist damit als differenziert zu bezeichnen.⁴⁴⁵ Er distanziert sich *expressis verbis* von den seinerzeit artikulierten, extremen Versionen verschiedener Geneseauffassungen. Die chronologisch frühere ist die von Coelho formulierte (und im 20. Jahrhundert unter generativistischen Vorzeichen durch Derek Bickerton fortgeführte) *universalistische* Theorie, die die Ähnlichkeiten der Kreolsprachen untereinander *ausschließlich* auf universale Strategien im Fremdspracherwerb (insbesondere Reduktion und Vereinfachung) zurückführt:

1.º Os dialectos romanicos e creolos, indo-portuguez e todas as formações similhantes representam o primeiro ou primeiros estadios na aquisição de uma lingua estrangeira por um povo que falla ou fallou outra. (Coelho 1881, 67)

2.º Os dialectos romanico-creolos, indo-portuguez e todas as formações similhantes devem a origem á acção de leis psychologicas ou physiologicas por toda a parte as mesmas e não á influencia das linguas anteriores dos povos em que se acham esses dialectos. (Ebd., 69)

Schuchardt geht diese Lesart zu weit, denn sie berücksichtigt nur einen einzigen Aspekt der seiner Ansicht nach vielschichtigen Kreolisierung. Der „allgemeine Stempel“, den der Spracherwerbsprozess den Kreolsprachen aufgeprägt hat, schreibt er, hätte in Coelhos Ausführungen „einige zu weitgehende Folgerungen hervorgerufen“ (1884b, 125).⁴⁴⁶

Die zu jener Coelhos wesentlich opponierende *Substrattheorie* wurde mehr oder weniger von Schuchardt selbst in den Diskurs eingeführt, als er in der ers-

⁴⁴⁴ Vgl. auch G. v. d. Gabelentz in einem Antwortbrief an Schuchardt bezüglich einiger spezifischer sinospanischer Phänomene (auf den Philippinen?): „Das Chinesische hat, wie Sie wissen, keine Casusformen; daher ist es natürlich, daß die Mischsprache für alle Casus der pronn. 1. u. 2. pers. dieselbe Form wählte. *Mia* und *suya* laufen parallel und dürften daher in der Erklärung nicht von einander zu trennen sein. Sie wissen daß *Vd* in denselben Fällen entspricht wie *mia*: yo, z. b. *Vd conoce mi opinion, dígame la suya: conosco su opinion (de Vd), diré la mia*. Ob Mischsprachen eine Vorliebe für volltönende, daher ohrenfällige Wörter haben?“ (Hurch und Purgay 2015, Brief (02–03205)).

⁴⁴⁵ Für eine gute und knappe Übersicht über die wichtigsten Positionen (die superstratistische, universalistische und substratistische) vgl. Baker und Mühlhäusler (2007).

⁴⁴⁶ Gilbert (1980) hingegen erkennt in Schuchardts kreolischer Betätigung einen Weg, der ihn nach anfänglicher Ablehnung von Coelhos Universalismus am Ende (Schuchardt 1909, 1914) zu diesem zurückgeführt hat.

ten *Kreolischen Studie* einige Eigenschaften des dort besprochenen São-Tomé-Kreols auf das angolische Nbandu zurückführte und daraus schloss: „[N]eben den [von Coelho beschriebenen, SP] allgemeinen Ursachen haben hier doch noch besondere mitgewirkt“ (1882a, 914). In ihrer extremen Auslegung wiederum, nach der die Ähnlichkeiten zwischen den Kreols *ausschließlich* gemeinsame Substrate widerspiegeln, wurde diese Geneseauffassung ein Jahr später von L. Adam formuliert, der Schuchardt in seinem Nachwort auch das diesbezügliche Primat einräumt.⁴⁴⁷ Schuchardt meint dazu zwar, er stimme „im wesentlichen mit Adam überein, wenigstens mehr als mit Coelho“ (1883b, 237), doch konturiert er im gleichen Atemzug noch einmal seinen eigenen Standpunkt gegenüber dem Adams: Er glaubt, man sollte keine vorschnellen Schlüsse ziehen, solange die Kreolsprachen nicht umfassend untersucht sind; er hält auch Coelho's „allgemeine Ursachen“ weiter für relevant; er gibt zu bedenken, dass die an der Kreolgenese beteiligten nicht-europäischen Sprechergruppen ethnisch und sprachlich oft nicht homogen waren; und er hält daran fest, dass auch Europäer an der Verbreitung (und, zum Beispiel durch Foreigner Talk, auch an der Genese?) der Kreols mitgewirkt haben (1883b, 238f.). Für die letztgenannte Kontour liefert Schuchardt in seiner Studie der Philippinen gute Beispiele, wenn er spezifisch nautische Begriffe oder Lusismen im Chabacano identifiziert (1884b, 145f.).⁴⁴⁸

Holm beschreibt Schuchardts Position deshalb nicht ganz unrichtig als „somewhere between Coelho's extreme universalist theory and Adams's extreme substratist theory“ (2004a, 30), und doch greift auch das zu kurz, denn Schuchardt berücksichtigt mehr als diese beiden Erklärungsmuster. Er liefert auch Argumente für eine *superstratistische* Deutung (erstmalig bei Van Name 1869; exemplarisch später Chaudenson 1992), wenn er zum Beispiel (1884b, 143ff.) lateinamerikanisches Spanisch und hier insbesondere die mündlichen

⁴⁴⁷ „L'antériorité à laquelle je croyais être en droit de prétendre appartient légitimement à M. le professeur Schuchardt, mais je me console de cette légère déconvenue, en voyant que les faits constatés par lui dans le négro-portugais, viennent à l'appui de la thèse que j'ai soutenue isolément, en opérant sur les dialectes négro-français“ (Adam 1883, 76). Schuchardt seinerseits stellt in seiner Rezension von Adams Schrift richtig, dass die substratistische Erklärung „fast Allen, welche von den betreffenden Sprachen einige Kenntniss besaßen, mehr oder weniger deutlich vorgeschwebt hat, ohne jedoch eine bestimmte Formulirung, geschweige denn eine wissenschaftliche Begründung erfahren zu haben“ (1883b, 237).

⁴⁴⁸ „Die Aufnahme dieser [Lusismen] reicht gewiss in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück, als die Spanier um ihre neuen Entdeckungen sich noch wenig kümmerten und die Portugiesen im Handels- und Religionsinteresse hier festen Fuss zu fassen suchten“ (Schuchardt 1884b, 146).

Varietäten als das maßgebliche Modell für das philippinische Chabacano identifiziert (und sogar Andrés Bellos Kritik derselben zitiert, ebd., 144) und auch den Faktor Frequenz ins Feld führt.⁴⁴⁹ Letztendlich muss hier jede einfache Zuschreibung misslingen, genau wie die von Baker und Mühlhäusler (2007, 93) zitierte und aus einem ähnlichen Bedürfnis heraus formulierte Kritik an Schuchardts fehlender allgemeiner Kreoltheorie: Schuchardt sieht immer den Einzelfall, das Spezielle, „the large number of singularities that played a role in the development and formation of individual creoles“ (ebd.), und diesem muss sich das (freilich auch bei ihm vorhandene) Verlangen nach Synthese unterordnen, nicht umgekehrt.

Ein anderer Weg, auf dem Schuchardt (insb. 1884a) sich und der Sprachwissenschaft die Sprachmischung erschließt, kreist um die Frage nach den Möglichkeiten beziehungsweise Beschränkungen dieses Prozesses. Auch hier nimmt er zunächst einmal keine prinzipielle Grenze, keinen ‚Rubikon‘ der Sprachmischung, um Müllers Bild zu verwenden, an. Die ausgegebene Parole „es gibt keine völlig ungemischte Sprache“ schließt auch alle Ebenen abwärts von der Sprache, also Dialekte beziehungsweise Mundarten und sogar Idiolekte ein. Mischung ist dort verhältnismäßig einfach zu identifizieren, wo sich sprachliche Entitäten erst mehr oder weniger distinkt voneinander abheben und dann im Kontakt begegnen, doch sie tritt in weit komplexeren Verkettungen auch „bei steter räumlicher Continuität“, also in den dialektalen Kontinua und auf der Ebene der „Individualsprachen“ auf. Beim Fokus auf diese unterste Ebene wird klar, dass Schuchardts Universalität der Sprachmischung weit mehr ist als ein rhetorisches Kontra, das mit ausgewählten empirischen Belegen untermauert werden soll: Mischung ist eine immanente Eigenschaft der sprachlichen Kommunikation und muss deshalb ein theoretischer Grundpfeiler jeder Sprachreflexion sein. „Jedes Individuum lernt und modificirt seine Sprache im Verkehr mit einer Reihe von anderen Individuen“ (1884a, 6), und mit der „endlosen Sprachspaltung“ auf der Ebene der Idiolekte „geht endlose Sprachmischung Hand in Hand“ (1885, 10). Die Kommunikation selbst ist der Motor der Mischung, und die Mischung hat wiederum eine wichtige ausgleichende, kohäsive Funktion für die Kommunikation: „Diese allseitige und unablässige Sprachmischung hemmt innerhalb einer Verkehrsgruppe die Bildung bedeutenderer Differenzen“ (1884a, 6). Die Sprachmischung ist damit im Kern identisch mit jener „Centripetalkraft“, die Schuchardt in der Probevorlesung mit Whitney von

449 Zum Beispiel in Bezug auf Chabacano *dale* ‚geben‘: „Eine Form sehr weiter Verbreitung ist *dale* für *dar* [...]. Ein im alltäglichen Leben so häufig gebrauchter Imperativ konnte die einsilbige Infinitivform leicht verdrängen“ (Schuchardt 1884b, 145, Hervorh. i. Orig.).

einer zerstreuen „Centrifugalkraft“ unterschieden hatte. In einem „letzten Schritt“, die Universalität der Sprachmischung zu umreißen, stößt Schuchardt zur zum Beispiel von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft als „vollkommen einheitlich aufgefasste[n] Sprache“ vor: Dort sind die nun ihrerseits von den Junggrammatikern den Lautgesetzen beigegebenen „sogenannten Analogieerscheinungen“ aus nichts anderem als aus Mischung (sicher auf idiolektaler Ebene) hervorgegangen (1884a, 6).⁴⁵⁰

Die These von der Universalität der Sprachmischung hat ebenso mit Blick auf die einzelnen sprachlichen Ebenen Lautung, Lexik und Grammatik Bestand. Prinzipiell kann jedes Element auf jeder sprachlichen Ebene kopiert beziehungsweise eingemischt werden; unstrittig scheint, dass „die lexikalische Art der Sprachmischung die allgemeinste [ist], weil sie bei der oberflächlichsten Berührung von Sprachen eintritt; sie hat in ihrem Wesen nichts Problematisches und wird daher überall bemerkt und behandelt“ (1884a, 63). Doch auch grammatische Mischung ist überall anzutreffen, bis hin zu Sprachen, „deren Grammatik nicht bei der Aufnahme vereinzelter fremder Elemente stehen geblieben ist“ (ebd., 8) und die auch „ihre gröberen Organe“ gänzlich umgebaut haben (ebd., 91). Belege, die „kein Unbefangener“ ignorieren kann, sind für Schuchardt neben den Kreolsprachen auch noch einmal die spanischen und englischen Romanivarietäten (ebd., 9).

Eingehender interessiert Schuchardt die Frage, wie grammatische Elemente von einer Sprache in eine andere übergehen: Das Kopieren isolierter Formelemente hält er für möglich, aber unwahrscheinlich. Naheliegender ist, dass grammatische Formen zusammen mit den Wörtern, an denen sie vorkommen, kopiert werden und sich von dort analogisch ausbreiten. Jenseits der idiolektalen Ebene ist der erste Ort der Sprachmischung immer der individuelle, *bilinguale* Sprechakt, sei es im Rahmen eines ‚fehlerhaften‘ Versuchs, eine fremde Varietät zu sprechen, oder als tatsächlich *bilinguale* Praxen. Unter diesen Vorzeichen wird die Frage relevant, in welcher Sprache sich ein bestimmter Mischprozess eigentlich abspielt (1884a, 9f.), auch weil sich diese Frage noch einmal auf alle höheren Ebenen projizieren lässt und wieder die traditionellen Versuche der limitischen Strukturierung des Gegenstandes der Sprachwissenschaft durchkreuzt. Wenn sich eine Sprache jede fremde Form aneignen und

⁴⁵⁰ Der junggrammatische Ansatz beschreibt drei Phänomene, die störend auf die postulierte Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze einwirken können: Analogie, dialektale Mischung und Überlagerung verschiedener Lautgesetze (vgl. Schuchardt 1885). Schuchardt zeigt hier also an, dass zwei dieser „Störungen“ aus Sprachmischung resultieren – auf dialektaler Ebene die eine, auf idiolektaler die andere, die den Analogieerscheinungen zugrunde liegt.

auch hier theoretisch „bis zum Maximum der Sprachmischung“ fortschreiten kann, dann sind auch Mischsprachen denkbar, die ganze Makrobereiche ihrer Struktur, vielleicht sogar ihre gesamte Grammatik im Sprachkontakt auswechseln. Auch bei diesen heute als *bilinguale Mischsprachen* oder *verschränkte Sprachen* bezeichneten Hybriden (die Whitney, wir erinnern uns, zwar nicht völlig ausgeschlossen, aber als unwahrscheinlich und bislang empirisch nicht untermauert erachtet hatte), stellt sich die Frage:

Haben wir eine solche Sprache, in der also das Lexikon von dieser, die Grammatik von jener Seite entnommen ist, als *A* oder als *B* zu bezeichnen? Meistens wird man sich, da das Grammatische weit weniger leicht wechselt als das Lexikalische, für das Letztere entscheiden. Indessen nicht ausnahmslos. (1884a, 10, Hervorh. i. Orig.)

Der Kern des Problems liegt wieder in der Konzeptualisierung der Sprachen als mehr oder weniger abrupt generierte Entitäten, sei es im Sinne einer ‚organischen‘ Abspaltung oder einer Hybridisierung. Auch im Kontakt formen sich ‚neue‘ Sprachen aber nicht abrupt, sondern allmählich durch die Anhäufung von Differenz. Wie die anderen von Schuchardt konstatierten Kontinuitäten, so müsste auch diese Erkenntnis in sprachwissenschaftliche Theorie übersetzt werden, doch scheitert dieses Unternehmen an der Unzulänglichkeit der verfügbaren, oppositiven Terminologie.⁴⁵¹

Aus dem Gesagten wird sich ergeben, dass eine Sprache *A* ganz allmählich, durch fortgesetzte Mischung, in eine von ihr sehr verschiedene *B* übergehen kann; für die Beantwortung der Frage aber ob sie an einem bestimmten Entwicklungspunkt noch *A* oder schon *B* zu nennen ist, fehlt es uns gänzlich an Kriterien. Indem man eine Anschauung von so complicirten und nüancirten Erscheinungen zu gewinnen und wiederzugeben versucht, fühlt man lebhaft wie wenig die ganze auf Gegensätze hinzielende Terminologie welche zur Verfügung steht, an den wirklichen Sachverhalt heranreicht. (1884a, 10, Hervorh. i. Orig.)

Schuchardts Ausführungen machen klar, dass Sprachmischung zwar im Individuum beginnt, aber dort nicht endet: Wie alle sprachlichen Innovationen können Mischungen propagiert, weitergegeben werden, sich festigen und ihrerseits zu Mischsprachen auswachsen. Schuchardt kehrt in diesem Kontext noch einmal zu einer metaphorischen Betrachtung zurück, die er bereits in der Leipziger

⁴⁵¹ Diese Unzulänglichkeit besteht fraglos bis heute. Saussures dichotomischer Strukturalismus, der die Sprachtheorie bis in die Gegenwart prägt, hat sicher keine Verbesserung in Schuchardts Sinn erwirkt. Interessante Ansätze, Theorie und Terminologie diesbezüglich anzupassen, haben wir freilich in der Soziolinguistik oder der Ökoluinguistik.

Probevorlesung angestellt hatte, muss sich nun, vierzehn Jahre später, aber korrigieren:

[S]ollte es auch den oder jenen geben der an der theoretisch unbegründeten und praktisch widerlegten Unfruchtbarkeit der sprachlichen Hybridität eifriger festhielte als Andere an der thierischen Hybridität. Eine Fortpflanzung [...] findet jedenfalls in einem gewissen Grade statt. (1884a, 35)

Nicht nur die Auseinandersetzung mit den Kreolsprachen hat gezeigt: Auch Hybride können zu einem eigenen Sein kommen, sie stehen anderen Sprachen in ihrer Eignung als Erstsprache in nichts nach und können weitergegeben werden, und sie sind zweckmäßig, weil ihr Wesen die Kommunikationsanforderungen ihrer Sprecher widerspiegelt. Die Ursprünge der Gegenthese, die Schuchardt, wenn auch vielleicht etwas halbherzig, in der Probevorlesung selbst noch vertreten hat, erkennt er nun, vierzehn Jahre später, mit bewundernswerter Klarheit: Nationenmodell, Organismusanalogie und die Fixierung auf die Schriftsprachen.

Je mehr wir vom nationalen Standpunkt zurücktreten, mit umso milderem Blicken werden wir jede Sprachmischung betrachten die sich im Volke selbst auf unaufgezwungene, ja unwillkürliche Weise vollzieht. Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus sogar mit wohlwollenden: stark gemischte Sprachen sind ganz besonders lebensfähig, und dafür gibt es keinen besseren Beleg als das Englische [...].⁴⁵² Die gegen die Sprachmischung aus dem Wesen der Sprache selbst geschöpften Verdicte kann ich nicht als rechtskräftig ansehen, weil mir [...] die dabei verwerthete Auffassung der Sprache als eines unabhängigen, von festen Gesetzen regierten Organismus eine unannehmbare zu sein scheint. Der Irrthum entspringt daher dass man unter Sprache entweder ausschließlich oder doch in erster Linie die Schriftsprache versteht. (1884a, 136)

Schuchardts eigene Sprachtheorie, auch wenn sie in den Texten zur Sprachmischung aus Fragmenten zusammengefügt werden muss, ist betonte Antithese: Die Sprache ist „sociale Thätigkeit“ und nicht „natürliche[r] Organismus“ (1884a, 128), ihr Wandel nicht regelmäßig und ausnahmslos, sondern den veränderlichen Bedingungen entsprechend komplex sowie räumlich und zeitlich begrenzt. „[D]ie Complicirtheit der Sprachveränderungen [ist] eine so grosse dass das Regelmässige gegen das Ausnahmsweise in ihnen weit zurücktritt“ (1884a, 129), und sie resultiert aus der Vielfalt der potentiell wirkenden Fakto-

⁴⁵² Die Korrelation von Mischung und Zweckmäßigkeit am Beispiel des Englischen kennen wir schon von J. Grimm und auch von Clough, der zu diesem Zweck ebenfalls Grimm zitiert.

ren, von denen Schuchardt zum Beispiel Prestige (ebd., 35), demografische Verhältnisse und typologische Distanz (ebd., 27) anführt. Die Sprachmischung steht dabei nicht neben, sondern ist identisch mit anderen Sprachwandelprozessen. Sprachwandel *ist*, noch schärfer formuliert, im Wesentlichen Sprachmischung. Die konzeptuelle Trennung dieser beiden Dimensionen ist auch das Resultat einer überwiegenden Beschäftigung mit den *Ergebnissen* von Sprachwandel, dem *Nacheinander* der historischen Stufen, und nicht mit den wirkenden *Prozessen*, dem *Nebeneinander*, „wo Ausgangs- und Endpunkt zwei deutlich geschiedenen und in sich gefestigten Gruppen angehören“ (1884a, 12). Den Schlüssel zur wissenschaftlichen Erkenntnis über die Sprache sieht Schuchardt deshalb nicht in der historischen Abfolge der Diachronie und nicht in der Schriftsprache (von der die Stufen dieser Abfolge oft abstrahiert sind), sondern im „Gegenwärtigen“ und in „der eigentlichen Spracheinheit, der Individualsprache“ (ebd.), sprich in Synchronie und Mündlichkeit.

Diese Auffassung muss von einem weiteren, ganz entscheidenden Theorem untermauert sein, das wir auch schon im Zusammenhang mit Whitney kennengelernt haben: das aktualistische Erklärungsprinzip, demzufolge von der beobachtbaren Gegenwart restlos auf Vorgänge in der Vergangenheit geschlossen werden kann – zum Beispiel in dem Sinne, dass auch die großen historischen Transformationen nur Resultate derselben Prozesse sind, die in der Gegenwart Differenz generieren und ausweiten, Akkumulierungen solcher (oft mikroskopischen) Veränderungen. Das Auge und Ohr des Sprachwissenschaftlers muss deshalb auf der (mündlichen) Empirie liegen, und sei es nur auf jener des eigenen Sprachgebrauchs:

Es würde sich sogar vor Allem die Selbstbeobachtung empfehlen. Aber Vieles was den Naturforschern als zweckmässig, ja selbstverständlich gilt, hat noch in den Augen der Sprachforscher den Anstrich des Lächerlichen und Unnützen, als ob Allem was Philologe heisst oder daher stammt, etwas Pedanterie anhaften müsste. Es werden aber jene durch glückliche Induction gewonnenen „Lautgesetze“ welche auf die geschichtliche Entwicklung und die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker über die ältesten Denkmäler hinaus ein so überraschendes Licht werfen, so lange ihrem Ursprung nach als unbegreifliche Launen, ihrem Vollzug nach als ungeheure Sprünge erscheinen als wir nicht alle die kleinen und kleinsten sprachlichen Verstösse, Nachahmungen, Tastungen, Spielereien die zu jeder Zeit und bei Jedem vorkommen, zum Gegenstand unserer sorgfältigen Betrachtung gemacht haben. Auch hier muss das Mikroskop weite Horizonte erschliessen. (Schuchardt 1884a, 12)⁴⁵³

453 Vgl. auch Schuchardt (1885, 38): „[D]ie Linguisten sollten, dem Beispiele der Naturforscher folgend, häufiger, irgend einer Erscheinung oder Erscheinungsgruppe zu lieb,

Schuchardts Auseinandersetzung mit dem Nationenmodell schließlich ist von einer so fesselnden Aktualität, dass sie, bei angepasster Formulierung, auch heute als Aufruf gegen nationalistische Mythologie und Separation, für eine humanistische, durch Vielfalt geprägte Gesellschaft Anklang finden würde. Schuchardt benennt die explizit politische Dimension des Gegenstandes der Sprachwissenschaft, die diesem freilich nicht erst seit Beginn des historisch-vergleichenden Ansatzes innewohnt, und er entzieht sich der daraus abzuleitenden, zumindest aufklärenden Funktion seiner Profession nicht. Die Entzauberung betrifft vor allem zwei zentrale Thesen der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts: die Einsprachigkeit als Normal- oder Idealfall, und die Begrenztheit oder Unmöglichkeit der Sprachmischung. Zu zeigen, dass diese Thesen der Empirie nicht standhalten, das war ein Anspruch der Texte Cloughs, Lepsius', Whitneys und anderer. Schuchardt geht deutlich darüber hinaus (und gleicht darin wieder am ehesten Whitney), indem er zeigt, dass diese Thesen nicht, wie von einer Wissenschaft zu erwarten ist, von einem idealerweise unabhängigen Standpunkt aus formuliert wurden und durch zahlreiche Fakten gestützt werden, sondern fundamental mit nationalistischem Gedankengut interagieren und die sprachliche Wirklichkeit ins Mythologische verzerren:

Diejenigen nun welche sich auf dem ausschliesslich nationalen Standpunkt stellen und eifrigst zu verhüten suchen dass der Umfang ihrer Nation irgend welche Schmälerung erleide, werden bei der Bestimmung dieses Umfangs durch zwei Erscheinungen verwandten Charakters in Verlegenheit gesetzt: die Zweisprachigkeit und die Sprachmischung. Solche Mittelstufen und Übergänge sollten sie davon überzeugen wie verkehrt ihre Auffassung von nationalen Verschiedenheiten als Gegensätzen ist, wie sehr von ihnen der nationale Factor überschätzt wird; statt dessen suchen sie jene theoretisch oder praktisch zu beseitigen. (1884a, 133)

Gegen die Einsprachigkeit setzt Schuchardt die Zwei- oder Mehrsprachigkeit als Normalfall (ebd.),⁴⁵⁴ gegen den kategorischen Ausschluss der Sprachmischung postuliert er die Universalität derselben. Die Idee von der Reinheit und

Spaziergänge um die Welt machen. Es würde dabei auch auf das Besondere Licht fallen, vor allem freilich auf das Allgemeine.“

⁴⁵⁴ Zu diesem Aspekt seien drei kleinere Bemerkungen angefügt: Schuchardt, der mit Schleichers Namen immer respektvoll umgeht, ist möglicherweise nicht bewusst, dass auch sein alter Mentor (z.B. Schleicher 1865) genau dies behauptet hat, wenn er schreibt: „Der Ungebildete neigt sich der Ansicht zu [...] dass man sich eigentlich nur in einer Sprache, nämlich der ihm eigenen vollkommen verständigen könne“ (Schuchardt 1884a, 88). Verbreitete Mehrsprachigkeit bedeutet zudem eine weitere Anomalie in den Annahmen und Folgerungen des überlieferten sprachwissenschaftlichen Paradigmas:

Ursprünglichkeit nationaler Charakteristika entlarvt er als Mythos (1884a, 134), den diese vermeintlichen Attribute erhalten wollenden Purismus – natürlich in erster Linie in Bezug auf die Sprache – als „Geschichtsfälschung“ (1884a, 136). Die mythologische, nicht wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes Sprache birgt sogar ganz oberflächlich zutage liegende Widersprüche, wie dem zwischen der *Sprache als gemeinsames* (und deshalb überall gleichförmiges) *Band der Nation*, und der *Sprache* (im herderschen Sinne) *als unendlich vielfältiger Schatz der Nation*:

Wie man die Sprache an sich als etwas Absolutes und nicht als etwas Relatives darzustellen liebt, so auch das Verhältniss der Sprache zu ihrem Subject, d. h. ihren Werth. Die Muttersprache figurirt in den nationalen Berechnungen als constante Grösse, während sie nach Massgabe der durch sie vermittelten Cultur eine unendlich variable ist, hier ein Schatz den man nicht um den höchsten Preis veräussern möchte, dort nur ein Verkehrsmittel das man, wo das materielle Interesse es erheischt, gegen jedes andere endgültig zu vertauschen bereit ist. (1884a, 136)

Im direkten Vergleich zwischen der Probevorlesung 1870, mit der wir dieses Kapitel eröffnet haben, und den Schriften zur Sprachmischung insbesondere aus den 1880er Jahren (zu denen wir unbedingt auch Schuchardt 1885 *Ueber die Lautgesetze: Gegen die Junggrammatiker* rechnen müssen) wird schließlich Kontinuität, aber auch Entwicklung deutlich.⁴⁵⁵ Schuchardt positioniert sich hier wie dort gegen die Grenzen und Kategorien, gegen das Ausschließende und Binäre, das Unabänderliche und Ausnahmslose, und plädiert für Übergänge und Kontinuität,⁴⁵⁶ für das Variable und Vielfältige, für das Besondere und die Nuance.⁴⁵⁷ Dabei bedeutet die Berücksichtigung der Letzten keineswegs, dass er jede Regelmäßigkeit und Systematizität zurückweist: Schuchardt argumen-

Wie soll man, fragt Schuchardt (1884a, 135), zweisprachige Bevölkerungen individuellen Sprachgrenzen zuordnen, ohne dabei willkürlich zu verfahren? Und sie hat auch pädagogische Konsequenzen: So plädiert Schuchardt z. B. für das Erlernen von Zweitsprachen, parallel zu den Erstsprachen, bereits im Kindergarten (1884a, 129).

⁴⁵⁵ Ganz in jenem Geist, in dem Schuchardt seine Probevorlesung 1900 publiziert: Er möchte Zeugnis ablegen über die frühe Ausarbeitung von Ideen, die charakteristisch für sein Sprachdenken geworden sind, und muss doch dabei die Augen verschließen vor dem Unrichtigen, Unreifen und Unklaren, das er seinerzeit zu Papier gebracht hat.

⁴⁵⁶ Bezeichnend ist z. B., dass das schon in Schuchardts Dissertation erstmals anvisierte Wellenmodell auch in den 1880er Jahren leitmotivisch wiederkehrt (z. B. 1884a, 17; 1885, 12).

⁴⁵⁷ Das führt auch Spitzer in seiner Vorrede zum *Brevier* eindrucksvoll aus: „so würde ich sagen, das Wesentlichste, das [Schuchardt] uns zu geben habe, sei der Blick für die Nuance, für die unmerklichen und unwägbaren Übergänge, die in der Sprache wie im

tiert immer inklusiv, niemals, oder höchstens im Einzelfall, exklusiv. Er wehrt sich ausdrücklich gegen das strikte „entweder – oder“ und hat lieber ein „sowohl – als auch“ vor Augen (Schuchardt 1925b, 6). Wandruszka (1980, 294) trifft sicher den Punkt, wenn er Schuchardt als jemanden beschreibt, für den „in der Sprache immer beides, das System und das Asystematische, die Regel und die Ausnahme, die Analogie und die Anomalie“ vorliegt.

Der Rückbezug auf die Analogie-Anomalie-Debatte der Antike mag noch einmal verdeutlichen, wie in der Geschichte der Sprachreflexion sich ähnliche gedankliche Ausgangspunkte immer wieder abgewechselt, beziehungsweise, wie in Schuchardts Fall, ergänzt haben. Auch in der diesbezüglich verwandten Frage, ob die Sprachwissenschaft eine Natur- oder eine historische Wissenschaft ist, bleibt Schuchardt konsequent inklusiv und wehrt sich damit nicht nur gegen die überholte schleicher-müllersche Einordnung als Naturwissenschaft, sondern ebenso gegen die nun populäre Zuweisung (des Inhalts und Gegenstandes der Sprachwissenschaft wenigstens) zur diltheyschen Geisteswissenschaft (z. B. bei Paul 1880, Kap. I). Auf einer Linie mit L. Adam begreift er die Sprachwissenschaft in Inhalt und Methode als ein Hybrid natur- und geisteswissenschaftlicher Ansätze und vermag auch in dieser ‚Mischung‘ nichts Ungewöhnliches zu erkennen, da

Natur- und Geschichtswissenschaft nicht im Gegensatz, sondern im Uebergang zueinander zu denken sind – denn ich halte an der Einheit der Wissenschaft fest und vermag beispielsweise zwischen Biologie und Sprachwissenschaft keine tiefere Kluft wahrzunehmen als zwischen Chemie und Biologie. (Schuchardt 1892, 314f.)

Freilich ist in Schuchardts wissenschafts- und sprachtheoretischen Ausführungen aber auch ein Ausbau zu vermerken, insbesondere noch einmal in die Richtung jener Gedanken, die Whitney bereits in den 1870er Jahren entwickelt und ausgearbeitet hat. Dazu gehört in vorderster Linie die Verortung des Phänomens Sprache in der Domäne sozialer Handlungen und umgekehrt die entschiedene Ablehnung jeder über die bloße Metapher hinausgehenden naturhistorischen Deutung. War in der Probevorlesung noch passagenweise (zum Beispiel im Ausschluss der Fortpflanzungsfähigkeit sprachlicher Hybride) schleichersches Gedankengut zu erkennen, hebt sich der spätere Schuchardt scharf von seinem früheren Mentor ab und distanziert sich noch nachdrückli-

Leben merkliche und wägare Ereignisse zeitigen [...]. Schuchardt sieht nicht Schwarz oder Weiss, nicht Abszissen oder Koordinaten, sondern Schwarz *und* Weiss in ihren Übergängen, Abszisse *und* Koordinate in ihren je nach den Beziehungspunkten variierenden Lagerungen“ (Spitzer 1928, 5, Hervorh. i. Orig.).

cher von den Junggrammatikern. Diese hängen entgegen ihrem Selbstbild einer von Widersprüchen begleiteten Synthese des physiologischen, sozialen und psychologischen Ansatzes an, wie Schuchardt (insb. 1885) vor Augen führt:⁴⁵⁸

Wunderbarer dünkt es mich dass man die psychologischen Grundlagen des Lautwandels, den gesellschaftlichen Charakter der Sprache, die fließenden Grenzen ihrer räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten so deutlich wahrnehmen und dabei die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze so bestimmt behaupten kann. (1885, 31)

Die Geschichte dieses blendenden Sophismus, welcher weite Kreise in Verwirrung gebracht hat, ist bemerkenswerth. Er wurzelt in der früheren Ansicht welche die Sprache vom Menschen loslöste, ihr ein selbständiges Leben lieh und welche zuerst in romantisch-mystischer, dann in streng naturwissenschaftlicher Färbung auftrat. Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, welche wenn sie nicht thatsächlich von A. Schleicher herrührt, sicher ganz in seinem Sinne decretirt worden ist, ragt wie eine Antiquität aus jener Periode in die heutige herein, welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen Organismus, sondern ein soziales Product erblickt. (1885, 34)

Als soziales Produkt wird die Sprache maßgeblich durch den Willen der Sprecher gestaltet, und dessen ‚Gesetze‘ sind deshalb, anders als jene der physischen Natur, nicht mit dem Attribut „ausnahmslos“ zu erfassen. „Wenn man bei der Sprache von Gesetzen reden will,“ schreibt Schuchardt (1925a, 5), „so können es nur soziologische sein“. Auch hier ist die gemeinsame Linie mit Whitney explizit, zum Beispiel wenn Schuchardt Whitney und dessen Schüler Maurice Bloomfield zitiert (der Onkel des späteren Strukturalisten Leonard Bloomfield):

Kurz, ich pflichte Bloomfield durchaus bei, wenn er in Whitney’s Sinn mit Bezug auf unsere Frage bemerkt: „the word ‘inviolable’ or ‘infallible’ in matters of grammar is always to be deprecated, if for no other reason than the one that the *conscious will* of any language-user undeniable stands above phonetic facts“. (1885, 16, Hervorh. i. Orig.)

Wörtliche Übereinstimmung mit der amerikanischen Schule finden wir in der Bezeichnung der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze als „Dogma“, die Schuchardt ebenfalls von Bloomfield übernimmt (Schuchardt 1885, 29). Zwei weitere, mit einiger Wahrscheinlichkeit von Whitney ausgehende Denkfiguren in den hier besprochenen Schriften Schuchardts zur Sprachmischung sind das aktualistische Erklärungsprinzip und die Betonung der Autonomie der Sprach-

⁴⁵⁸ Mit dem komplexen Verhältnis Schuchardts zu den Junggrammatikern beschäftigt sich z. B. Jankowsky (2001, 1356 ff.) näher.

wissenschaft,⁴⁵⁹ die bis zu einer direkten Ablehnung des philologischen Ansatzes reicht:

Die Wechselbeziehung zwischen Sprachwissenschaft und Litteraturwissenschaft mag eine so lebhafte sein wie sie wolle; die eine spielt der anderen gegenüber immer nur die Rolle einer Hülfswissenschaft. Ich sehe mich vergeblich auf anderen Gebieten nach einem Analogon für das um was unter „Philologie“ verstanden werden soll. Fasst man etwa die Fauna und die Flora einer bestimmten Gegend in einer eigenen Disciplin zusammen? (1885, 37)

Dies ist umso bemerkenswerter, da sowohl Whitney als auch Schuchardt (zum Beispiel in den *Kreolischen Studien* und auch in *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches*) selbst sehr eifrig Literatur- und Sprachwissenschaftliches zusammenführen, sprich: philologisch arbeiten. Hier geht es wohl primär noch einmal darum, ein theoretisches Prinzip zu postulieren.

4.10 Zweites Fazit und Ausblick auf die Jahrhundertwende

Nach einer über zwei Millenien andauernden Tradition der europäischen Beschäftigung mit Sprache schafft die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts erst die konkreten Voraussetzungen für eine intensive, systematische, empirische wie theoretische Auseinandersetzung mit den Themen Sprachkontakt und Sprachmischung und generiert anschließend, in einem kurzen und relativ genau zu erfassenden Zeitrahmen, der sich vom Ende der 1860er bis zum Ende der 1880er Jahre (mit William D. Whitney und Hugo Schuchardt als wichtigste Wegmarken) erstreckt,⁴⁶⁰ die wesentlichen Komponenten dessen, was wir in diesem Buch als *Sprachkontaktparadigma* bezeichnet haben.⁴⁶¹ Der konzeptuell-

⁴⁵⁹ Vgl. auch Lichem (1980, 153).

⁴⁶⁰ Eine etwas weitere Deutung würde schon bei Madvig in den 1840er Jahren ansetzen und einen (freilich immer nur vorläufigen) Abschluss in Schuchardts letzten kontaktfokussierenden, auch noch einmal ergiebigen, wenn auch nichts Grundsätzliches mehr hinzufügenden Texten „Die Lingua franca“ (1909) und *Die Sprache der Saramakkaner in Surinam* (1914), also in der Zeit kurz vor Erscheinen von Saussures *Cours de linguistique générale* 1916 sehen.

⁴⁶¹ Das bedeutet freilich nicht, dass die Sprachmischungs- und Mischsprachendiskussion vererbt wäre: Wir wollen auf weitere, um die Jahrhundertwende erschienene Beiträge wie Windisch (1897), Baudouin de Courtenay (1901) oder Wackernagel (1904) hier deshalb nicht mehr eingehen, weil die zentralen Elemente des Sprachkontaktparadigmas in der Lesart dieses Buches mit Schuchardt vorliegen (vgl. aber z.B. Schönfelder 1956, 21 ff.).

inhaltliche Hergang dieses für die Geschichte der Sprachreflexion außerordentlich bedeutsamen Prozesses soll im nächsten Kapitel noch einmal gesondert nachvollzogen werden; in diesem Abschnitt wollen wir die Konstitution des Paradigmas selbst und ihren unmittelbaren Niederschlag in zwei sprachwissenschaftlichen Text- beziehungsweise Lehrbüchern des ausgehenden 19. Jahrhunderts betrachten.

Unmittelbar konstitutiv für das Sprachkontaktparadigma sind die in diesem Kapitel detailliert analysierten, oder doch wenigstens, weil platzökonomische Gründe auch hier eine Auswahl erforderlich machten, in die Betrachtungen einbezogenen, Beiträge Whitneys, Addison Van Names, James C. Cloughs, Graziadio Ascolis, Johannes Schmidts, Richard Lepsius', Adolfo Coelho, Lucien Adams und Schuchardts.⁴⁶² Es fällt auf, und soll hier noch einmal deutlich markiert werden, dass die maßgeblichen Impulse zur Schaffung dieses Paradigmas fast sämtlich von außen in die über weite Strecken des 19. Jahrhunderts tonangebende deutsche Sprachwissenschaft hineigetragen wurden – und das muss freilich auch im Fall Schuchardts gelten, der nicht von seinen frühen, mitteldeutschen Schaffensorten Leipzig und Halle, sondern von der österreichischen Provinz aus ganz erheblich auf die paradigmrelevanten Diskurse Einfluss nimmt. Dass die insbesondere durch Schuchardt und Whitney geprägten theoretischen Grundpfeiler des Sprachkontaktparadigmas ab den späten 1880er Jahren im Mainstream der europäischen Sprachwissenschaft angekommen sind, lässt sich exemplarisch an den letzten beiden Gesamtentwürfen zur Theorie und Methode der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte* (Erstauflage 1880) und Georg von der Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft: Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse* (Erstauflage 1891) zeigen.

Pauls *Principien* nehmen bezeichnenderweise in der ersten Auflage 1880 (das heißt vor Whitney 1881, Coelho, Adams und Schuchardts kreolistischen Schriften sowie Schuchardt 1884) noch nicht nennenswert Notiz von den Themen Sprachkontakt und Sprachmischung. Mit der zweiten Auflage 1886 ändert sich der Text signifikant, und neben anderen neuen Abschnitten enthält er nun auch ein selbstständiges Kapitel zur Sprachmischung. Kolb und Lauffer (1977, XIII) liegen keineswegs falsch, wenn sie attestieren, dass das Thema Sprachmischung „als besonderes Forschungsproblem offenbar erst damals [mit der zweiten Auflage der *Principien*, SP] in das Bewußtsein der deutschen Sprachwissenschaft getreten [ist]“. Das Verdienst, es dorthin gerückt zu haben, gebührt in diesem Fall aber ganz buchstäblich Whitney und Schuchardt, denn Paul merkt

⁴⁶² Zu den wenigen, die neben Schuchardt auch Whitney (und in diesem Fall auch Miklosich) in diesem Kreis berücksichtigt haben, gehören Kolb und Lauffer (1977).

fußnotisch schon an der Kapitelüberschrift an: „Vgl. zu diesem capitel Whitney, On mixture in language (Transactions of American Philological Association, 1881) und besonders Schuchardt, Slavodeutsches und slavoitalienisches, Graz 1885“ (1886, 337). Die Ausführungen Pauls in diesem Kapitel geben folgerichtig über weite Strecken die Überlegungen Whitneys und Schuchardts wieder, was den Gedanken nahelegt, dass es vor allem deshalb hinzugefügt wurde, weil es für eine so allgemeine Sprachbetrachtung, wie sie die *Principien* sein wollen, nun als elementar erachtet wurde. Schuchardts Bemerkung in *Slawo-deutsches und Slawo-italienisches*, dass Paul in der ersten Auflage der *Principien* „übrigens gerade das Problem der Sprachmischung nicht erörtert hat“ (1884, 6), zeigt dieses Desiderat an, das Paul unverzüglich aufgreift.⁴⁶³

Doch auch die junggrammatische Handschrift zeigt sich im hinzugefügten Kapitel: Paul betrachtet die Sprachmischung auf idiolektaler Ebene als in trivialer Weise alltäglich, auf nicht idiolektaler Ebene (das heißt zwischen Sprachen, Mundarten oder Sprachstufen) jedoch als „nicht notwendig zum leben der sprache“ gehörig, „wenn es auch kaum auf irgend einem sprachgebiete ganz fehlt“ (1886, 337). Eine fundamentale Verankerung der Problematik in den soziohistorischen Konditionen der Sprecher beziehungsweise im sozialen Charakter der Sprache fehlt; auch aus diesem Grund stehen freilich im junggrammatischen Ansatz die Mechanismen, nicht die Gründe des Sprachwandels im Vordergrund.⁴⁶⁴ Ausführlich besprochen werden von Paul das Kopieren von Material und Form und entsprechende Anpassungsprozesse insbesondere auf Lautebene; nur zwei Absätze beziehen sich auf intensive und andauernde Sprachkontakte, in denen aus diesem Grund profundere Mischung auftreten kann. Was diese Situationen angeht, scheint Paul überwiegend Whitney zu rekapitulieren, wenn er schreibt, dass intensive Kontakte eine breite Mehrsprachigkeit evozieren, die sich jedoch tendenziell wieder zur Einsprachigkeit zurückentwickelt, sobald sich eine der am Kontakt beteiligten Sprachen durchgesetzt hat, was früher oder später der Fall sein wird. Die Sprachmischung in diesen Kontaktsituationen wird, um es mit Whitneys formalem Ausdruck wiederzugeben, immer eine Mischung *Ab* oder *Ba* sein, aber kaum eine gleichteilige *AB*:

⁴⁶³ Nur ein Jahr später geht Schuchardt (1885, 16) allerdings auf eine Passage ein, in der Paul die Sprachmischung, junggrammatisch als Störung der Konsequenz der Lautgesetze begriffen, nur in ethnisch heterogenen Gemeinschaften vorkommen lässt und dafür zudem ein „exceptionelles verhältniss“ (Paul 1880, 58) voraussetzt; Schuchardt widerspricht und erkennt Sprachmischung „auch innerhalb der homogensten Verkehrs-genossenschaft“.

⁴⁶⁴ Darauf hat 1886 schon Ascoli in seinem Brief „*Dei grammatici*“ hingewiesen (Morpurgo Davies 1998, 263).

Die Mischung wird auch bei dem einzelnen nicht leicht in der Weise auftreten, dass seine Redebestandteile aus der einen Sprache ungefähr in gleicher Menge enthielte wie Bestandteile aus der andern. Er wird vielleicht, wenn er beide gut beherrscht, sehr leicht aus der einen in die andere übergehen, aber innerhalb eines Satzgefüges wird doch immer die eine die eigentliche Grundlage bilden, die andere wird, wenn sie auch mehr oder weniger modificierend einwirkt, nur eine sekundäre Rolle spielen. (Paul 1886, 338)

Über neue Sprachen, die in solchen intensiven Kontaktsituationen entstehen, indem sie die hier als mehr oder weniger spontan beschriebene Mischung fixieren, spricht Paul nicht; wir dürfen in seinen Ausführungen deshalb eher eine Erfassung von Mehrsprachigkeitspraxen wie Codealternanz sehen als eine der Emergenz von Misch- beziehungsweise Kontaktsprachen. Entscheidend ist allerdings, dass die *Principien* überhaupt eine Behandlung des Themas aufnehmen.

Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft* zeigt einen anderen, ausbalancierteren, selbstverständlicheren Zugang zur Kontakt- beziehungsweise Sprachmischungsproblematik. Seine allgemeine Sprachtheorie steht in einem komplexen Beziehungsgefüge mit Schuchardtschen und anderen zeitgenössischen, insbesondere aber mit Humboldtschen Ideen:⁴⁶⁵ Gabelentz verteidigt die Verwendung des Organismusbegriffes in der Sprachwissenschaft, wehrt sich aber,

⁴⁶⁵ Dieses Gefüge ist Gegenstand einer eigenen Debatte: Coseriu (1967, 1984) erkennt in Gabelentz einen wichtigen Einflussgeber auf Saussures Sprachtheorie und deshalb einen „Mitbegründer der modernen synchronischen Sprachwissenschaft“ (1984, 4). Sein Argument beruht auf der faktischen Gleichsetzbarkeit der von Gabelentz unterschiedenen Ebenen *Rede*, *Einzelnsprache* und *Sprachvermögen* (z.B. Gabelentz 1891, 3f.) mit Saussures *parole*, *langue* und *langage* und einer ebenso ‚saussureschen‘ Differenzierung Gabelentz' zwischen synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft. Auf den ersten Blick scheinen die Parallelen tatsächlich frappierend (und wurden z.B. schon von Spitzer in einem Brief an Schuchardt hervorgehoben, abgedr. in Hurch 2006, 39): So beschreibt Gabelentz z.B. die *Einzelnsprache* als „ebensowenig eine Sammlung von Wörtern und Formen, wie der organische Körper eine Sammlung von Gliedern und Organen ist. Beide sind in jeder Phase ihres Lebens (relativ) vollkommene Systeme, nur von sich selbst abhängig; alle ihre Teile stehen in Wechselwirkung und jede ihrer Lebensäußerungen entspringt aus dieser Wechselwirkung“ (1891, 9f.). Einen ähnlichen Wortlaut finden wir später bei Meillet („un système où tout se tient“, vgl. Koerner 1989, 404) und natürlich bei Saussure: „Puisque la langue est un système dont tous les termes sont solidaires et où la valeur de l'un ne résulte que de la présence simultanée des autres“ (1967, 159). Koerner (1978b) hat jedoch gewichtige und nachvollziehbare Einwände gegen Coseriu, die wir hier, was die inhaltliche Seite angeht (er spricht daneben auch eine methodische an), darauf verkürzen können, dass die *Einzelnsprache* kein System in der gleichen Bedeutung und von der gleichen theoretischen Ordnung ist wie Saussures *langue*, und deshalb auch Gabelentz' *einzelnsprachliche Forschung* keine synchronische

wie Whitney oder Schuchardt, gegen eine zu wörtliche Übertragung. Die Sprache ist kein Organismus, „kein eigenlebigen Wesen, sondern eine Fähigkeit und Function [...] der geistlichen Natur des Menschen“; sie ist eine menschliche Institution, genau so wie Religion, Sitte, Recht oder Kultur, und wird „von denselben Mächten bestimmt“ wie diese (1891, 15). Die Funktion der Sprache sieht Gabelentz ganz in der Kommunikation, im Verstehen und Verstanden-Werden verankert (1891, 254); die Sprachwissenschaft steht für ihn in einem vielleicht einmaligen Spannungsfeld zwischen den Naturwissenschaften,⁴⁶⁶ den Philologien und den historischen Wissenschaften.⁴⁶⁷ In dieser sozial-funktionalen Perspektive sind auch Sprachkontakt und Sprachmischung

Linguistik im saussureschen Sinne ist, schon weil sie die individuellen Äußerungen der *Rede* (Gabelentz 1901, 12, 59) und nicht das *System* zum Gegenstand hat. Koerner sieht Gabelentz stattdessen in der Tradition W. v. Humboldts (in der Tat reflektiert z.B. die Abstufung zwischen *Rede* und *Einzelsprache* Humboldts zwischen *enérgeia* und *ergon*) und Saussures Prägung viel stärker bei Pauls *Principien*.

⁴⁶⁶ Den Zugang eines Bopp oder Schleicher zur Sprache weiß Gabelentz dabei mit deutlichen Worten abzuweisen: „Eine seltsame Einseitigkeit war es, die Sprachwissenschaft den Naturwissenschaften einreihen zu wollen. Einem platten Materialismus, wie er noch vor wenigen Jahrzehnten unreife Köpfe verwirrte, ist freilich nicht einzureden, dass nicht alle Wissenschaft Naturwissenschaft sei; und als nun vollends Charles Darwin mit seiner epochemachenden Theorie hervortrat, da streckte ihm selbst ein ernsthafter Linguist wie August Schleicher die Bruderhand entgegen. [...] Wer freilich in der Sprache nichts besseres sieht, als todte Lautgebilde, Cadaver, die man auf dem Seciertische zerlegt und zerstückelt, der muss sich wohl zum Anatomen verwandtschaftlich hingezogen fühlen. Aber man kann die Jahre im anatomischen Museum und im Seciersaale verbringen, ohne zum Menschenkenner zu werden, und man kann jahrelang Wörter und Wortformen zerlegen, ohne vom Wesen der Sprache eine Ahnung zu erlangen. Die Sprache lebt und nur im Leben lernt man Lebendes zu verstehen“ (1891, 14f.).

⁴⁶⁷ „Die Verwandtschaft der Linguistik mit den Naturwissenschaften liegt aber auch sonst im Wesen der Sache. Nichts gleicht einem Organismus mehr, als die menschliche Sprache. Alles in ihr steht in ursächlichem und zwecklichem Zusammenhange; sie hat ihr Formprinzip, darum reden wir von ihrer Morphologie; sie entwickelt sich nach inneren Gesetzen, zuweilen auch nach äußeren Einwirkungen, krankt, altert, stirbt wohl auch: darum dürfen wir von Physiologie, Biologie, Pathologie der Sprache reden; den Kampf um's Dasein hat auch sie gelegentlich zu bestehen, – jedenfalls bleibt er keinem ihrer Theile erspart –, und wer weiß, ob ihr nicht noch natürliche Zuchtwahl, Mimicry und mehr dergleichen zugesprochen wird?“ (1891, 15). – Die zweite Auflage fügt unmittelbar an: „Dagegen giebt es eine Macht, die der Naturforscher als solcher nie begreift, mit der nur der Historiker zu rechnen versteht: die Macht des Individuums. Der Naturforscher mag die Biologie erforschen: eine Biografie zu schaffen ist nicht seines Amtes; er mag seinen Arm ausstrecken, ob er die Psychologie in sein [sic] Bereich herüberziehen könne: das Geistesleben eines Menschen, eines Volkes, eines Zeitalters bleibt ihm unerfassbar, unerreichbar“ (1901, 17).

kernrelevante Themen der Sprachwissenschaft. Ähnlich wie bei Schuchardt lautet ein zentraler Slogan in der *Sprachwissenschaft* deshalb „alle Sprachgeschichte ist zugleich Sprachmischung“ (1901, 260).⁴⁶⁸ Den kategorischen Ausschluss der Sprachmischung aus der genealogischen Sprachforschung hält Gabelentz theoretisch wie empirisch für abwegig, wenn auch als ‚Kinderkrankheit‘ einer neuen Wissenschaft vielleicht verzeihlich. Neu ist, dass nun auch die Kreolsprachen in das Argument einbezogen werden:

[M]an hat flottweg verneint, dass es eigentliche Mischsprachen gebe. Es war das eine jener vielen Voreiligkeiten, die zu den Entwicklungskrankheiten unserer jungen Wissenschaft gehören. Man hatte leichtes Spiel zu beweisen, dass das Englische, trotz der romanischen Beimischungen, eine germanische, das Neupersische, trotz der arabischen Zuthaten, eine arische Sprache sei; jenen missgestalteten Creolensprachen wandte man vornehm den Rücken, von anderen Mischlingen konnte man damals wohl kaum etwas ahnen. Dazu kam jene Anthropologie der amerikanischen Schule, die möglichst viele Menschenrassen mit möglichst schroffen artlichen Unterschieden aufstellte. Und ebenso artverschieden sollten die Sprachen sein. Konnte man die Mulatten- und die Creolensprachen nicht aus der Welt leugnen, so verneinte man frisch drauf los, dass die Ersteren untereinander fortpflanzungsfähig, und die Letzteren vollberechtigte Menschensprachen seien. (1891, 168 f.)

Eine Reform der Modelle und Methoden der genealogischen Forschung, so dass auch die Möglichkeit, „dass Sprachen, vielleicht ganze Sprachfamilien, durch Vermischungen anderer, unter sich verschiedener erzeugt worden sind“ (1891, 169) berücksichtigt wird, ist unumgänglich; anders als Schuchardt visiert Gabelentz aber nicht einen Sturz des Paradigmas an, denn Sprachmischung bleibt für ihn ein wohl alltägliches, aber weder quantitativ noch qualitativ dominantes Phänomen: „Denn in weitaus den meisten Fällen haben an der stätigen Entwicklung der Sprache die einheimischen Mächte unendlich mehr Einfluss, als die von auswärts kommenden Anregungen“ (1891, 186). Wie wichtig die Angelegenheit dennoch epistemisch für die Sprachwissenschaft ist, zeigt sich daran,

⁴⁶⁸ Wie das Sprachmischungskapitel in Pauls *Principien* ist auch diese ‚griffige‘ Formulierung erst in der zweiten Auflage hinzugefügt worden. Diese erschien 1901 posthum und beinhaltet beträchtliche Überarbeitungen und Erweiterungen des ursprünglichen Textes durch Gabelentz’ Schüler Albrecht Graf von der Schulenburg. Die dringende Relevanz der Sprachmischung ist aber, anders als in Pauls *Principien*, schon ein Grundpfeiler von Gabelentz’ *Sprachwissenschaft* von Anfang an, weshalb die Tatsache der späteren Anfügung hier nicht von derselben Relevanz ist wie dort. Um Unklarheiten dennoch auszuschließen, zitiere ich Gabelentz aus der von Ringmacher und McElvenny herausgegebenen textkritischen Ausgabe (Gabelentz 2016) und gebe die Erstauflage (1891) an, wenn sich ein entsprechender Passus nur dort oder in allen Auflagen, und die Zweitauflage (1901), wenn er sich ab dieser, jedoch noch nicht in der Erstauflage findet.

dass Gabelentz den „eigentlichen Mischsprachen“ ein eigenes Kapitel widmet. Auch aus diesem lässt sich ein Modell der Sprachmischung extrahieren, das wiederum große Ähnlichkeiten mit den Ansätzen Whitney's und Schuchardts aufweist, weil es einen kontinuierlichen Raum mit unendlichen Möglichkeiten einer Anordnung in starren Kategorien und Typen vorzieht und die vollkommen paritätische Sprachmischung als Exotikum behandelt:

Zwischen jenen vereinzelt wirkenden Einwirkungen einer fremden Sprache auf die eigene: der Aufnahme von Fremdwörtern, der Nachbildung von Zusammensetzungen, Redensarten und syntaktischen Formen, der Einführung ausländischer Hülfsörter und Formativa einerseits und andererseits dem gänzlichen Aufgeben der Muttersprache zu Gunsten der fremden, liegt mitteninne eine Reihe unzähliger Möglichkeiten, die wohl alle in der Sprachgeschichte zu Thatsachen geworden sind. Die Mischung braucht ja keine gleichtheilige zu sein, ist es gewiss nur in den allerseltsamsten Fällen, war es vielleicht überall nur während einer kurzen Übergangszeit: schließlich wird sich doch das Zünglein der Waage nach links oder rechts geneigt, das Heimische oder der Eindringling das Übergewicht gewonnen haben. (1891, 272)

Das Mischsprachenthema ist daher nicht etwa deshalb so wichtig, weil die Mehrheit der menschlichen Sprachen, synchronisch betrachtet, deutliche Anzeichen einer rezenten Mischung aufweisen würde, sondern weil, diachronisch betrachtet, keine einzige Sprache ganz frei von Mischung ist („in diesem weitesten Sinne mag ja jede Sprache für gemischt gelten“, 1891, 272); vor allem aber, weil die neuere Forschung einige wenige Exemplare ins Licht gerückt hat, deren extensive und ins Rezente zu datierende Gemischtheit die bisher so dienlichen Fundamente der genealogischen Klassifikation – insbesondere die Parthenogenese-Analogie – überdeutlich herausfordern. Gabelentz würdigt in diesem Zusammenhang Adams und Schuchardts Erforschung der kreolischen Sprachen:

Die Genealogie hält sich nun an den Satz: *Denominatio fit a potiori*, ordnet eine jede Sprache derjenigen Familie zu, der sie der Hauptsache nach zugehört, und ist damit bis in die neueste Zeit gut gefahren. Mit den Erkenntnissen mehrten sich aber auch die Probleme; und eben jetzt arbeitet unsere Forschung auf Gebieten, wo mit den Begriffen der vollbürtigen Verwandtschaften, der Entlehnung und Nachbildung nicht mehr Haus zu halten ist. Immer mehr wird sie auch daran denken müssen, dass durch annähernd gleichtheilige Mischungen stammverschiedene Sprachen neue, bastardische Gebilde entstehen konnten, halbblütige Geschwister zweier Familien. Es war ein hohes Verdienst Lucien Adam's und Hugo Schuchardt's, dass sie jene verachteten Creolensprachen zergliedernd auf ihre Herkunft untersuchten. Es war auch sehr verständlich, dass sie unter allen Blendlingssprachen gerade diese zuerst unter's Messer nahmen, – die offenkundigsten, die einfachsten und ärmlichsten, die jüngsten, darum die, deren Bestandtheile noch am deutlichsten das Gepräge ihres Ursprunges tragen. (1891, 272 f.)

Die weiterhin verbreitete Verachtung gegenüber den „Creolensprachen“ speist sich freilich nicht allein aus ihrer gemischten Abstammung (beziehungsweise der methodischen Ignoranz durch die genealogische Forschung), sondern auch aus der relativen Schlichtheit ihrer Struktur. Im Kapitel zur „Sprachwürderung. Gesichtspunkte für die Werthsbestimmung der Sprachen“ verfolgt Gabelentz eine konsequent soziale Argumentation und nutzt dafür auch die neuen Erkenntnisse aus der Kreolforschung. Er verwehrt sich gegen die Annahme einer Korrelation zwischen Sprachstruktur und Sprechergeist: Auch die Struktur dieser Mischsprachen werde durch die Umstände ihrer Entstehung und die Bedürfnisse der Sprecher determiniert, und was als einfach strukturierte Mischung beginnt, das kann sich mit der Zeit und mit wachsenden Anforderungen (zum Beispiel an eine Muttersprache) zu größerer Komplexität entwickeln.

Erst in jüngster Zeit hat unsere Wissenschaft die Mischsprachen in den Bereich ihrer Forschungen gezogen. Wo zwei Völker miteinander in massenhafte Berührung kommen, da radebrecht das eine in der Sprache des anderen. Eine Art stillschweigenden Vertrages verpönt alles, was nicht beiden Theilen gleich genehm ist, und das ist oft sehr viel. Der Rest festigt sich durch Gebrauch zu einer neuen Sprache, die sich natürlich auf die dringendsten Bedürfnisse des internationalen Verkehrs beschränkt und sehr arm und roh ausfallen wird, – ein Kuli unter den Sprachen, dazu ein Blendling, der den Stempel seiner gemischten Herkunft auf der Stirne trägt. Aber der Kuli kann sich emporarbeiten, der Bastard kann geadelt werden, es bedarf nur der Zeit und der Gunst des Schicksals. Es kann geschehen, dass die Mischsprache die allein herrschende in einem Volke wird, dass sie „wächst mit ihren höheren Zwecken“ und, indem sie sich beide Quellen ihrer Herkunft offen erhält, zu doppeltem Reichthume emporblüht. Das war das Glück der englischen Sprache, allerdings ein Glück mit Verdienst verkettet. (1891, 386 f.)

Obwohl sich die sprachtheoretischen Auffassungen Schuchardts und Gabelentz' im Detail durchaus unterscheiden, führt letzterer mit der *Sprachwissenschaft* gewissermaßen das aus, was ersterem nie gelungen ist: einen kanonischen Entwurf zur Theorie, Methode und Praxis der Sprachwissenschaft (in diesem Fall explizit ein Lehrbuch, Gabelentz 1891, III), in dem die Sprachmischung in all ihrer Vielfalt als theoretisches und praktisches Kernproblem der Sprachwissenschaft identifiziert wird.⁴⁶⁹ Gabelentz deklariert die Sprachmischung als diachronische Universalie und argumentiert im Rahmen eines sozial-funktionalen

⁴⁶⁹ Schuchardt selbst sah das allerdings anders. Es gibt, und vielleicht ist das bezeichnend, keine Rezension Schuchardts zu Gabelentz' Schrift, obwohl beide in sehr regem brieflichem Austausch über die Mischsprachen standen. Es ging in diesem Austausch oft um konkrete Probleme: Schuchardt war insbesondere an der Expertise des Sinologen Gabelentz zu den asiatischen Pidgins und Kreols interessiert (Korrespondenz ed. von

Sprachverständnisses, er führt ein eigenes Kapitel zu den Mischsprachen ein, in dem auch die bisher unkanonischen Pidgin- und Kreolsprachen Berücksichtigung finden,⁴⁷⁰ und er skizziert ein, obgleich rudimentäres, Modell des kontaktbedingten Sprachwandels, das hauptsächlichliche Phänomene dieses Feldes (Kopien, Mischung und Sprachwechsel) integriert und miteinander in eine logische Beziehung setzt. Fought (1982, 428) sieht deshalb nicht zu Unrecht „the closest contemporary affinity of Schuchardt [...] with H.G. von der Gabelentz (1840–93), whose views on language mixture are indeed especially close to those of Schuchardt.“ Im Lehrbuchformat von Pauls *Prinzipien* und Gabelentz' *Die Sprachwissenschaft* ist der von Schuchardt und anderen in eine paradigmatische Form überführte Sprachkontakt- und Mischsprachendiskurs jedenfalls für die Sprachwissenschaft konstitutiv geworden. Er lässt sich in dieser Form, die freilich im Detail nicht unverändert bleiben wird, weiterverfolgen über Schuchardts späte Beiträge (z.B. 1909, 1914) und die Anfänge des Strukturalismus bei Jan Baudouin de Courtenay („On the Mixed Character of All Languages“ 1901/1972),⁴⁷¹ über Otto Jespersen (1922), Leonard Bloomfield (1933), Franz Boas (z.B. „Note on the Chinook Jargon“, 1933) und Antoine Meillet (z.B. „Sur le bilinguisme“, 1936), um hier nur einige wenige zu nennen, deren Wirken die Linguistik des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts geprägt hat⁴⁷², bis zur in der Fachgeschichte häufig so bezeichneten, in der Perspektivik der vorliegenden Arbeit jedoch fragwürdigen und zum Mindesten zu präzisierenden ‚Begründung‘ der Kontaktlinguistik durch die Arbeiten Einar Haugens und Uriel Weinreichs.

Das Sprachkontaktparadigma selbst, dessen Wirkung auf die Sprachwissenschaft nach 1880 wir in diesem kurzen Exkurs nach vorn verfolgt haben,

Hurch und Purgay 2015). Gabelentz' Hauptwerk kommentiert Schuchardt nur kurz in einem Brief an Otto Jespersen: „Nehmen Sie ein Werk wie das von Gabelentz über die Sprachwissenschaft; welche ungeheure Fülle von Anregungen! und alle Probleme sind nur gestreift, ja viele kaum erwähnt“ (Hurch und Costantini 2007, Brief (14).

⁴⁷⁰ In genau diesem Duktus beglückwünscht Gabelentz Schuchardt in einem Brief 1885 dazu, „daß Sie Sich dieser Stiefkinder der Sprachwissenschaft annehmen“ (Hurch und Purgay 2015, Brief (03–03206)).

⁴⁷¹ Sternemann und Gutschmidt schreiben in ihrer *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft*, erschienen 1989 in Ost-Berlin, eine stärker auf Osteuropa fokussierende Geschichte des Mischsprachendiskurses, in der neben Schuchardt v.a. Baudouin de Courtenay und dessen Schüler Lev V. Ščerba eine bedeutende Rolle spielen (1989, Kap. 3).

⁴⁷² Viele andere, vielleicht in einem engeren Sinne kontaktlinguistische Arbeiten, etwa von D. Hesselning, O. Broch oder J. Reinecke, ließen sich hinzufügen (vgl. Holm 2004a; Holm und Michaelis 2009a).

war allerdings keine Schöpfung *ex nihilo*, sondern *ein* Ergebnis eines Grundsatzdiskurses von nahezu identitätskritischem Ausmaß in den Philologien beziehungsweise in der Sprachwissenschaft – eines Diskurses, der sich um das Wesen des Gegenstandes dieser Wissenschaften, die Sprache, drehte. Hier polarisierte namentlich die extreme organizistische Position August Schleichers, und weil diese eine bestimmte Haltung in der Frage nach der Möglichkeit von Sprachmischung implizierte, rückte diese Frage beziehungsweise die nach der Existenz von Mischsprachen bald näher an das Zentrum des Diskurses. Um diese Frage vor allem, und um die Erkenntnisse, die im Zuge ihrer Erörterung gewonnen wurden, kristallisierte sich das Sprachkontaktparadigma heraus. Es muss jedoch dringend hervorgehoben werden, dass es, weil die Frage in einem Diskurs mit weit größerem Tiefgang fundiert ist, letztlich nur ein mittelbares Ergebnis darstellt. Das Kontaktparadigma ist zugleich konstitutives Element und epistemisches Derivat eines anderen, größeren Paradigmas, das sich im Diskurs um das Wesen der Sprache aus einer antithetischen Position zum Organizismus und Naturismus entspinnt, und das wir hier als *soziales, soziologisches* oder auch *soziolinguistisches Paradigma* bezeichnet haben.

Schuchardts Rolle in der Konstitution dieses größeren Paradigmas muss abschließend noch einmal konkretisiert werden, denn hier folgt die Fachgeschichtsschreibung bis heute einer etwas verzerrten Auffassung von dem Grazer Romanisten als, zum Beispiel, „founding father of sociolinguistics“ (Gilbert 1983, zit. nach Wendt 2001, 141), von dem aus sich „ein Bogen über Meillet [...] und andere bis hin zu den soziolinguistischen Untersuchungen neueren Datums [spannt]“ (Viereck 1980, 282). Diese gewissermaßen ‚traditionelle‘, häufig nur repetierte und selten selbstständig erarbeitete Deutung weist eine entscheidende Lücke auf, die wir nun auf einer sicheren analytischen Grundlage schließen können: Früher, systematischer und auch weitaus gründlicher als Schuchardt hat Whitney die Rolle der sozialen Faktoren und des Sprecherwillens im Sprachwandel hervorgehoben, die Sprache als soziale Institution definiert und die Organismusanalogie zurückgewiesen, die Abstraktion und Relativität von Begriffen wie *Sprache, Dialekt* usw. betont, einen Fokus auf Zweibeziehungsweise Mehrsprachigkeit und die Erforschung von Sprachkontakt und -mischung gerichtet, die Notwendigkeit eines aktualistischen, nicht katastrophistischen Erklärungsprinzips in der Sprachwissenschaft, und die Autonomie dieser Disziplin angezeigt, und auch schon die sich unter diesen Maßgaben mit Notwendigkeit ergebende These von der Arbitrarität und Konventionalität des sprachlichen Zeichens aufgestellt. – Es sind dies wohl die zentralen Komponenten des sozialen oder soziologischen Paradigmas der Sprachwissenschaft, und nur in der Kombination dieser Komponenten lässt sich dieses Paradigma auch als ein solches definieren, denn viele seiner einzelnen Momente sind, wie

auch diese Arbeit gezeigt hat, durchaus weiter zurück in die Geschichte der Sprachreflexion zu verfolgen.⁴⁷³

Genau genommen müssten wir zum Beispiel den Bogen der sozialen Sprachbetrachtung von der späteren Soziolinguistik wenigstens zurück bis zu Madvig spannen, der bereits in den 1840er Jahren viele der später von Whitney formulierten Gedanken zu Papier gebracht hatte; gleichwohl wurde im vorliegenden Buch unter Berücksichtigung von Umfang und Systematizität von Whitneys diesbezüglichen Ausführungen (an die auch Schuchardt in seiner bevorzugten Arbeitsweise keineswegs heranreicht) diesem der Vorzug gegeben. Dazu habe ich im letzten Abschnitt gezeigt, dass Schuchardt die Gedanken Whitneys und der amerikanischen Schule, für die dieser ein Gravitationszentrum war, gut kannte und wiederholt zitiert hat. Es dürfte deshalb legitim (wenn auch nicht ohne eine erneute Verkürzung) sein, Whitney und nicht Schuchardt die entscheidende Rolle bei der Begründung und Konsolidierung des soziologischen Paradigmas zuzusprechen und seinen Einflussbereich über Van Name, Clough, Gabelentz, Schuchardt, Baudouin de Courtenay, Meillet und andere bis in die sich in den 1960er Jahren als selbstständige Disziplin definierende Soziolinguistik zu projizieren. Zweifelsohne hat Schuchardts Werk, wie Fought (1982, 419) schreibt, „contributed significantly to the emergence of sociolinguistics, both directly and by way of his strong influence within dialectology, particularly in Romance“, und stehen sein außergewöhnlicher empirischer Beitrag und seine mannigfaltigen, weitsichtigen theoretischen und methodischen Überlegungen für sich. Die Primatsfrage aber muss mit Blick sowohl auf eine Theorie des kontaktbedingten Sprachwandels als auch auf ein soziales Verständnis von der Sprache über Schuchardt hinaus weiter zurückgehen.

⁴⁷³ Wenn Whitney diese Ideenblöcke maßgeblich generiert oder zusammenfügt, und Schuchardt in Whitney eine Schablone für das eigene Verständnis von der Sprache findet, dann greift es zu kurz, wenn man, wie Isaatschenko (1980, 87), Schuchardts sprachtheoretische Überlegungen auf den „Rahmen des ihm und seinen Zeitgenossen eigenen historischen Paradigmas“ reduziert. Freilich bleibt eine solche Zuschreibung von der genauen Definition des historischen Paradigmas abhängig, doch Whitney und Schuchardt heben sich in ihren theoretischen Ausführungen zu deutlich von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft vor 1860 ab, um hier eine heuristisch aussagekräftige Kontinuitätsthese zu gewinnen. Konsequenterweise betrachtet Isaatschenko aber auch Schuchardts Charakterisierung der Sprache als soziales Produkt als „Kurzformel“, aus der „nur wenige Konsequenzen“ gezogen werden (ebd., 88), und die angeführten Sprachwandelprozesse, die ausgehend von Individuen in einer Sprachgemeinschaft Nachahmung finden, als „seltene Beispiele“ und „anekdotisch“ (ebd., 89).